Heft 2 Februar 2003 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 · I € 5,75 · CH sfr 9,50

IRAK UND DIE LINKE

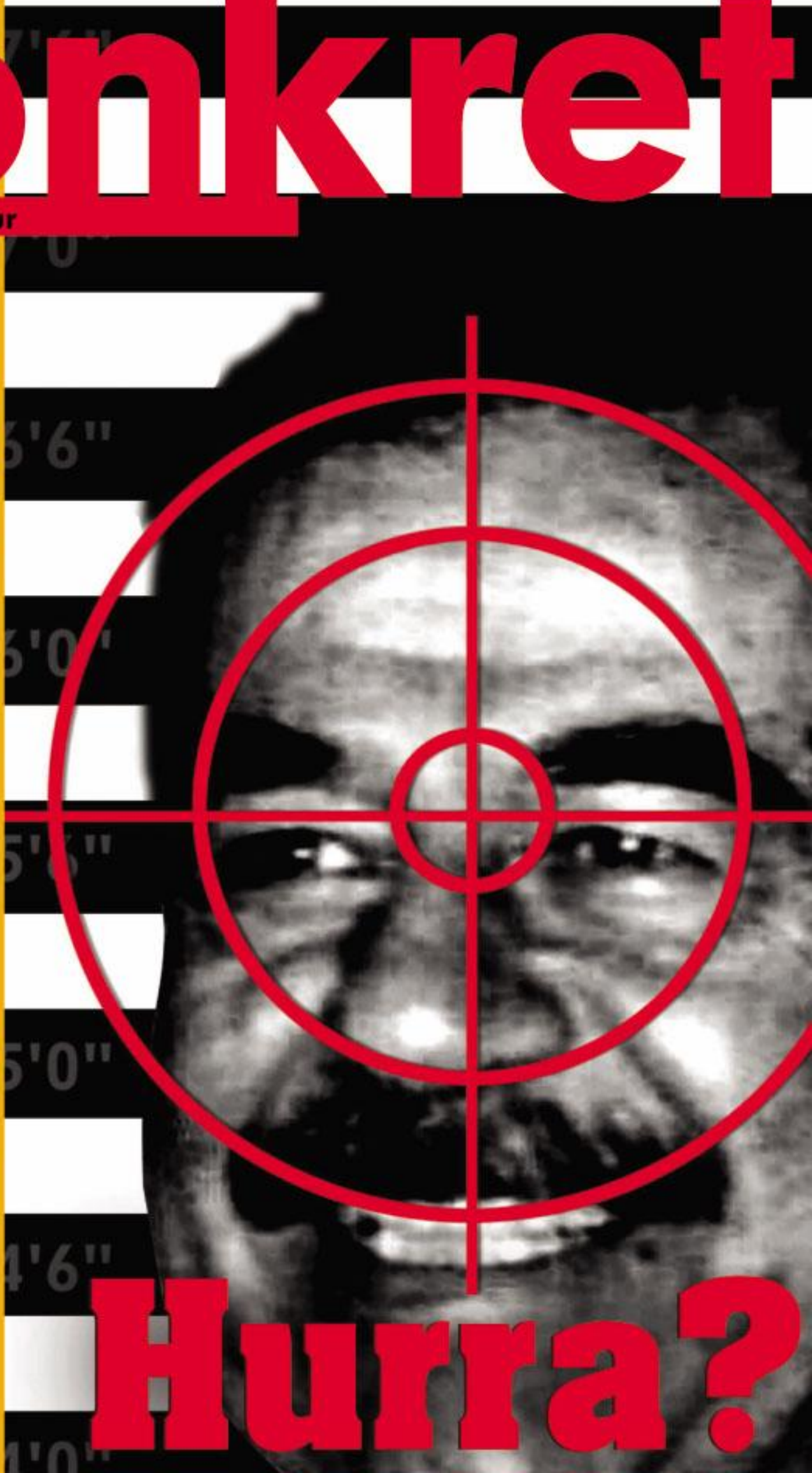
KRIEG DEN PALÄSTEN?

SOZIALES RÜRUPS

MORD-KOMMISSION

GRASS, BLÜM WALLRAFF WECKER...

GEISTER AN DIE MACHT



Hurra?

4 191202 704806 02

in konkret Februar 2003

hier konkret von Susanne Stumpenhusen
Die deutsche Hauptstadt ist pleite. Um die bescheidene Tariferhöhung für den öffentlichen Dienst nicht bezahlen zu müssen, hat Berlin den Flächentarifvertrag gekündigt und ist aus dem Verband der öffentlichen Arbeitgeber ausgetreten. KONKRET sprach mit Susanne Stumpenhusen, der Verdi-Landesleiterin von Berlin-Brandenburg.

von Konkret

an Konkret

Krieg den Palästen? von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Eisen und Blut von Georg Fülberth
oder über den Gemeinspruch »Dieses Problem hätte man politisch lösen sollen«.

Suspendierte Befreiung von Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken
Ein Fall von quasi-kolonialer Herrschaft: der Irak.

Freunde in der Not von Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken
Gibt es einen Politikwechsel der USA gegenüber dem arabischen Nahen Osten?

Hitlers Schreck von Erich Später
oder wie ein Präsident der imperialistischen USA schon einmal 2.000 Landsleute umbringen ließ, um einen Krieg anfangen zu können. Fußnoten zu einem aktuellen deutschen Bucherfolg.

Krieg gegen Deutschland von Matthew Albright
Ein bescheidener Vorschlag des US-amerikanischen Autors Matthew Albright

Damals von Thomas Ebermann
Daß die Erforschung toter Hunde sinnvoll sein kann, zeigt Michael Steffens Geschichte des Kommunistischen Bundes.

»Hypermarginalisierte Outlaws« von Gaston Kirsche
Das Bündnis »Radikale Linke«, gegründet 1989, wollte eine »Kraft der Negation« sein. Ihr erster Auftritt war die Kampagne »Nie wieder Deutschland!«. Was ist aus ihr geworden?

Die Durchzweifler von Joachim Rohloff
Was tun nach dem Verschwinden des Sozialismus? Plappern im Spagat.

Einatmen, ausatmen von Peter Hetzler
»Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt« heißt der Bericht der Hartz-Kommission, den der Kanzler eins zu eins realisieren will. Er regelt die Enteignung der Massen.

Die Mordkommission von Stefan Frank
Für die Bundesregierung stellen Gesundheits- und Rentenpolitik eine Einheit dar: Durch gezielte Einschnitte im Gesundheitswesen wird die Zahl der Rentner dezimiert.

Links & Rights von Jenna L. Brinning

Ackern für Deutschland von Petra Ehrenfort
Die Ausbeutung osteuropäischer Saisonkräfte ist in Deutschland an der Tagesordnung.

Führung mit allen Mitteln von Matthias Becker
New Labour hat eine neue Sozialpolitik entdeckt: die Verfolgung von Verbrechern und anderen Störenfrieden.

Oligarchie ohne Armee von Raul Zelik
Was ist eigentlich zur Zeit in Venezuela los?

Kunst & Gewerbe

Kunst & Gewerbe von Magnus Klaue
Small talk macht erfolgreich

Mission Intervention von Jürgen Roth
Kultur-Kolumne

Die Plaudermaschine von Michael Scharang
Reich-Ranicki unterhält sich über Musil.

Die Kanon-Kakophonie von Jan Pehrke
Das Bildungsbürgertum probt den Aufstand: Kapitalismus schön und gut, aber geht es nicht ein wenig erbaulicher?, fragen die Feuilletonisten und dekretieren Kanon-Listen ohne Ende.

Buch & Deckel von Verena Sarah Diehl
Nira Yuval-Davis: Geschlecht und Nation. Die Brotsuppe, Emmendingen 2001, 230 Seiten, 17,50 Euro

Buch & Deckel von Christel Dormagen
Ute Kätzel: Die 68erinnen. Rowohlt, Berlin 2002, 319 Seiten, 22 Euro

Buch & Deckel von Gaby Hommel
Irene Franken/Shirin Jazaeri/Renate Staudenmeyer: Was erreicht? Frauenbewegte Lebensgeschichten aus der Sicht unterschiedlicher Kulturen. Schmidt von Schwind Verlag, Köln 2001, 381 Seiten, 19,35 Euro

Buch des Monats von Marc Fabian Erdl
Michael Wildt: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes. Hamburger Edition, Hamburg 2002, 964 Seiten, 40 Euro

Amputierte Wahrnehmung von Martin Büsser
Nichts als Bilder hinter den Bildern? Die Berliner Akademie der Künste zeigt eine Retrospektive der Körper- und Medienkünstlerin Valie Export.

Der Stier als Klassiker von Heinz Seyfarth
Im populären Verständnis bislang unterbelichtet, in einer Hamburger Ausstellung nun gut ausgeleuchtet: Picassos Verhältnis zum Mythos.

Blühende Euphenyme von Ulipan Chrysostomos von Knüllwald-Holbein
Weibliche Ästhetik, Schönheit in unschönen Zeiten – exklusive Privatparadiese 33 internationaler Künstlerinnen.

FilmTheater von Dietrich Kuhlbrodt
Faites vos jeux

FilmTheater von Jan Pehrke

Die Liebhaberinnen

FilmTheater von Meike Röhrig
Weißer Oleander

Film des Monats von Frauke Döhring
Good bye Lenin

Ein Western auf dem Mars von Georg Seeßlen
Martin Scorseses »Gangs of New York« beschreibt eine gesellschaftliche Ordnung, die sich durch ihre eigenen Gesetze zerstört.

Der Berufsärgerer von Oliver Maria Schmitt
Chlodwig Poth, Zeichner, Schriftsteller und Mitbegründer der Neuen Frankfurter Schule, hat seine Autobiographie geschrieben.

KEIN SCHÖNER LAND - Glashütter auf großer Fahrt von Michael Rudolf
Auf der Suche nach Stadtfreuden setzen nicht wenige Bewohner des Erzgebirges leichtfertig ihr Leben aufs Spiel.

Melodie & Rhythmus von Thomas Behlert
Felix Klopotek: How they do it. Free Jazz, Improvisation und Niemandsmusik. Ventil, Mainz 2002, 224 Seiten 13,90 Euro

Melodie & Rhythmus von Alexander Kasbohm
Charlie Haden with Michael Brecker: American Dreams. Verve/Universal

Melodie & Rhythmus von Michael Saager
V-Twin: The Blues Is A Minefield. Domino/Zomba

Platte des Monats von Martin Büsser
Helmut Lachenmann: Das Mädchen mit den Schwefelhölzern

Heute abend: Adam Schaf von Magnus Klaue
Warum Georg Kreislers »Lied vom Ende« mit Tim Fischer am Berliner Ensemble leider nur ein Vergnügen ist.

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 02/03, S. 3

Susanne Stumpenhusen

hier konkret

Die deutsche Hauptstadt ist pleite. Um die bescheidene Tariferhöhung für den öffentlichen Dienst nicht bezahlen zu müssen, hat Berlin den Flächentarifvertrag gekündigt und ist aus dem Verband der öffentlichen Arbeitgeber ausgetreten. KONKRET sprach mit Susanne Stumpenhusen, der Verdi-Landesleiterin von Berlin-Brandenburg.

konkret: Frau Stumpenhusen, kann sich Ihre Gewerkschaft das Verdi-Mitglied Klaus Wowereit noch leisten?

Stumpenhusen: Wir freuen uns über alle sogenannten Führungskräfte, die sich zu unserer Organisation bekennen. Klaus Wowereit tendiert dazu, mit seiner Gewerkschaftsmitgliedschaft zu kokettieren, kritische Nachfragen von Mitgliedern dazu sind daher durchaus an der Tagesordnung. Aber so schnell fliegt bei uns niemand mehr raus. Allerdings wird Wowereit dieser Tage aufgefordert, endlich den satzungsgemäßen Beitrag zu zahlen.

konkret: »Berlin geht neue Wege« und brauche einen Mentalitätswechsel, so der Regierende Bürgermeister in seiner Regierungserklärung zum ersten Jahrestag des SPD-PDS-Senates am 17. Januar. Die Hauptstadt begeht im öffentlichen Dienst Tarifflucht. Ist es mit der politischen Freundschaft zwischen SPD, PDS und den Gewerkschaften nun vorbei?

Stumpenhusen: Das sind in der Tat neue Wege, die für eine rot-rote Landesregierung nicht gerade rühmlich sind. Offensichtlich will sich die Landesregierung profilieren, indem sie als oberste Dienstherrin der im öffentlichen Dienst Beschäftigten Härte zeigt und so versucht, in der Öffentlichkeit zu punkten. Die unstrittige Haushaltssanierung kann man nicht alleine auf die Arbeiter, Angestellten und Beamten des öffentlichen Dienstes abwälzen. Wie es weitergeht, wird sich bei den eben begonnenen Tarifverhandlungen herausstellen.

konkret: Anders als auf den jetzigen konnten sich die Gewerkschaften auf den früheren CDU-Bürgermeister Diepgen verlassen, ist aus Gewerkschaftskreisen zu hören. Ist ihnen ein verläßlicher Partner abhanden gekommen?

Stumpenhusen: Die das sagen, vergessen, wer uns in die Situation gebracht hat. Aber ich mache keinen Hehl daraus, daß die Zusammenarbeit in der Vergangenheit einfacher war. Bei den Sozialdemokraten beobachte ich tatsächlich einen Mentalitätswechsel. Die SPD hält etwas für modern, was in Wirklichkeit neoliberal ist.

konkret: Die Kassen sind leer, heißt es. Es scheint, als hätten im öffentlichen Dienst die Betriebswirtschaftler die Regentschaft übernommen.

Stumpenhusen: Die Analyse der Kostenrechner stimmt: Die Kassen sind leer. Gleichwohl sind die Konsequenzen, die gezogen werden, fatal. Ich vermisse, daß innerhalb der SPD über die Ursachen der Misere geredet wird. Offensichtlich liegt es eher im Mainstream, eine Bundesratsinitiative zur Senkung der Beamtenbesoldung zu initiieren als zur Wiedereinführung der Vermögens- und zur Erbschaftssteuer. Wenn 80 Milliarden Euro Steuergeschenke an die Unternehmer keine Arbeitsplätze schaffen, darf man nicht erwarten, daß Krankenschwestern und Erzieherinnen die Sanierung des öffentlichen Haushalts übernehmen.

konkret: Da stellen Sie als Gewerkschafterin moderate Forderungen und werden von der veröffentlichten Meinung als Klassenkämpferin eingestuft. Fühlen Sie sich mißverstanden?

Stumpenhusen: Wir vertreten eine Position, die sich darauf gründet, daß wir in der Bundesrepublik einen Flächentarif haben und Tarifflucht durch Verbandsaustritt nicht gutheißen können. Das hat doch mit »klassenkämpferisch« oder »moderat« nichts zu tun! Was die veröffentlichte Meinung mitunter transportiert, ist nur ein Teil der Wahrheit, und bei einer verkürzten Darstellung bleibt dann nur Platz für die Platitüde der Betonköpfigkeit.

konkret: Die Gewerkschaften haben für die Wiederwahl von Rotgrün geworben. Jetzt haben sie den Salat.

Stumpenhusen: Wir haben nicht für Rotgrün geworben, sondern für die Eckpunkte einer Politik, wie sie zugegebenermaßen vor der Wahl stärker als nach der Wahl von Sozialdemokraten und Grünen formuliert wurden. In der Steuerpolitik haben wir diese Bundesregierung überhaupt nicht gelobt, sondern ganz andere Anforderungen definiert. Wer den Konsens und die einvernehmliche Lösung mit den Gewerkschaften beschwört, muß sich mit diesen an einen Tisch setzen und ernsthaft nach einvernehmlichen Lösungen suchen. Das ist bisher in Berlin nicht ausreichend geschehen.

Konkret 02/03, S. 4

von Konkret

Die Welt als Diagramm, und links unten wir. Die »Zeit« hat sich dieses Bild gemalt, und ihr Redakteur Richard Herzinger schreibt dazu über »die Antideutschen«:

Spiritus Rector dieser Strömung ist Hermann L. Gremliza, seit 1974 Herausgeber der linken Traditionspostille KONKRET ... Weil die »Antideutschen« als Linke den Kapitalismus nicht mögen dürfen, müßten sie naturgemäß eigentlich Gegner der USA sein ... Doch seit sich hierzulande Abneigung gegen die US-Politik breit macht, ist den proisraelischen Linksradikalen auch die Amerikakritik verdächtig geworden ... Solche Kapriolen mögen auf den ersten Blick wie abseitige Spinnerei erscheinen. Und doch drücken sie eine Tendenz der Zeit aus ...

In einem Leserbrief an die »Zeit« (Kopie an KONKRET) hat Dr. Hermann Engster, Göttingen, darauf reagiert:

Ich bin regelmäßiger Leser sowohl der »Zeit« als auch der KONKRET und glaube daher, mir ein gewisses Urteil erlauben zu können. Die Artikel der sog. linken Traditionspostille KONKRET sind von einem empirischen Kenntnisreichtum, einer analytischen Durchdringung und einem so hohen argumentativen Niveau, daß die selbstgefällige bildungsbürgerliche Traditionspostille »Zeit« sich davon eine Scheibe abschneiden darf. Greifen Sie ruhig zum Messer, Herr Herzinger!

Elsässer-Nachlese. In der Wochenzeitung »Freitag« heißt es:

Jürgen Elsässer wiederum begründete das Ende seiner Autorschaft bei KONKRET mit Angriffen des (dort) publizierenden Thomas von der Osten-Sacken auf seine Person.

Von einem »Ende der Autorschaft bei KONKRET« ist der Redaktion nichts bekannt. (Daß Elsässer in diesem Heft fehlt, hat private Gründe.) Und von Thomas von der Osten-Sacken gibt es kein einziges publiziertes Wort gegen Elsässers Position, geschweige gegen seine Person. Alles übrige an dem »Freitag«-Satz stimmt.

Die Nazi-Zeitung »Junge Freiheit« macht sich Hoffnungen:

Es wird interessant sein zu beobachten, ob Elsässer seinen Abgang bei KONKRET dazu nutzen wird, sich weiter von seinen linksideologischen und antideutschen Scheuklappen zu befreien.

Sie wissen nicht, wo ihnen der Kopf steht, seit Caroline Fetscher im »Tagesspiegel« geschrieben hat, die Wochenzeitung »Jungle World«, an der Elsässer beteiligt war, sei aus der »Jungen Freiheit« hervorgegangen. Arme »Junge Welt«! Es könnte einer ihrer Leser sein, der Reinhard Helmers, der auf Osten-Sackens Beitrag »Kein Platz für Juden« (12/02) schrieb:

Es ist durchaus denkbar, daß derartige Artikel von der Bush-Regierung gefördert werden.

Aus dem Etat, der vormals für Elsässer bereit stand.

Veranstaltungen: 3.2. Saarbrücken, Galerie im Filmhaus, Mainzerstraße 10, 20 Uhr: »Saddam Husseins letztes Gefecht? Geschichte und Herrschaftspraxis des irakischen Bath-Regimes« – Veranstaltung mit Thomas von der Osten-Sacken, dem Mitherausgeber des Buches *Saddam Husseins letztes Gefecht? Der lange Weg in den III. Golfkrieg* (**konkret texte** 33*).* **5.2. Hamburg,** Fachschule für Sozialpädagogik, Max-Brauer-Allee 134 (1. Stock), 19.30 Uhr: »Blutsbrüderschaft der deutschen Friedensbewegung mit Saddam Hussein« – Vortrag und Diskussion mit Andrea Woeldike (Ko-Autorin des Buches *Saddam Husseins letztes Gefecht?)* und Tina Heinz (Redaktion »Bahamas«). **7.2. Halle (Saale)**, Uni Halle, Melanchtonianum, Hörsaal B, 19 Uhr: Veranstaltung mit den KONKRET-Autoren Thomas Uwer und Thomas von der Osten-Sacken über den Irak und die deutsche Friedensbewegung – mit einer Vorstellung des Buches *Saddam Husseins letztes Gefecht?* **24.2. Köln,** Ladengold, Körnerstraße 48, 20 Uhr: »Edle Seelen. Die Friedensbewegung, der Irak und Israel« – Vortrag und Diskussion mit Thomas von der Osten-Sacken (www.infoladen.net/koeln/casablanca).

Konkret 02/03, S. 6

an Konkret

Geschmacklos

KONKRET 1/03: »Offene Anstalt Deutschland« von Hermann L. Gremliza

Es ist ein löbliches Unterfangen, Roland Koch noch einmal ob seiner Äußerungen über das Vorgehen von Bsirske anzuklagen. Wenn Sie aber zunächst in allen widerwärtigen Einzelheiten (als angebliche Befürchtungen Kochs) gedanklich einen fiktionalen Vernichtungsweg »der deutschen Milliardäre« durch Gaskammern nachzeichnen, um im weiteren Verlauf der Kolumne zu behaupten, Koch habe gelernt, »politische Geschäfte« würden, mit »dem Blut jüdischer Opfer geschmiert«, besser »flutschen«, oder die lustige (in diesem Zusammenhang einfach nur geschmacklose) Idee anführen, Koch »in die nächstgelegene Anstalt« zu »entsorgen«, oder von einem Ministerpräsidenten sprechen, der die »Leichen der europäischen Juden« als Munition in seinem Wahlkampf verfeuert, so begeben Sie sich mit dieser, in ihren Bildern so abstoßend phantasiereichen Kolumne, auf ein ähnlich geschmackloses, menschenverachtendes Niveau. Indem Sie mit den grausamsten Bildern der europäischen Geschichte leichtfertig herumspielen, tragen sie gewiß nicht zu einem sensibleren Ton in politischen Debatten bei.

Sie mögen anmerken, ich hätte die Ironie dieses Beitrags nicht erkannt, doch ein derber Sarkasmus macht noch keine Satire.

Tobias Hillmer

Berlin

Tadellos

KONKRET 1/03: »Mythos Demographie« von Sahra Wagenknecht

Sahra Wagenknecht trifft mal wieder den Nagel auf den Kopf. Tatsächlich fängt schon der Fortschritt der Arbeitsproduktivität Folgen der demographischen Alterung ohne weiteres auf. Das trifft sowohl auf die Vergangenheit als auch auf die Gegenwart und die Zukunft zu. Ebenso stimmt es, daß die Bedarfsdeckung im Alter unabhängig davon, ob sie sich aus öffentlicher oder aus privater Versicherung oder aus beiden zusammen speist, immer nur aus zeitgleichem Sozialprodukt erfolgen kann. Deshalb handelt es sich beim »Kapitaldeckungsverfahren« nicht um eine reale Alternative zum »Umlageprinzip«, sondern um eine bloße Chimäre. Hinzu kommt, daß die jeweils erwerbstätigen Personen neben den Greisen auch noch andere Bevölkerungsgruppen versorgen müssen, vor allem die Kinder, die Ausbildungsbedürftigen, die nicht erwerbstätigen Erwachsenen, die Kranken und die Invaliden. Nimmt der Anteil von einigen dieser Gruppen zu, während jener von anderen schrumpft, so kann die quantitative »Belastung« der erwerbstätigen Personen mit anderen unverändert bleiben. *Erhard Moosmayer*

Bonn

Orientierungslos

KONKRET 1/03: von konkret

»Es gibt gute und viele schlechte Argumente gegen einen Krieg, gute und viele schlechte für ihn.« Ich habe den Eindruck, daß der KONKRET-Redaktion langsam die Orientierung verloren geht. Seit wann gibt es gute Argumente für einen imperialistischen Krieg? So eine dumme Formulierung habe ich in den über zwanzig Jahren, die ich KONKRET lese, noch nicht vorgefunden, und ich hätte sie, trotz kontroverser Beurteilung der derzeitigen politischen Situation, auch nicht erwartet. Geht über die Sorge, daß im Widerstand gegen den Kriegskurs der Antisemitismus zunimmt, der analytische Scharfblick, der in der Vergangenheit Euer Profil ausmachte, verloren? Das wäre schade.

Harald Kolbe

Hannover

Haltlos

KONKRET 1/03: hier konkret - Interview mit Ilka Schröder

Schon der Text von Ilka Schröders Anzeige appelliert subtil an Volkes Gerechtigkeitssinn: »EU-Hilfen«, also sauer erarbeitete Steuergelder, an »Terroristen«, die übelste, weil heimlich agierende Form des Systemgegners. Zwar verrät ein Fragezeichen, daß es die Auftraggeberin auch nicht genau weiß, aber das Bild spricht Klartext. Da ist er, der Geldempfänger: Rambotyp, Kalaschnikow in der Hand, Fundamentalistenbart. Der Araber, die Inkarnation des Bösen. Dämonisierung des Gegners hilft bei der psychologischen Vorbereitung des Krieges. Vielleicht könnte KONKRET auf solches Sponsoring aus EU-Mitteln verzichten, wenn man sich klarer positionieren würde. Doch wenn ich am Vorabend des imperialistischen Krieges im Editorial lese, es gebe viele Gründe gegen den Krieg, aber auch viele für ihn, man werde das weiter diskutieren, wende ich mich mit Grausen.

Paul Tiefenbach

per E-Mail

Ratlos

KONKRET 12/02: »Ausweitung der Kampfzone« von Ralf Schröder

Ihr Artikel hat mich etwas irritiert. Was sollen Sätze wie: »In den einseitigen Tiraden gegen die russischen Militärs ... mit denen man hierzulande gerne den Siegeszug der Roten Armee durch Ostpreußen etc. verleumdet«? Wenn Sie die Verbrechen der Roten Armee in Ostpreußen bestreiten, leugnen Sie wohl auch die sowjetischen Morde an Tausenden von polnischen Offizieren bei Katyn?

Alfons Trautner

Gräfenberg

Wir leugnen alles und das sofort. – Die Red.

Kritiklos

KONKRET 1/03: »Verfolgt, vermessen, vernichtet« von Jan Pehrke

Diese Ausstellung hat auch einen Appendix, womit der Ort solch umfassender Wiederaufbereitung unmißverständlich bestimmt ist. Wenn trotzdem Kritik »laut« wird, sogar »einige«, weckt das bei Pehrke Zweifel an der politischen Integrität der Kritiker/innen und Verdacht auf Menschenverachtung und Quälereien: »Moniert« werde da und sich an etwas »gestört«, also mit diffamierenden Ausdrücken rumgemeckert und gemosert. Und das von Leuten, die doch der Sache letztlich »in der Substanz« ganz fremd sind, weil sie sich weder im Ausstellungsteam noch im Appendix befinden! Es ist der »Kontext, in dem sie auftauchen, der Mißverständnisse ausschließt«, das ist korrekt. »Doch gerade diese Terminologie« ist nicht formalistisch und nicht diskutierbar.

Katharina S. Adams

Hamburg

Skrupellos

KONKRET 1/03: »Ende gut, alles gut« von Gerhard Henschel

Henschels Versuch, Nolte ins plump Völkische zu übersetzen, erinnert in seiner Plumpheit an die Anmaßung Karl Poppers, Adorno in »verständliches« Deutsch zu bringen.

Es ist nur billig, gegen solche billige Polemik darauf zu verweisen, daß Nolte 1963 immerhin der erst deutsche Historiker war, der die Vernichtung der europäischen Juden ein singuläres Menschheitsverbrechen genannt hat. Kaum je ist konzediert worden, daß Noltes gesamteuropäisch generalisierte Faschismustheorie bereits in ihrer Definition des Faschismus als gegenrevolutionärem Antimarxismus mit der marxistischen Faschismustheorie in frappanter Übereinstimmung steht. Auch hat die Linke immer schon voller Stolz das Urheberrecht an epochalen Innovationen wie Arbeiterorganisation, Massenagitation etc. angemeldet, als sie diese durch die Nazis wirkungsvoll kopiert sah. Aber wenn es um KZs geht, ist das Geschrei groß, und man möchte gern auf sein Patent verzichten.

Man muß der These vom »kausalen Nexus« nicht beipflichten, um doch anzuerkennen, daß Nolte selbst in seinen strittigen neueren Arbeiten von der Singularität der Judenvernichtung nie abgerückt ist. Letztlich ist für Nolte der

nationalsozialistische Judenmord als eine wahnhaft überschießende Travestie des bolschewistischen Kulakenmordes eben doch »böser« als das Original.

Siegfried Gerlich

Hamburg

Makellos

KONKRET 1/03: Kunst & Gewerbe

Das treffende und ausreichende Verdikt von Mabel Sullivan hat Horst Tomayer zitiert: »Fräulein« Riefenstahl sei »an old aged feeble brown plum«. Dank für Kompaktheit und Schärfe!

Hansgert Lambers

Berlin

Konkret 02/03, S. 9

Hermann L. Gremliza

Krieg den Palästen?

Was da alles zusammenwächst: Walser und Wecker, Gauweiler und Lafontaine, Brumlik und Schönhuber, Grass und Mahler, DKP und NPD, der Kölner Pfaffe, der Seite an Saite mit dem Volkssänger Niedecken »unserer Regierung den Rücken stärkt«, und der langjährige KONKRET-Redakteur, der sich sorgt, »ob Schröder umfällt« – gehört das wirklich zusammen? Deutschland, eine Friedensbewegung?

Der Krieg der USA gegen den Irak, sagt der Sozialdemokrat Grass, sei gewollt, »auf den Börsen aller Kontinente« finde er bereits statt. Den Deutschen aber sei »zwangsläufig das Kriegführen vergangen«, weshalb sie »nein sagen« sollten »zu dem fortwirkenden Wahnsinn, Krieg genannt«. Denn »jedermann kann wissen oder ahnen, daß es ums Öl geht«, um amerikanische Geschäfte, nicht um deutsche Ideale, wie vor drei Jahren, als der Dichter nörgelte, die Bomben auf Belgrad, die seine Regierung werfen ließ, kämen »viel zu spät«. Das war ein deutscher, ein gerechter Krieg, nicht zu vergleichen mit dem Krieg der USA jetzt, der, geboren aus einem »Gespinst der Heuchelei«, »schamlos« ist und »gemeingefährlich«.

Auch der Grüne Brumlik, der vor drei Jahren nach dem Einsatz von Bodentruppen gegen Jugoslawien gerufen hatte, sähe einen Krieg gegen den Irak gar nicht gern: »Die aktuelle amerikanische Rechtsauffassung«, schreibt er, laufe »auf nichts anderes hinaus als auf eine Weltordnung, in der die Wahrung der Menschenrechte vom absoluten Prinzip zum Spielball machtopportuner Kalküle herabgestuft wird«. Das hinzunehmen, bedeute ein »buchstäbliches Verfaulen linker Prinzipien«. Eine »Gerechtigkeit anstrebende Weltordnung« sei nur »denkbar«, wenn »dem amerikanischen Neo-Imperialismus ein zunächst deutscher, dann hoffentlich europäischer Neo-Neutralismus« entgegengesetzt werde.

Rührend. Viele bewährte Friedensfreunde werden ihm da folgen, manche neuere, darunter alle, die was zu sagen haben, werden sich fragen, wie soviel Unverstand in einen so schlauen Kopf kommt. Die zunächst deutsche, dann europäische Antwort auf den amerikanischen Imperialismus gibt es längst, nur daß noch keiner den kuriosen Einfall hatte, sie Neo-Neutralismus zu nennen. Sie ist an dieser Stelle seit ihrer Geburt aus dem Ende der Ost-West-Konfrontation als jener neue Kalte Krieg beschrieben worden, den Eurodeutschland, das zweite Imperium der neuen Weltordnung, gegen die USA führt, an allen Fronten der Weltpolitik und insonders im Nahen Osten, wo es darum geht, die islamischen Staaten für Eurodeutschland zu gewinnen und die USA als den Patron des verhaßten Israel zu isolieren. Das Votum der deutschen Regierung gegen einen Angriff auf den Irak hat keinen anderen, etwa menschenrechtlichen Grund, die »linken Prinzipien« sind im Kosovo verfault.

Daß vor Bagdad deutsche Friedensfreundschaft und imperialistisches Interesse zusammenfallen, hat seinen Grund in einem Ressentiment, das mit der Wilhelm Gustloff bedauerlicherweise nicht untergegangen ist, sondern seine Unsterblichkeit darin beweist, daß das erste Wort, das dem ersten der vaterländischen Dichter und Denker zur Beschimpfung der USA einfällt, Börse heißt. Das war schon vor zwölf Jahren, im letzten Golfkrieg, nicht anders. Damals freilich hatten die Deutschen die Lizenz zum Kriegführen noch nicht erworben, konnten also auch nicht nein sagen. Die Bundesregierung mußte ihre Mißbilligung der US-Politik so verbrämen, daß zwar die Adressaten in Nahost das Signal verstanden, nicht aber der Leitartikel und ganz besonders nicht die deutsche Linke.

Damals hatte ich, gegen die Gemeinsamkeit der oppositionellen und der offiziösen deutschen Friedensliebe, die Hoffnung formuliert, es möge in jenem Krieg einmal aus falschen Gründen das Richtige getan werden. Die Parole findet sich in diesen Wochen an vielen Orten zitiert, mal lobend, öfter tadelnd, aber verkürzt um die Mitteilung dessen, was ich für das Richtige gehalten habe: »daß der Irak der Fähigkeit beraubt werden muß, Israel – wie von Saddam angekündigt – anzugreifen und zu liquidieren«; dies sei »der einzig vertretbare Kriegsgrund«.

Die Hoffnung erfüllte sich nicht, Saddam wurde nicht entwaffnet, sondern seine Amtszeit als Stabilisator und praktischer Dauersündenbock unbefristet verlängert. Falsche Gründe (imperialistische Interessen) lassen keine richtigen (antiimperialistischen) Handlungen zu, der barbarische Antikapitalismus ist durch einen barbarischen Kapitalismus nicht zu besiegen. »Es geht den USA und ihren nördlichen Verbündeten ganz platt um ›unser Öl‹ und um das, was George Bush die ›neue Weltordnung‹ nennt, die anstandslose Unterordnung der drei hungernden Kontinente unter die Prinzipien und Interessen der führenden imperialistischen Staaten.« So endete vor zwölf Jahren der Absatz, an dessen Beginn die Hoffnung auf das Richtige aus falschen Gründen formuliert war. Gesalzene Analysen halten sich länger als kandierte Hoffnungen.

Es gehört zur normalen kapitalistischen Barbarei, daß alles Ware ist. Auf den Vorwurf, sie verbünde sich auch mit Terroristen, antwortete die US-Regierung sinngemäß: Was sollen wir machen, wenn nichts anderes im Angebot ist. So haben die USA, gegen die Sowjetunion, die Taliban angeworben, zu Terroristen ausgebildet, bewaffnet, an die mörderische Macht gebracht und, als sie sich gegen ihre Erfinder wandten, wieder abgeschafft. Zu diesem Zweck durfte der General

Dostum von der afghanischen Nordallianz 3.000 gefangene Taliban unter den Augen von US-Offizieren in Container sperren, drei Tage lang in der Wüstensonne stehen lassen, bis sie verreckt waren, und die paar Halbtoten, die in den Leichenhaufen sich bewegten, wiederum vor den Augen der Menschenrechtskrieger erschießen.

Bevor nun einer sagt, ich ergriffe für die Gotteskrieger Partei: Es macht Mordbuben kein bißchen besser, wenn sie von anderen Mordbuben zu Tode gequält werden, auch nicht, wenn es in Anwesenheit eines Korps von Zivilgesellschaftern in Uniform geschieht, die es freilich auch nicht besser macht.

Die Konstellation ist so verwirrend, daß sie manche, und es sind nicht die Schlechtesten, um den Verstand bringt. Sie plädieren, von einer Insel in der Berliner Karibik aus, für »die bewaffnete Selbstverteidigung Israels als Kristallisationspunkt eines weltweiten Kampfes gegen den barbarischen Antikapitalismus«. Das Argument geht etwa so: Israel ist bedroht, es hat keinen Verbündeten außer den USA. Deutschland nimmt auf seiten der Feinde Israels Partei. Also sind die USA in diesem Stück die Good guys. Und deshalb, so der Schluß, der ein in einer Welt des Fantums verständlicher Fehlschluß ist, dürfen sie nicht kritisiert, darf ihre gesellschaftliche Ordnung nicht in Frage gestellt werden, ist »die aktuelle Außenpolitik der Vereinigten Staaten von Amerika« die »vernünftige Wahl« für jeden Kommunisten. Friede Bushs Hütten! Krieg Saddams Palästen! Wer anderes wählt, wer in »lähmender Unentschiedenheit« verharrt, ist Antiamerikaner, das heißt Antisemit. Es ist bescheuert. Es ist absurd. Und es ist in vier von fünf Fällen wahr. Vier von fünf Zuschriften, die ihre Meinung zu meiner Kritik an der Friedensbewegung kundtun, landen im dritten Satz bei Vermutungen über die Rolle des Mossad in dieser Sache.

Im Vorfeld eines Krieges, an dem teilzunehmen seinen Interessen zuwiderliefe, ist Deutschland eine einzige Friedensbewegung. Wer anderes vorhat, als »unserer Regierung«, falls sie sich mit ihrer Absage ein bißchen übernommen haben sollte, den Rücken zu stärken, wird auf die Teilnahme an entsprechenden gymnastischen Übungen verzichten, bei denen er schlechter Musik und antisemitischer Kontaminierung ausgesetzt ist.

Konkret 02/03, S. 10

Herrschaftszeiten

No Jews

20. Dezember, »Neue Zürcher Zeitung«:

Erst hatten israelfeindliche Äußerungen des Oxford-Dozenten Tom Paulin für Aufregung gesorgt, dann hatte der Boykottaufruf britischer Akademiker gegen israelische Wissenschaftler eine Debatte angeheizt. Doch damit nicht genug: Im Sommer wurden zwei israelische Professoren ihrer Funktion als Berater zweier in Manchester veröffentlichter Journale enthoben. Jetzt hat die englische Tageszeitung »The Guardian« mit einem vierseitigen Artikel noch mehr Zündstoff geliefert. Im Artikel ist nämlich die Rede von Often Yiftachel, einem in Israel an der Ben-Gurion-Universität arbeitenden Wissenschaftler. Er hatte im vergangenen Sommer dem linksorientierten britischen Journal »Political Geography« einen Artikel zugesandt und diesen zurückgeschickt bekommen. Man könne, so lautete die angeheftete Notiz, keine Beiträge aus Israel annehmen.

Ich habe nichts von Gysi erwartet, und das war auch gut so

Heinrich von Rantzau, Hamburger Reeder

Rosa Kreuz

21. Dezember, »Bild«:

Erika Steinbach, Bundestagsabgeordnete der CDU und Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, hat in diesem Advent einen Brief an den Kirchenpräsidenten der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau, Prof. Dr. Peter Steinacker, über die kirchlichen Segnungen homosexueller Lebensgemeinschaften geschrieben. Darin heißt es: »Das Maß, Herr Kirchenpräsident, ist voll ... Ich kann es nicht mehr ertragen und verlasse nach reiflicher Überlegung die EKHN mit tiefer Trauer.«

Aus den befreiten Gebieten

21. Dezember, »Süddeutsche Zeitung«:

Auf dem Balkan ist Fleischmarkt. Einfacher kann man sein Geld nicht verdienen. Ein Mädchen kostet, je nach Aussehen, zwischen 500 und 2.000 Euro – steuerfrei, nur abzüglich der Schmiergelder für Polizei und andere. Wenn sich am Abend Mitglieder der einzelnen STOP-Teams (der Uno) fertig machen, um irgendwo in Bosnien wieder einen schäbigen Nachtclub zu durchsuchen, weiß es der Besitzer meist schön früher als das Team. Die Mädchen werden hinter doppelten Wänden oder bei der Großmutter versteckt. Dann ziehen die UN-Mitarbeiter wieder ab. Der Fleischmarkt ist schon lange nicht mehr in den Händen von kleinen Ganoven, die nach dem Krieg damit anfingen, Frauen einfach einzupacken und nach Bosnien zu bringen, wo der Bedarf auch mit den dort stationierten internationalen Truppen rapide anstieg. Jetzt ist der Markt in den Händen von einem professionellen, internationalen Mafianetzwerk, das sich über Moldawien bis nach Deutschland ausbreitet.

Beinahe-Selbstmord

23. Dezember, DPA:

Der Schriftsteller Martin Walser hat angedeutet, daß ihn die Angriffe auf seinen Roman *Tod eines Kritikers* fast das Leben gekostet hätten. Die Kritik sei kaum zu ertragen gewesen, sagte er in einem »Stern«-Interview und fügte hinzu: »Dann wäre ich weg, wäre wahrscheinlich nicht mehr hier. Die ›FAZ‹ hat es nicht geschafft, und deswegen kann ich leben ... Es würde mich nicht mehr geben, wenn die ganze Öffentlichkeit reagiert hätte, wie Herr Schirrmacher sich wohl ausgerechnet hat.«

Friedly fire

23. Dezember, »Hamburger Abendblatt«:

Seit Beginn der Bundeswehr-Einsätze im Ausland sind mit den jetzt getöteten sieben Soldaten insgesamt 46 deutsche Soldaten ums Leben gekommen – nur einer von ihnen wurde bei Kampfhandlungen getötet. 1993 wird ein 26 Jahre alter

Sanitätsfeldwebel in der kambodschanischen Hauptstadt Phnom Penh erschossen. 1995 stirbt ein Maat bei einem Unfall an Bord der Fregatte »Karlsruhe« in der Adria. In Bosnien kommen 1997 zwei Bundeswehrsoldaten im Feldlager Rajlovac ums Leben. Aus einer Kanone auf einem Spähpanzer hatten sich Schüsse gelöst. Südlich von Sarajevo stirbt 1997 ein Soldat bei einem Verkehrsunfall. Bei einem Verkehrsunfall kommt 1998 ein Hauptmann der Bosnien-Friedenstruppe SFOR in einem »Fuchs«-Panzer ums Leben. 1999 wird bei einem weiteren »Fuchs«-Unfall ein Soldat getötet. Im gleichen Jahr stirbt ein 31 Jahre alter Oberfeldwebel der KFOR-Friedenstruppe bei einem Verkehrsunfall in der Nähe von Prizren. Im April 2000 erschießt sich im Kosovo ein 25 Jahre alter Bundeswehrsoldat. Kurz darauf kommt es zu einem weiteren Verkehrsunfall mit einem Toten. 2001 wird beim Abschuß eines Uno-Hubschraubers ein deutscher Oberstabsarzt getötet. Im gleichen Jahr kommt bei einem Unfall ein Soldat im Kosovo ums Leben. Im März 2002 werden zwei deutsche Soldaten der ISAF-Schutztruppe in Kabul getötet, als zwei Flugabwehrraketen vorzeitig explodieren.

Von Gysi kann man nicht mehr erwarten als von Thomas Gottschalk. Eben ein guter Unterhalter

---

Eberhard von Rantzau, Hamburger Reeder

Al tedesco

4. Januar, »Süddeutsche Zeitung«:

Die Italiener in Deutschland galten als leichter integrierbar, ihre Kinder als Reserve für den Bildungs- und Arbeitsmarkt. Doch die Wirklichkeit für die inzwischen 670.000 Italiener ist gekennzeichnet durch Versagen in fast allen Bereichen. Schulisch sind die Italiener der jungen Generation schlechter dran als alle anderen Gruppen. »Sie verfügen über schlechtere oder keine beruflichen Abschlüsse und sind überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen«, zieht Laura Garavani Seisselberg, Geschäftsführerin der gewerkschaftlichen Beratungsstelle in Berlin, die düstere Bilanz ... Bei Italienern zuckt man zusammen. Das sind doch EU-Bürger. Jede Stadt in Deutschland möchte Italiens nördlichste sein, Politiker lassen sich in Toscana-Fraktionen zusammenfassen. Doch wer weiß, daß Deutschlands Behörden Italiener diskriminieren und massenhaft ausweisen, selbst solche, die in Deutschland geboren sind? So gut wie niemand. Inzwischen hat die Europäische Kommission zwei Verfahren gegen Deutschland wegen Verletzung des Gemeinschaftsrechts eingeleitet.

Für mich haben die arbeitslosen Menschen in Deutschland absolute Priorität vor neuen Zuwanderern

---

Edmund Stoiber, CSU-Vorsitzender

Immer die Juden

6. Januar, Vortrag Prof. Udo Steinbach, Leiter des Deutschen Orientinstituts, bei einem Empfang der Probstei Salzgitter:

Wir müssen auch einmal darüber nachdenken, was wir als Terrorismus bezeichnen wollen. Wenn wir sehen, wie israelische Panzer durch palästinensische Dörfer fahren und sich die verzweifelten Menschen mit Steinen wehren, dann müssen wir mit Blick auf den Aufstand der Juden im Warschauer Getto auch fragen dürfen, war das dann nicht auch Terror?

Deutschland über alles

7. Januar, AFP:

In dem irakischen Rüstungsbericht an die Uno sollen 98 deutsche Firmen genannt sein, die an Projekten zur Entwicklung von Massenvernichtungswaffen beteiligt gewesen sein sollen. Allein die Zahl der deutschen Unternehmen sei etwa doppelt so groß wie die der Firmen aus anderen Ländern insgesamt.

Narhalla-Aufmarsch

9. Januar, »Bild«:

Die Karnevalsumzüge im Rheinland sollen auch bei einem möglichen Irak-Krieg stattfinden. Das erklärten Karnevals-Organisationen.

Organisierte Kriminalität

10. Januar, DPA:

Richter und Staatsanwälte verstoßen angeblich bei der Mehrzahl von Telefonüberwachungen gegen geltendes Recht. Wie das ARD-Magazin »Kontraste« berichtet, wurden bei mehr als 500 untersuchten Verfahren nur drei Prozent der Betroffenen

von der Aktion unterrichtet – obwohl eine Information vorgeschrieben ist.

Läufige Politik

10. Januar, »Men's Health«:

Bundesaußenminister Joschka Fischer kann beim Laufen am besten nachdenken. Nachdem er zuerst gelaufen ist, um abzunehmen, sei ihm jetzt der »meditative Aspekt der wichtigste«. »Viele Ideen sind mir beim Laufen gekommen.« Zum Nachdenken läuft der Grünen-Politiker am liebsten alleine. Dazu »stehle ich mich dann und wann davon und laufe durchaus längere Strecken in ruhigem Tempo«. Wenn er Probleme habe, sich sehr ärgere oder in einem Konflikt stecke, wisse er: »Es gibt eine Antwort darauf. Ich ziehe mich um, ziehe Turnschuhe an und laufe.«

Wenn man genau hinguckt, ist der Depressions-Dreiklang aus Krieg, Terror

und Rezession eine große Chance

Mathias Döpfner, Vorstand des Axel Springer-Verlags

Damenprogramm

12. Januar, »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«:

Hieße die niederländische Palästina-Aktivistin, die gestern mit ihrer Delegation von einem Freundschaftsbesuch bei Jassir Arafat zurückkehrte, noch Gretta Nieuwenhuizen, die politische Welt nähme wohl nicht groß Notiz davon. Die Aktivistin heißt aber seit ihrer Heirat im Jahr 1987 Duisenberg, und da sieht die Sache schon anders aus. Ihr Mann ist Wim Duisenberg, der Präsident der europäischen Zentralbank, einer der mächtigsten Männer der Weltfinanz ... Wie Gretta Duisenberg nach eineinhalb Stunden Gespräch mit Arafat in Ramallah dem Palästinenserpräsidenten den Arm um die Schulter legte und ihm die Hand hielt, offenbarte so viel von ihrer lange gehegten Liebe für die Sache der Palästinenser, daß in den Zeitungen der Niederlande die »Causa Gretta« wiederaufkochte.

Begonnen hatte sie im vergangenen April, als Gretta Duisenberg eine palästinensische Flagge von einem Balkon der gemeinsamen Villa in Amsterdam wehen ließ und sich in Demonstrationen einreihte, bei denen auch Parolen wie »Hamas, Hamas, Jews to the gas« skandiert wurden.

All the news

14. Januar, DPA:

Die Auflagen der aktuellen Zeitschriften und Magazine sowie der überregionalen Tageszeitungen waren im letzten Quartal 2002 insgesamt weiter rückläufig. Der »Spiegel« verkaufte im 4. Quartal durchschnittlich 1,085 Millionen Exemplare und damit 1,9 Prozent weniger als im Vorjahr. Ein Minus von 16,3 Prozent verbuchte die »Welt«, die eine Auflage von 210.000 erreichte. Die »Frankfurter Rundschau« kam auf 183.000 (minus 4,0 Prozent) und die »Taz« auf 59.000 (minus 5,9 Prozent). »Bild« verlor 6,9 Prozent.

Fit to print

14. Januar, »Bild«:

Rekord! 12,1 Millionen lesen täglich »Bild«. Danke liebe Leser! Trotz schwieriger Wirtschaftslage war 2002 wieder ein gutes Jahr für »Bild«. Die Auflage war im vierten Quartal 2002 bei 3,9 Millionen, im Jahresdurchschnitt: 4,1 Millionen. Damit erreichte Europas größte Tageszeitung 12,1 Millionen Leser täglich – der höchste Wert in der 50jährigen Geschichte von »Bild«. Der Marktanteil von »Bild« am Einzelverkauf aller Tageszeitungen stieg auf rund 63 Prozent.

Konkret 02/03, S. 12

Georg Fülberth

Eisen und Blut

oder über den Gemeinspruch »Dieses Problem hätte man politisch lösen sollen«.

Pronunciamento und Lamento

Wird irgendwo ein Krieg geführt, dessen Ziele so allgemein formuliert oder auch so einleuchtend sind, daß man sie nicht von vornherein ablehnen kann, werden sich Friedlichgesinnte finden, die folgenden Einwand erheben: »Dieses Problem hätte man nicht militärisch, sondern politisch lösen müssen.«

Dem ist von allen beizupflichten, die gute Gründe haben, nicht ihre eigene Haut zu Markte zu tragen. Kriegsbefürwortung sollte man allenfalls den Militärs (die oft zurückhaltender sind als erlebnishungrige Zivilisten) überlassen und ihnen gleich anschließend widersprechen.

Eine Schwierigkeit ergibt sich dadurch, daß durch Waffengänge Tatsachen geschaffen werden, die anschließend nicht mehr aus der Welt zu bringen sind, und daß, wer von ihnen absieht, nicht mehr mitspielen darf. Dann kommt das Argument von der Normativität des Faktischen, das allerdings nicht nur auf Kriege und ihre Resultate anwendbar ist. Seit Alexander von Makedonien den gordischen Knoten durchhieb und damit im Grunde ja nur bewies, daß manches eben auch etwas schneller erledigt werden kann, stehen die Tüftler oft als Schwätzer da. So bildete sich eine Tradition heraus, deren Zwischenergebnis einst Carl von Clausewitz in die These faßte, der Krieg sei die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Das klang nach Zivilisierung der Blutarbeit, war aber zugleich ihre Legitimation. Unbewaffnete Politik, so konnte der Satz ebenfalls gelesen werden, sei unvollständig.

Um diese Argumentationsmühle zu verstehen, sollten wir uns zunächst einmal in sie hineinbegeben. Damit die Überlegung aseptisch wird, reisen wir zur Einübung in die Antike.

49 v. Chr.

»Alea iacta est!« soll Gaius Iulius Caesar ausgerufen haben, als er 49 v. Chr. den Rubikon überquerte, die römische Republik im Bürgerkrieg zerstörte und sie durch eine bis dahin nicht gekannte Art der persönlichen Herrschaft ersetzte. Es gab dann noch 18 Jahre Gemetzel, bis sein Adoptivsohn Augustus den Principat endgültig etabliert hatte und der Erdkreis in eine über vierhundertjährige Periode des – allerdings wohl nur sogenannten – Friedens, der Pax Romana, eintrat.

Ein Problem war gelöst. Worin hatte es bestanden?

Unter anderem darin, daß die res publica romana eine Art Privateigentum der Adeligen und der Reichen war. Ihre öffentlichen Ämter, in die sie nicht ohne materiellen Aufwand gelangen konnten, führten sie auf eigene Kosten, und diese Ausgaben holten sie anschließend, wenn sie als Proprätoren oder Prokonsuln in die Provinzen gingen, per Auspressung wieder herein. Hierdurch und aufgrund der Tatsache, daß die extensive Zweifelderwirtschaft nicht genug für ein immer anspruchsvoller werdendes Herrenvolk (einschließlich der besitzlosen Bürger, der Proletarier) abwarf, sowie – drittens – durch den Bedarf an Sklaven (die einheimischen vermehrten sich schlecht, deshalb mußten neue gefangen werden) war der Stadtstaat auf Ausdehnung angewiesen und wurde somit zum Imperium.

Das bedurfte nun allerdings eines anderen Regimes als der bisherigen republikanischen Kommunalverfassung mit ihrer jährlichen Ämterrotation. Die Beseitigung der alten Ordnung war sogar im Interesse der herrschenden Klasse. Sie konnte jedoch – wie übrigens auch später in der Geschichte immer wieder – nur durch Mobilisierung der Unterschichten durchgesetzt werden. Dies war der Beginn der Sozialdemokratie, die insofern antiken Ursprungs ist. Den Rest erledigte der bewaffnete Staatsstreich. Caesars Nachfolger achteten darauf, daß die hergebrachten Klassenverhältnisse intakt blieben. Der Krieg hatte sich als der Vater der neuen (res novae) und der alten Dinge erwiesen.

1862

Wir springen ins neunzehnte Jahrhundert. Auch da gab es ein Problem, diesmal in Deutschland.

Die industrielle Revolution war im vollen Gange, aber die neuen Eisenbahnzüge mußten alle paar Meilen an Zollgrenzen halten. Das verlangsamte unter anderem den Kapitalumschlag und mißfiel der Bourgeoisie. Die Revolution von 1848, in der auf den Barrikaden nicht nur für die nationale Einheit geschossen wurde, sondern zugleich für die Demokratie, war allerdings auch nicht nach ihrem Geschmack, so daß sie das Geschenk der fürstlichen Konterrevolution, die ihr fürs erste das Proletariat vom Hals hielt, gern annahm.

Auf die akkumulationsfördernde deutsche Einheit mußte sie allerdings warten, bis König Wilhelm und sein Ministerpräsident Bismarck das Heer so weit instandgesetzt hatten, daß Österreich geschlagen und einige widerstrebende

Fürsten abgesetzt werden konnten. Die Rüstung kostete Steuern, und die Liberalen wollten nicht zahlen. In dieser Situation soll ihnen Bismarck 1862 in der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses erzählt haben, nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse würden die großen Fragen der Zeit entschieden, »sondern durch Eisen und Blut«.

Die Stelle ist nicht gut belegt. Protokoll wurde nicht geführt, das Zitat findet sich nur in Presseberichten. Da die Geschichte anschließend ja so gelaufen ist, kann sich kaum jemand vorstellen, daß es auch anders hätte funktionieren können.

Etwa gleichzeitig wurde in einem anderen Weltteil die nationale Einheit ebenfalls durch eine Schießerei sichergestellt: im US-amerikanischen Bürgerkrieg 1861-1865. Eine gespaltene Ökonomie – hier auf Sklaverei, dort auf Lohnarbeit beruhend – wäre auf Dauer nicht haltbar gewesen. Der Krieg schob zusammen, was zusammengehörte. Ebenso (wenngleich ohne Sklaverei und ihre Beseitigung) geschah es in Italien, wo piemontesische und französische Truppen die Einheit des Landes und Marktes gegen Österreich und den Papst erfochten.

Was ökonomisch notwendig – das ist verdolmetscht: im Interesse der Bourgeoisie – war, wäre im Laufe der Zeit gewiß auch ohne Krieg erreichbar gewesen. Aber Zeit ist Geld. Auch Ihnen haben Ihre Eltern und Ärzte wohl schon gesagt, daß eine Stunde Schlaf vor Mitternacht besser ist als eine Stunde nach Mitternacht. So ist es ebenfalls mit dem Profit: Je früher er gemacht wird, desto schneller steht er der weiteren Akkumulation zur Verfügung. Bürgerliche Ökonomie und Krieg sind Geschwindigkeitswettbewerbe, und nicht umsonst wohl gingen in Europa seit dem 14. Jahrhundert die sogenannte »militärische Revolution« (Entwicklung der Kanonen) und die Erfindung der mechanischen Uhren der Vorbereitungsperiode des Kapitalismus voraus.

Aber ich schweife ab.

1941

Es scheint ein Gegenbeispiel zu geben, an dem gezeigt werden kann, daß es auch ohne Krieg geht: Die sich nach 1945 anbahnende Einheit Europas und die samtenen Revolutionen 1989-1991 seien, so ist zu hören, Beispiele für ausschließlich politische Lösungen, die dann gelingen, wenn sie mit der milden Gewalt des Handels untersetzt werden.

Dabei wird vergessen, daß vorher eine kriegerische Bereinigung erfolgte. Im zweiten Weltkrieg hatte zunächst Hitler auf dem europäischen Kontinent westlich der Sowjetunion jede andere gegnerische Streitmacht aus dem Feld geschlagen. Als er 1945 durch die Vereinigten Staaten von Amerika besiegt worden war, konnten diese innerhalb der nun von ihnen dominierten neuen Gewaltstruktur den Marshallplan applizieren. Der Westblock, der auf diese Weise entstand, vermochte durch eine Kombination von ökonomischer Attraktivität und militärischer Überlegenheit den Osten zur Aufgabe zu zwingen. Was wie ein jahrzehntelanger friedlicher Prozeß erscheint, resultierte letzten Endes aus dem Kriegseintritt Roosevelts 1941.

2003

Daran ist zu erinnern, weil gegenwärtig immer wieder einmal nach einem Marshallplan für den Nahen Osten gerufen wird. Dadurch könnten, so heißt es, die Gegensätze zwischen Israelis, Palästinensern und anderen Arabern im Wohlstand ertränkt werden.

Ein Gegenargument lautet: hierfür seien vorher institutionelle Garantien zu schaffen.

Das wäre ein Vorwand für einen Krieg der USA gegen den Irak. Sie hätten dann – wieder einmal mit Eisen und Blut – zwei Probleme gelöst, die so zu beschreiben sind:

Erstens: Im Kalten Krieg haben die USA zur Einigung Europas gedrängt und damit einen Machtblock mit schaffen helfen, der ihnen jetzt zur Konkurrenz werden kann. Einige seiner Mitglieder, darunter Deutschland, scheinen geneigt, engere Beziehungen zu Gegnern der Vereinigten Staaten und Israels im Nahen Osten einzugehen.

Zweitens: Mehrere der arabischen Regimes sind nicht stabil. Die ausbeuterischen Eliten konnten zwar zu einer halbherzigen Tolerierung Israels veranlaßt werden. Dies aber verschafft ihnen einen schweren Stand gegenüber den eigenen Volksmassen, die allerdings den Hauptfeind zunächst noch nicht im eigenen Land suchen. Wird deren soziales Elend durch Islamismus und Antisemitismus in politische Aktionen gelenkt, könnten diese sich zugleich gegen Israel und gegen eine heimische Obrigkeit, die ihnen in diesem Punkt nicht radikal genug ist, richten.

Hier scheint eine US-amerikanische Militäraktion Abhilfe zu versprechen. Die Erdöl-Ressourcen der Vereinigten Staaten wären erweitert, die lauen Verbündeten in Europa würden dadurch in Schach gehalten, daß ihre Petroleumzufuhr durch die Vormacht kontrolliert wird. Eine massive US-Präsenz könnte die Voraussetzung für eine politische Ordnung herstellen, in der ein neuer Marshallplan tatsächlich keine Fehlinvestition wäre.

Nach Caesar und mit Augustus kam die Pax Romana, mit Bismarck die Gute Alte Zeit 1871-1941, nach Roosevelt das Goldene Zeitalter des Kapitalismus, Bush verspricht uns eine Brave New World.

Conclusio

Was ist von alledem zu halten?

Überhaupt nichts, und nicht nur aus Gründen des technischen Risikos. Wer einen »Flächenbrand« im Nahen Osten zu fürchten vorgibt, wünscht ihn sich vielleicht und läßt mal wieder andere Leute für seine eigenen Projektionen marschieren.

Die Ablehnung einer neuen Politik von Eisen und Blut sollte grundsätzlicher sein. Man kann dabei sogar recht alte Argumente benutzen. Diese haben mit der Gegenüberstellung von Krieg und süßem Frieden nicht unbedingt etwas zu tun.

Alle vorstehend begutachteten Militäraktionen dienten der Modernisierung oder Gründung von Raub- und Ausbeuterstaaten. Ebenso ist es mit irgendwelchen hier nicht weiter untersuchten »politischen Lösungen«, die es natürlich auch immer wieder gegeben hat. Wenn Lincoln Sklaven befreite und Roosevelt den Faschismus bekämpfte, dann handelte es sich um historische Fundsachen. Im letzteren Fall gilt dies auch für das Faktum, daß die USA 1941-1945 nicht nur einen innerimperialistischen Krieg führen konnten, sondern – alliiert mit einer sozialistischen Macht – im Systemkonflikt für kurze Zeit scheinbar auf die andere Seite gerieten.

Von einem neuen Angriff auf den Irak mögen sich einige Beobachter Vorteile für Israel oder die Kurden im Irak versprechen. Das muß nicht so kommen. Es könnte sein, daß die USA nach der endgültigen Etablierung ihrer Herrschaft im Nahen Osten den Staat Israel nicht mehr als Vorwand benötigen und daß die Kurden im Irak dann nicht besser dran sind als in der Türkei.

Doch das ist Zukunft. Wissenschaftlicher Betrachtung wird sie erst dann wieder zugänglich sein, wenn sie zu Geschichte zermahlen ist.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 1/03 über das Jammern der Bourgeoisie

Konkret 02/03, S. 14

Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken

Suspendierte Befreiung

Ein Fall von quasi-kolonialer Herrschaft: der Irak.

»Der Kolonisierte entdeckt, daß sein Leben, sein Atmen, seine Herzschläge die gleichen sind wie die des Kolonialherren ... Diese Entdeckung teilt der Welt einen entscheidenden Stoß mit.«

Frantz Fanon

Anfang September 2002 trafen in Cobham in der Grafschaft Surrey, südwestlich von London, 32 irakische Wissenschaftler und Intellektuelle zusammen, um über die Zukunft des Irak zu beraten. Der Anlaß nicht weniger als die Wahl des Ortes erinnert an die Hinterzimmerkonferenzen und Geheimtreffen, die über Jahrzehnte das Schicksal des arabischen Nahen Ostens mitbestimmt haben, mit dem Unterschied nur, daß diesmal weder Verträge noch Verpflichtungserklärungen über künftige Ausbeutungsrechte unterzeichnet wurden. Solche Treuepfänder hatten die Regierungen des Irak in der Vergangenheit nur allzu bereitwillig hinterlegt, um sich des Schutzes vor ihren Gegnern im eigenen Land zu versichern.

Gleiche Augenhöhe, ein Bewußtsein von Gleichheit als Voraussetzung der Aufhebung auch der materiellen Trennung der Welt, war dabei niemals hergestellt, die manichäische Trennung in Kolonialisten und Kolonisierte, von der Fanon spricht, vielmehr fortgeschrieben worden. Wenn die arabisch-nationalistischen Regimes bei jenen Mächten antichambrierten, die sie zugleich für die Teilung Arabiens verantwortlich machten, ging es ihnen um die Nutzung imperialer Machtinstrumente, nicht um deren Überwindung.

Auch Saddam Hussein und seine Ba'th-Elite sind immer Bittsteller geblieben, ungeliebte Helfer, im besten Fall gefürchtete Gegner. Der Blick, der aus den USA oder Europa auf den Irak fiel, war immer der auf ein Regime, dessen Barbarei man sich in gleichem Maße bewußt war, wie man sie zu nutzen pflegte. Das koloniale Verhältnis des weißen Herren zum barbarischen Wilden war nicht aufgehoben, sondern in die moderne Sprache von Rüstungshilfe und Diplomatie überführt worden, die Gewalt des Marktes trat an die Stelle der Nilpferdpeitsche. »Saddam is a monster«, beschrieb Noam Chomsky dieses Verhältnis aus anderer Perspektive, »but he is our monster.«

Daher kommt, daß zwar nicht der Welt, aber dem arabischen Nahen Osten, nunmehr ausgerechnet von einer Gruppe irakischer Exilintellektueller, die weder über militärische noch zivile Mittel der Macht verfügen, ein bedeutender Stoß versetzt worden ist. Denn was die Gruppe in Cobham vorstellte, mag, gemessen am historischen Maßstab europäischer Geschichte, wenig Neues enthalten – vor dem Hintergrund der Geschichte des arabischen Nahen Ostens aber ist allein die Existenz ihres Arbeitspapiers »The Transition to Democracy in Iraq« revolutionär.

Bürgerliche Freiheitsrechte, Gewaltenteilung, die Anwendung des Rechtsstaatsprinzips auch auf die Verantwortlichen der bestehenden Diktatur, ein föderales Verwaltungs- und parlamentarisch kontrolliertes Polizeisystem stellen nämlich nicht nur die konkrete Herrschaftspraxis arabischer Staaten in Frage. Als Konzept der nationalen Befreiung rühren sie an eine grundlegende Prämisse nahöstlicher Politik seit der Entstehung arabischer Nationalstaaten, wonach die Überwindung innerer (arabischer) Teilung und äußerer Bevormundung die unabdingbare Voraussetzung für jeden gesellschaftlichen Fortschritt seien. Der Unterschied wird markiert durch eine einfache Umkehrung der Vorzeichen. Nicht mehr die seit siebzig Jahren existierenden Nationalstaaten, sondern die in ihnen bestehende Herrschaft erscheint nunmehr veränderbar: »Eine historische Chance tut sich auf«, heißt es in dem Papier, »von einer Bedeutung, die alles, was im Nahen Osten seit dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches und dem Einmarsch britischer Truppen in den Irak 1917 geschah, übertrifft.«

Als britische Kolonialtruppen, dem Sykes-Piquot Abkommen folgend, in dem Frankreich und Großbritannien die Region des Nahen Ostens unter sich aufgeteilt hatten, im Irak landeten, war das Ende der kolonialen Besatzung bereits besiegelt. Die Kolonisierung der arabischen Kernstaaten hatte – entgegen dem antikolonialen Mythos – nicht nur verhältnismäßig spät eingesetzt, sondern auch nur kurze Zeit gewährt. Die britisch verwalteten Mandatsgebiete blieben von den Schrecken klassisch kolonialer Politik weitgehend verschont. Im Unterschied zum Maghreb, wo die kolonisierten Nationen erst nach jahrelangen blutigen Befreiungskriegen in die Unabhängigkeit traten, wurde das hashemitische Königshaus des Irak und mit ihm der Staatsapparat von Großbritannien selbst eingesetzt und später mit britischer Unterstützung vor dem Völkerbund in die formelle Unabhängigkeit entlassen. An die Stelle der unmittelbaren Gewalt des Kolonialregimes trat die vermittelte Herrschaft einer durch anglo-irakische Abkommen in weitgehender Abhängigkeit gehaltenen irakischen Regierung, an die Stelle von Kolonialtruppen mit der Entdeckung der Erdölvorkommen die Herrschaft der Trusts, denen die gesamte Schlüsselindustrie inklusive der Infrastruktur unterworfen war.

Der Unterschied mag gering erscheinen, blieb doch die Bedingung der Ungleichheit, die Abhängigkeit und die radikale Ausbeutung der Ressourcen, bestehen. Mit der unmittelbaren Herrschaft des Kolonialismus aber wurde scheinbar auch jener ihm eignende Widerspruch suspendiert, aus sich heraus die Bedingungen seiner Überwindung zu erzeugen. So geschah, was man in den Kolonien beobachten konnte, in den arabischen Kernstaaten des Nahen Ostens nicht. Dort bildete sich kein genuiner Befreiungsnationalismus in den infolge kolonialer Grenzziehung entstandenen Nationen, der diese in den Kampf um Unabhängigkeit getrieben hätte. Die Mandatsgebiete des Nahen Ostens waren weit weniger Nationalstaaten im Aufbau, als auf Eliten gestützte Verwaltungseinheiten. Die Dialektik des Kolonialismus, der den Kolonisierten erst das universelle Gleichheitsversprechen vermittelte, das sie gegen die Realität kolonialer Herrschaft wandten, zündete nicht. Antikoloniale Bewegung und quasi-koloniale Herrschaft fielen im arabischen Nahen Osten in eins.

So wurde im Irak bereits 1921 die erste Regierung unter Faysal installiert, der die antiosmanischen Aufstände der Araber angeführt und dem »arabischen Rat« in Damaskus vorgesessen hatte. Mit dem Hashemiten Faysal, den Großbritannien bewußt als Gegengewicht zu Ibn Saud gewählt hatte, gelangte ein großer Teil der frühen arabischen Nationalisten zu Regierungsämtern, die, wie ihr Regent, zumeist nicht aus dem Lande selbst stammten. Lokal verankert wurde die Regierung durch die Ernennung traditioneller Eliten. Die notwendige Rolle einer Modernisierungsklasse, die in anderen Staaten die nationale Bourgeoisie einnahm, wurde im Irak übernommen von ehemaligen Feudalherren, Militärs, hohen Beamten aus der osmanischen Nomenklatura, die sich einerseits als Träger einer antikolonialen Bewegung zur Überwindung der nationalstaatlichen Teilung verstanden und die andererseits die Aufrechterhaltung quasi-kolonialer Ordnung vor Ort organisierten.

Der arabische Nationalismus, der nicht umsonst im Irak der zwanziger und dreißiger Jahre eine theoretische Hochphase erlebte, trug diesen Widersprüchen der mandatierten Selbstverwaltung Rechnung. Nicht nur legitimierte er die Herrschaft der arabisch-sunnitischen Staatselite, er entsprach vor allem der Schizophrenie der Staatsklasse, indem er als Panidee antikolonial auftrat und zugleich die national durchgesetzten Herrschaftsstrukturen unberührt ließ. Befreiung, so der panarabische Kerngedanke, wird erreicht durch die Überwindung nationalstaatlicher Aufspaltung, nicht durch die Überwindung von Herrschaft.

Allen panarabischen Theoretikern ist gemein, daß sie auf der Grundlage einer rückwärtsgewandten Idealvorstellung (eines arabisch-islamischen Großreichs) nationale Gemeinsamkeiten über eingeborene kulturelle Merkmale formulierten und nicht auf der Grundlage bestehender politischer und/oder staatlich-institutioneller Gefüge. Die sunnitischen Araber, auf die sich die panarabische Ideologie stützte, stellten im Irak gerade mal 20 Prozent der Bevölkerung. Die Panarabischen »rassisierten ihre Ansprüche« (Fanon) als historisch-kulturelles Anrecht der Araber, »inventarisierten« sie als Nationalkultur und stellten deren vermeintliche Essenz in Gegensatz zu anderen. Die »arabische Nation« existiere, nur fehle ihr der Staat.

Die Ursache dafür suchte man in den Interessen fremder, nicht-arabischer Mächte – einerseits den Kolonialstaaten Frankreich und Großbritannien, andererseits in den nicht-arabischen Volksgruppen, die Anspruch auf Macht oder nationale Selbstbestimmung erhoben. So wurden, durch die erfolgreiche Unterdrückung nationaler Bewegungen, absurderweise ausgerechnet die panarabischen Regime zu den besten Garanten der Aufrechterhaltung bestehender nationaler Ordnung in Nahost und damit zu willkommenen Bündnispartnern jener »imperialistischen« Staaten, denen sie den Kampf angesagt hatten. In der Vorstellung vom äußeren Feind, der für die Spaltung des arabischen Großreichs genauso verantwortlich ist wie für kapitalistische Modernisierung und den beklagten Zusammenbruch der islamischen Umma, ist auch der Grundzug jener antisemitischen Wahnvorstellung enthalten, die heute Islamisten und Panarabisten beseelt.

Der Erfolg des Panarabismus liegt aber nicht zuletzt in seiner Verwertbarkeit für die an der Region interessierten Eliten. Der Haß der Panarabisten richtete sich bis auf wenige Ausnahmen nicht gegen französische Einrichtungen oder die Verbindungsbüros britischer Konsortien, sondern gegen ethnische Minderheiten wie die Assyrer oder die zum Inbegriff des feindlichen Fremden stilisierten arabischen Juden. Noch während der Mobilisierung gegen den neugegründeten Staat Israel als Ausdruck »anglo-zionistischer« Fremdbestimmung, bereitete die irakische Regierung 1948 die Unterzeichnung eines Vertrags vor, der die gesamte Wirtschaft des Landes auf 30 Jahre an Großbritannien auszuliefern vorsah.

Der Rückgriff auf einen mythisierten Urzustand, den panarabische und panislamische Ideologie teilen, begünstigt dabei die um Machterhalt ringenden Eliten. Denn indem die Vorstellung einer Rückkehr zu vergangener Größe sich in erster Linie gegen die bestehende nationalstaatliche Ordnung wendet, negiert sie zugleich alle Versuche gesellschaftlicher Modernisierung innerhalb dieser Staaten, die der Staatsklasse gefährlich werden könnten. Im Irak läßt sich verfolgen, wie sich der Panarabismus der Staatsklasse immer dann radikalisierte und in einen Militärputsch mündete, wenn diese sich durch eine andere zu Macht und Einfluß strebende Gruppe oder Klasse gefährdet sah.

So zielte der vom Militär und dem Königshaus getragene faschistische Putsch im Irak 1941 auf eine im Windschatten der Industrialisierung entstandene nationale Bourgeoisie und den mit ihr verbundenen Premierminister Nuri as-Said. Die offene Gewalt der Faschisten richtete sich gegen die irakischen Juden, die mit dem städtischen Bürgertum Bagdads assoziiert wurden. Mit dem Putsch der Ba'thisten im Frühjahr 1963 wurde die erste nationale Regierung unter Karim Qasim gestürzt.

Unterstützt von den USA und vorsorglich mit detaillierten Namenslisten ausgerüstet, machten sich die panarabischen Milizen der Partei daran, die gesamte Funktionärsriege der Kommunistischen Partei zu ermorden. In beiden Fällen sollte es der durch Umstürze und Militärcoups bis auf die Offizierselite ausgedünnten Staatsklasse gelingen, den losgetretenen panarabischen Putsch wieder unter Kontrolle zu bringen.

Die Herrschaft der Ba'th-Partei, die seit 1968 ununterbrochen im Amt ist, hat diese Geschichte fortgeschrieben. Mit der Vernichtung der Kommunisten und der Ausschaltung der städtischen Bourgeoisie ging nunmehr allerdings ein Austausch auch der Staatsklasse einher. Mit Saddam Hussein, der 1979 den letzten Vertreter der alten militärischen Nomenklatura, seinen Vorgänger und Ziehvater Al-Bakr, aus dem Amt drängte, hat sich eine neue Staatsklasse an die Macht gebracht, deren radikaler Panarabismus jeden Gedanken an Befreiung obsolet macht. In Saddam Husseins militärischen Aggressionen wird deutlich, daß der maßgeblich im Irak entwickelte arabische Nationalismus nicht auf die Befreiung von Nationen, sondern umgekehrt auf die koloniale Rückeroberung der Region durch die Araber zielt.

Saddam Hussein hat den Irak kolonisiert, seine Bevölkerung unterdrückt und die gesamte Wirtschaft einer rücksichtslosen Wertabschöpfung unterworfen. Große Teile des abgeschöpften Mehrwerts in Form der Ölrente werden von einer identischen Staats- und Wirtschaftselite direkt oder über den Umweg teurer Rüstungs- und Luxusimporte ins Ausland transferiert, während alle exportungeeigneten Wirtschaftsbereiche brach liegen. Das Land wird regiert wie im Belagerungszustand, militärische Sondereinheiten und Sicherheitsdienste agieren heute wie einst Kolonialtruppen aus massiven Festungen und Sicherheitszonen, die den gesamten Irak durchschneiden und deren Betreten der Bevölkerung untersagt ist.

Hussein hat zugleich erreicht, was der Kolonialismus im Irak unterließ: Er hat eine Gemeinschaft der Unterdrückten geschaffen, indem er lokale und traditionale Bündnisse zerschlug, regionale Eliten vernichtete und den gesamten Irak derselben rücksichtslosen Gewaltherrschaft aussetzte. Und damit ungewollt die Bedingungen geschaffen, die das Ende der panarabischen Herrschaft im Irak erst möglich machen, ohne den irakischen Nationalstaat in Frage zu stellen. Im Irak steht heute das Regime zur Disposition. Und mit ihm die arabische Panidee, die half, daß »seit dem Machtantritt Hafiz al-Assads im Januar 1970 nicht ein einziges arabisches Regime (mit der Ausnahme der Randstaaten Jemen und Sudan) während der folgenden 30 Jahre gestürzt wurde« (Barry Rubin). In den meisten dieser Staaten, die unterhalb fast jeder Region der Erde rangieren, was die wirtschaftliche und soziale Entwicklung angeht, wird gehungert, in allen wird gefoltert.

Die Geschichte, die in Cobham, Surrey, begann, ist gut. Sie hat durch die einfache Umkehrung dessen, was als veränderbar angenommen wird und was nicht, die bürgerliche Befreiung des Nahen Ostens, die seit 1920 überfällig ist, auf die Tagesordnung gesetzt. Doch der geübte Leser derartiger Geschichten weiß auch, daß sie zu gut ist, um ohne weiteres wahr zu werden. Sie stellt nicht weniger in Frage als die herrschenden Eliten im arabischen Nahen Osten. Und damit auch die Stabilität, um deretwillen diese an der Macht gehalten wurden.

Thomas Uwer/Thomas v. der Osten-Sacken schrieben in KONKRET 1/03 über einen Irrtum der Friedensbewegung

Konkret 02/03, S. 16

Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken

Freunde in der Not

Gibt es einen Politikwechsel der USA gegenüber dem arabischen Nahen Osten?

»The Ba'th Party had come to control in 1963. We were very happy. They got rid of a lot of communists. A lot of them were executed or shot. This was a great development.«

James Atkins, ehemaliger US-Botschafter im Irak

»Lange Zeit übte sich die US-Politik darin, tyrannische arabische Regimes zu unterstützen. Das ist auf dramatische Art und Weise gescheitert. Das State Department und die CIA ... setzen aber weiter darauf, den Status quo im Na-hen Osten zu erhalten. Der andere Flügel in der US-Administration – vertreten durch die Falken im Verteidigungsministerium – analysiert die US-Politik der letzten 30 Jahre und versteht die Fehler. Ihre Politik zielt darauf, das Problem grundsätzlich anzugehen.«

Kanan Makiya

Angenommen, der Irak-Krieg fiele aus, der amerikanisch-irakische Konflikt wäre nur eine diplomatische Krise und der deutsche Wunsch nach Wahrung des Status quo würde erfüllt. Auch dann hätte sich alles verändert.

Die Politik ehemaliger amerikanischer Regierungen, auf die man seit dem 11. September 2001 blickt, um herauszufinden, wie es soweit habe kommen können, ist entzaubert. Davon erzählen Bilder wie jenes aus den achtziger Jahren, auf dem Donald Rumsfeld Saddam Hussein die Hand schüttelt, und die Erinnerung an den Sturz Mossadeghs mit Hilfe der CIA 1953, die Unterstützung des ba'thistischen Putsches im Irak 1963 oder der saudisch/ägyptisch co-produzierte American Djihad in Afghanistan.

Ungeachtet der ständigen Klagen arabischer Regime über die Imperialisten waren die USA stets zur Stelle, wenn es galt, die Herrscher vor nationalen Unabhängigkeitsbewegungen, islamischen Revolutionen und Kommunisten zu schützen. Mit kläglichem Ergebnis: Der arabische Nahe Osten ist mehr denn je ein Pulverfaß, dessen Sprengkraft sich gegen die USA und ihre Verbündeten zu entladen droht. Und dies, obwohl in den letzten 30 Jahren alle Versuche, die regionale Ordnung aufzubrechen (mit Ausnahme Irans) erfolglos blieben, die kommunistischen Parteien entweder vernichtet oder ins Exil getrieben, separatistische Bewegungen zerschlagen wurden, die Sowjetunion verschwunden und auch die iranisch-islamische Revolution längst nur noch ein Schatten ihrer selbst ist.

Oder gerade deswegen? Diese Geschichte wirft ein Licht auch auf den Irak, die Opposition dort und den Golfkrieg von 1991. Die oft gestellte Frage, warum amerikanische Truppen im Frühjahr 1991 vor Bagdad einfach haltmachten und es nicht nur unterließen, Hussein zu stürzen, sondern ihm freie Hand bei der Niederschlagung der ersten Volkserhebung gegen die eigene Regierung im arabischen Nahen Osten ließen, beantwortet sich mit Blick auf diese Politik, die auf den unbedingten Schutz von Regimen vor ihrer Bevölkerung setzte, von der man nichts anderes erwartete, als daß sie ihre Staaten bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zerlegen würde. Eine Erwartung, die sich nicht zuletzt aus der Erfahrung der eigenen Politik der Blockkonfrontation nährte, innerhalb deren man selbst auf die destabilisierende Wirkung separatistischer und partikularer Bewegungen gegen Staaten gesetzt hatte, die mit der Sowjetunion verbündet waren.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung auch schien es der amerikanischen Regierung unvorstellbar, daß Menschen, die man zuvor mit Bomben überzogen hatte, anders als zutiefst antiamerikanisch sein könnten. Die Wiederherstellung des Status quo ante unter Duldung des als kleineres Übel betrachteten Saddam Hussein schien angesichts dieser Befürchtungen weniger gefährlich als der erfolgreiche Aufstand einer Bevölkerung, der man zutiefst mißtraute. Rückblickend stellte etwa Collin Powell, damals als General der US-Streitkräfte einer der verantwortlichen Militärs vor Ort, fest, der Erfolg dieser Revolte sei »keineswegs das Ziel der USA« und ohnehin nicht greifbar gewesen.

Das Gegenteil dürfte der Wahrheit recht nahe kommen. 14 von 18 Verwaltungsdistrikten des Landes befanden sich in der Hand der Aufständischen, die irakische Armee inklusive ihrer Führung war in einem Zustand der Auflösung. Nicht die Angst, an der Seite der aufständischen Bevölkerung in eine militärische Falle zu tappen, hat 1991 die USA zurückgehalten, sondern die Befürchtung, der Aufstand könnte erfolgreich sein und die bisherige nahöstliche Ordnung unterminieren.

Wie die Annahmen der US-Regierung aber wurden auch die Befürchtungen ihrer Gegner widerlegt. Entgegen der friedensbewegten Vorstellung vom »Krieg für Öl« blieben die Eigentumsverhältnisse an den Ölquellen in Kuwait unverändert und die Ölfelder des Südirak unbesetzt. Die propagierte »Neue Weltordnung« konservierte vielmehr die altbekannte, ließ die bestehenden Herrschaftsverhältnisse und die sie tragenden Eliten unbeschadet oder setzte sie wieder in

Kraft. Saddam Hussein blieb an der Macht, in Syrien konnte Hafiz al-Assad mit Billigung der USA seine Herrschaft durch die Annexion des Libanon weiter sichern, in Kuwait wurde die Sabagh-Dynastie re-installiert. Nur funktionierte die alte, von Bush senior angestrebte »Balance of Power« nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion nicht mehr; auch der folgende Versuch der USA, sie in Madrid und Oslo nachhaltig über Israel zu stabilisieren, mißlang, die herrschenden Regimes im arabischen Osten erwiesen sich als unfähig, sich den neuen Rahmenbedingungen anzupassen.

James Atkins, der ehemalige US-Botschafter in Bagdad, meint, die irakische Bevölkerung hätte die US-Truppen nicht mit Steinen, sondern mit Blumen beworfen, und einige Kritiker der Nahostpolitik der USA meinen sogar, den USA wären die Anschläge von New York und Washington erspart geblieben, hätte man damals Saddam Hussein mit Hilfe der eigenen Bevölkerung gestürzt. Sie sehen, wenn schon keine direkte Kausalität, so doch einen Zusammenhang zwischen der Stützung des irakischen Regimes gegen die Bevölkerung und dem entfesselten Islamismus der Al-Qaida. Daß der Djihad gegen die USA weniger von jenen Bewegungen getragen wird, deren umstürzlerische Gewalt man seit je im Nahen Osten fürchtete, als von saudischen Eliten und sich zugleich mit der Ideologie arabischer Regime deckt, stellt die gesamte Politik der USA gegenüber dem Nahen Osten in Frage.

Im Golfkrieg hatte sich erstmals gezeigt, daß ein Sturz Saddam Husseins durch die Irakis selbst möglich sein könnte. Ein Teil des Landes, Irakisch-Kurdistan, befindet sich seitdem sogar außerhalb der direkten Kontrolle des Bagdader Regimes. 1992 haben sich unterschiedlichste irakische Oppositionsparteien in einem Bündnis zusammengeschlossen, dessen erklärtes Ziel der Sturz des Ba'th-Regimes und die Herstellung einer föderalen Demokratie im Lande war. Diese Opposition befand sich weder im Kampf mit dem »Zionismus« noch dem »US-Imperialismus«, sondern suchte Alliierte gegen den Diktator im eigenen Land. Vor allem die USA aber begegneten dem Iraqi National Congress (INC) mit Mißtrauen. Sie hielten ihn durch Finanzhilfen am Leben und in Abhängigkeit, während die amerikanische Regierung potentielle Nachfolger Saddam Husseins in den Reihen der irakischen Führung zu rekrutieren versuchte. Die innerhalb des INC organisierten Parteien – die Irakische KP, die kurdischen Parteien KDP und PUK oder der schiitische Hohe Rat der islamischen Resistance (SCIRI) – wurden als mögliche Regierungsparteien nicht in Betracht gezogen. Deshalb setzte auch die Führungsspitze des INC bis Mitte der neunziger Jahre auf einen Staatsstreich durch die militärischen Eliten in Bagdad. 1996, als sich die kurdischen Parteien weigerten, an einer Offensive gegen Stellungen der irakischen Armee teilzunehmen, zerbrach der INC, Kurden und Kommunisten verließen das Bündnis. Kurze Zeit später wurden die lokalen Strukturen des INC, der im Nordirak zu einer CIA-Basis geworden war, durch den Einmarsch irakischer Truppen in die Stadt Arbil zerstört.

Immer wieder hat Washington – entsprechend seiner jeweiligen Haltung zu Bagdad – die irakischen Kurden benutzt, das ba'thistische Regime zu stärken oder zu schwächen. Dabei blieben sie immer so lange nützlich, wie sie als Separationsbewegung von außen den irakischen Staat schwächten, ohne ihn in seinem inneren Gefüge ernsthaft in Gefahr zu bringen. Behandelte und nutzte man sie als quasi nationale Entität gegen den irakischen Zentralstaat, so wollte man auf der anderen Seite den Zerfall des irakischen Staatsterritoriums unbedingt vermeiden. Jahrzehntelang wurden die Kurden daher immer dann, wenn ihr Aufstand auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg hatte, fallengelassen und schließlich in den achtziger Jahren zurückgedrängt auf ein paar unwegsame Gebirgsregionen an der Grenze zum Iran; als der Irak Giftgas gegen sie einsetzte, blieb der Protest aus Washington aus.

Auch nach 1991 sah die amerikanische Außenpolitik in den Kurden vor allem jene Nationalbewegung, die sie in der Vergangenheit genutzt hatte, und keine innerirakische Opposition, obwohl die kurdischen Parteien selbst von Beginn an die Loslösung der Region vom irakischen Staatsverband abgelehnt hatten. Anstatt die sich entwickelnde Alternative zum Regime Saddam Husseins zu fördern, bemühten sich die USA (wie die europäischen Staaten) darum, eine Eigenständigkeit zu verhindern, die vor Ort niemand anstrebte, mit dem Resultat, daß die Entwicklung der aller Souveränitätsrechte beraubten Regionalregierung blockiert wurde.

Mit dem 11. September 2001 und der sich im US-Establishment durchsetzenden Erkenntnis, daß Gruppen wie Al-Qaida nur als Resultat der Lage im arabischen Nahen Osten zu verstehen sind und die Region grundlegend verändert werden müsse, rückte der Irak erneut ins Zentrum des Interesses. Nur hier gibt es eine widerständige Bevölkerung und eine, wenn auch schwache, organisierte Opposition, die immerhin seit Jahren ihren Willen bekundet hatte, mit jedem zu kooperieren, der die Bereitschaft zeigt, Saddam Hussein zu stürzen.

Fraglich bleibt, ob sich, wie Thomas Carothers in »Foreign Affairs« schreibt, in der US-Administration bezüglich des Nahen Ostens nun ein demokratischer Messianismus durchsetzt, oder am Ende nicht doch die alte CIA-Realpolitik obsiegt, deren Programm in der Unterstützung »tyrannischer arabischer Regimes« zu bestehen pflegt. Nähmen die USA es mit dem »regime change« ernst, würden sie erstmals seit dem Sturz Mossadeghs 1953 die bestehenden Herrschaftsstrukturen eines nahöstlichen Staates ändern.

Und wenn nicht? Bliebe dann alles beim Alten? Nicht alles. Das System stabiler Herrschaft im Nahen Osten wird nicht nur von einer Seite in Frage gestellt. Der Djihad der Islamisten vollzieht im Negativen, was die irakische Opposition nun positiv anzubieten versucht: Die Zerstörung der bestehenden Ordnung.

Konkret 02/03, S. 18

Erich Später

Hitlers Schreck

oder wie ein Präsident der imperialistischen USA schon einmal 2.000 Landsleute umbringen ließ, um einen Krieg anfangen zu können. Fußnoten zu einem aktuellen deutschen Bucherfolg.

Am 12. Dezember 1937 beginnt für die Einwohner der chinesischen Millionenstadt Nanking das Inferno. Nach dreimonatigen erbitterten Kämpfen durchbricht die japanische Invasionsarmee den Verteidigungsring der chinesischen Streitkräfte. Die militärischen und zivilen Behörden fliehen aus der Stadt. Die japanischen Truppen beginnen sofort mit der Ermordung von Männern, Frauen und Kindern. Der Massenmord dauert sechs Wochen. An 13 Erschießungsplätzen außerhalb der Stadt am Yangzi-Fluß werden 190.000 Menschen mit Maschinengewehren massakriert. Weitere 100.000 Menschen werden in der Stadt selbst in ihren Häusern, auf den zentralen Plätzen und Straßen ermordet. Beliebt sind Bajonettübungen an lebenden Menschen und Massenenthauptungen. Die Armeepresse berichtet begeistert von Tötungswettspielen zwischen einzelnen Soldaten. Die Stadt wird geplündert, ein Drittel des Wohnungsbestandes niedergebrannt.

Begonnen hatte Japan die Eroberung Chinas 1931 mit der Besetzung des nordöstlichen Teils der chinesischen Republik – unter dem Vorwand, die exterritorialen Rechte Japans an der mandschurischen Eisenbahn seien bedroht. Die chinesische Regierung hatte auf jeden Widerstand verzichtet. Sie war mit ihrem Feldzug gegen die kommunistischen Aufstandsgebiete beschäftigt und ermöglichte es den Japanern, innerhalb von fünf Monaten ein Gebiet von 1,3 Millionen Quadratkilometern zu besetzen, mehr als das Dreifache der Fläche der japanischen Hauptinseln. Die chinesische Republik verlor 35 Prozent ihrer Kohle-, 50 Prozent der Erdöl- und 80 Prozent der Eisenerzvorräte. Neben der großen ökonomischen Bedeutung des eroberten Gebietes war es als Aufmarschgebiet gegen den Hauptfeind in Ostasien, die Sowjetunion, und für weitere Eroberungsfeldzüge in China von großem militärstrategischen Wert.

Das japanische Vorgehen stößt weltweit auf Empörung. Es wird als Bruch des Völkerrechts und Akt der Aggression bewertet. Um der Kritik entgegenzuwirken, lassen die Japaner am 1. März 1932 den Marionettenstaat Mandschuko proklamieren. An seiner Spitze installieren sie den 1911 entthronten chinesischen Kaiser Pu Yi. Als der Völkerbund sich weigert, das japanische Vorgehen zu sanktionieren, erklärt Japan am 27. März 1933 seinen Austritt – mit der originellen Begründung, »in der Grundrichtung bei der Herstellung des Friedens in Ostasien eine völlig andere Überzeugung zu haben als die dem Völkerbund angehörenden Staaten«.

Japan ist eine parlamentarische Demokratie, mit einem als gottähnlich verehrten Kaiser an der Spitze. Die Machtverhältnisse in Politik und Gesellschaft ähneln denen des preußischen Militärstaats. Die japanische Armee war Ende des 19. Jahrhunderts nach deutschem Vorbild reorganisiert worden. Gegen den Willen von Armee und Bürokratie ist keine politische Entscheidung möglich. Auch die Fähigkeit der japanischen Machteliten, Ökonomie und Technik – bei gleichzeitiger Bewahrung ihrer Machtstellung – zu modernisieren, ähnelt der des bewunderten deutschen Vorbilds.

Die japanische Nation versteht sich als Blutsgemeinschaft, ihr rassischer Adel bestimmt sie zur Herrschaft über die Nachbarvölker. Die Besetzung Nordostchinas stößt auf begeisterte Zustimmung der Bevölkerung, bei den Parlamentswahlen von 1932 siegen die nationalistischen Parteien mit großem Vorsprung. Militär und Bürokratie leiten, unterstützt von der Großindustrie, die Zerschlagung der Demokratie ein. Die Rüstungsausgaben erreichen 1937 einen Anteil von 67 Prozent des Haushalts. Massenverhaftungen, Folter und Mord bringen die schwache Opposition zum Verstummen. 60.000 Menschen werden allein zwischen 1931 und 1933 inhaftiert. Funktionäre der kommunistischen Partei, die durch ihr Eintreten gegen den Kriegskurs gesellschaftlich isoliert ist, werden unter der Folter dazu gebracht, in öffentlich zelebrierten Ritualen dem Kommunismus »abzuschwören«. 1939 sind Parteien und Gewerkschaften aufgelöst.

Gleichschaltung und chauvinistische Mobilisierung sind Voraussetzungen für die Schaffung eines autarken großasiatischen Reiches unter japanischer Herrschaft durch Eroberungskrieg, Ausbeutung und Massenmord. Im Juli 1936 beschließt das japanische Kriegskabinett im Einverständnis mit Kaiser Hirohito »Grundprinzipien der nationalen Politik«. Der chinesische Widerstand soll in einem großangelegten Feldzug innerhalb von wenigen Monaten gebrochen werden. Die Beherrschung Chinas ist Voraussetzung für den weiteren Marsch nach Norden, gegen die Sowjetunion. Die Marine soll nach Süden vordringen und die Seeherrschaft im Westpazifik (Indonesien, Philippinen, Malaysia, Singapur) erringen. Das bedeutet Krieg mit Großbritannien und den USA.

Die zweite Phase des Krieges gegen China beginnt am 7. Juli 1937. Bis Ende 1938 erobern die japanischen Truppen eine weitere Million Quadratkilometer Land mit einer Bevölkerung von 130 Millionen Menschen. Sie kontrollieren die Seehäfen der chinesischen Küste sowie die Hauptverkehrslinien zwischen Nord- und Südchina. Die Front hat eine Länge von 2.500 Kilometern. Den Elitedivisionen der japanischen Armee, über eine Million Soldaten, gelingt es nicht, den chinesischen Widerstand zu brechen. Aus dem geplanten Blitzkrieg wird ein mörderischer, acht Jahre andauernder Abnutzungskrieg, der erst mit der japanischen Kapitulation am 2. September 1945 endet.

Die chinesische Bevölkerung erleidet grauenhafte Verluste. Etwa drei Millionen Soldaten und 18 Millionen Zivilisten verlieren ihr Leben. 95 Millionen Chinesen werden zu Flüchtlingen. Die kaiserlich japanische Armee ignorierte alle Bestimmungen des Kriegsvölkerrechts. Die massenhafte Ermordung chinesischer Kriegsgefangener war an der Tagesordnung. Die Bekämpfung der kommunistischen Aufstandsgebiete in Nordchina mit ihrer Bevölkerung von cirka 100 Millionen Menschen erfolgte mit großer Brutalität und Grausamkeit. Die kaiserliche Armee definierte ihr Vorgehen als »Politik der drei Beseitigungen«: »Alles töten, alles plündern, alles verbrennen«.

Der japanische Vernichtungskrieg ähnelt dem Krieg der deutschen Wehrmacht gegen die Sowjetunion, dauert aber doppelt so lange und erlebt kein chinesisches »Stalingrad«. Die japanische Armee setzt gegen Truppen und Zivilbevölkerung biologische und chemische Waffen ein, deren Wirkung sie zuvor an Tausenden von Kriegsgefangenen erprobt.

Die Sowjetunion, beunruhigt über den Aufmarsch an ihrer fernöstlichen Grenze, schlägt der japanischen Regierung 1931/32 und 1935 den Abschluß eines Nichtangriffsvertrages vor. Beide Male lehnt die japanische Regierung ab. Aus bewaffneten Grenzzwischenfällen werden größere Gefechte. Ende Juli 1939 besetzt die japanische Armee Grenzgebiete der mongolischen Sowjetrepublik und konzentriert starke Panzer- und Flugzeugverbände in der Grenzregion. Den sowjetischen Truppen unter dem Oberbefehl des späteren Siegers von Stalingrad, Georgij Schukow, gelingt es, die japanischen Truppen in der Schlacht am Fluß Chalchyn Gol im August 1939 vernichtend zu schlagen.

Die Niederlage der westeuropäischen Demokratien im Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland im Sommer 1940 und der damit verbundene Machtzuwachs Deutschlands erweitert die Handlungsmöglichkeiten Japans beträchtlich. Am 23. September 1940 marschiert die japanische Armee mit Billigung der französischen Kollaborationsregierung in Nordvietnam ein. Der Einmarsch soll weitere Hilfslieferungen Großbritanniens und der USA an China verhindern und den Zusammenbruch des chinesischen Widerstands beschleunigen. Am 27. September unterzeichnet Japan in Berlin den Drei-Mächte Pakt mit Italien und Deutschland, die sogenannte »Achse Berlin-Rom-Tokio«. In dem für zehn Jahre abgeschlossenen Bündnis anerkennt Japan »die Führung Deutschlands und Italiens bei der Schaffung einer neuen Ordnung in Europa«, während diese »die Führung Japans bei der Schaffung einer neuen Ordnung im großasiatischen Raum« anerkennen. Die Vertragspartner verpflichten sich, einander »mit allen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Mitteln zu unterstützen im Fall des Angriffs einer anderen Macht«.

Während Deutschland und Japan ihre militärische Aggression und Expansion verstärkten, verhindert das amerikanische Parlament durch die Neutralitätsgesetze von 1935 und 1937 jede Unterstützung der von Hitlerdeutschland und Japan bedrohten Nationen. Bis zum Ausbruch des europäischen Krieges beschränkt sich Roosevelt auf mehr oder weniger symbolische Akte des Widerstands. Immerhin sind die USA die einzige Großmacht, die nach dem Pogrom am 9. November 1938 ihren Botschafter aus Deutschland zurückzieht.

Erst nach der Kapitulation Frankreichs fühlen die USA sich bedroht. Am 27. Mai 1941 erklärt Roosevelt: »Die erste und fundamentale Tatsache ist, daß das, was als europäischer Krieg begann, sich in einen Weltkrieg zur Welteroberung entwickelt hat, wie es die Nazis immer wollten. Adolf Hitler hat die Herrschaft über Europa nie als Endzweck angesehen. Die europäische Eroberung war nur ein Schritt zu den letzten Zielen in allen anderen Kontinenten. Für uns alle ist unverkennbar deutlich, daß die westliche Hemisphäre in der Reichweite der nationalsozialistischen Zerstörungswaffen liegen wird, falls der Vormarsch des Hitlerismus jetzt nicht gewaltsam gestoppt wird.«

Nach dem Einfall der Wehrmacht in die Sowjetunion läßt Roosevelt diese mit Rüstungsgütern beliefern. Das 1941 verabschiedete »Leih- und Pachtgesetz« ermöglicht eine wirksame Unterstützung der Gegner Deutschlands und Japans. Alle Maßnahmen der Regierung zur Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft des Landes sind umstritten. Das amerikanische Feldheer hat im Frühjahr 1941 eine Stärke von 237.000 Mann, das entspricht der Größe der Armeen Hollands und Belgiens im Mai 1940. Die Luftwaffe verfügt über 1.700 veraltete Maschinen. Die Rüstungsausgaben, deren Anteil am Haushalt des Jahres 1940 etwa 15 Prozent beträgt, wird zum großen Teil für den Unterhalt und Ausbau der Marine aufgewandt.

Die Verlängerung der Wehrpflicht 1941 bekommt im Parlament nur eine Stimme Mehrheit. Im Süden der USA, in den Kernstaaten der alten Sklavenhalter-Förderation, wo die schwarze Bevölkerung seit dem Sieg der rassistischen Konterrevolution 1880 entrechtet und einem brutalen Apartheidregime ausgeliefert ist, sind die Sympathien für Hitlers Herrenmenschenideologie und Antisemitismus besonders groß. 1940 geben 90 Prozent der schwarzen und jüdischen Amerikaner Roosevelt ihre Stimme für eine dritten Amtszeit.

Im Juli 1941 beginnen Japans Truppen mit der Besetzung auch des südlichen Indochina. Die US-Regierung beschließt den Stopp der Exporte von Erdöl und Maschinen nach Japan und friert alle japanischen Guthaben in den USA ein. England, Kanada und Neuseeland schließen sich an.

In Verhandlungen mit der USA verlangen die Japaner, daß die USA sich aus dem Chinakrieg heraushalten, Japan in Ostasien und Indochina gewähren lassen und die Wirtschaftssanktionen aufheben. Die USA verlangen, daß Japan seine

Truppen aus China abzieht und das Bündnis mit Hitler-Deutschland kündigt. Keine der japanischen Führungsgruppen in Armee, Flotte, Bürokratie und Wirtschaft zieht dies ernsthaft in Erwägung.

Am 1. Dezember 1941 entscheidet sich Japan, Krieg gegen die USA, Großbritannien, Kanada, Australien, Neuseeland und Holland zu beginnen. Der für einen Angriff auf die US-Flotte in Pearl Harbour vorgesehene Kampfverband verläßt bereits am 25. November die Inselgruppe der Kurilen und erreicht unter Einhaltung absoluter Funkstille am 7. Dezember den vorgesehenen Angriffspunkt nördlich der Hawai-Insel Oahu. Wegen der Funkstille verliert die amerikanische Marineaufklärung den japanischen Angriffsverband. Das ist nicht ungewöhnlich: In den sechs Monaten vor Pearl Harbour weiß der Nachrichtendienst an 134 von 180 Tagen nicht, wo sich die japanischen Flugzeugträger befinden. Im Gegensatz zum Verschlüsselungssystem des japanischen Außenministeriums ist der Code der japanischen Marine bis Dezember 1941 nicht geknackt.

Die Regierung in Washington weiß, daß der Kriegsbeginn unmittelbar bevorsteht, ist aber überzeugt, daß Singapur, Burma und Indonesien die Hauptziele des Angriffs sein werden. Die amerikanischen Streitkräfte im Pazifik werden bereits am 24. November gewarnt. Die eingehenden Hinweise auf die Angriffsrichtung sind unterschiedlichster Qualität. Ihre systematische Sammlung und Auswertung werden durch das Fehlen eines zentralen Nachrichtendienstes erschwert. Es werden Weisungen an den japanischen Konsul in Hawaii abgefangen, laufend über die in Pearl Harbour liegenden Einheiten zu berichten. Die gleichen Anweisungen erhalten aber alle japanischen Konsulate an der Westküste und in Panama.

Die amerikanische Flotte in Pearl Harbour wird von dem japanischen Angriff völlig überrascht. Fünf Schlachtschiffe werden versenkt, drei schwer beschädigt, mehr als 2.000 Amerikaner getötet. Von den schweren Einheiten der amerikanischen Pazifik-Flotte entgehen nur die drei Flugzeugträger, die moderne B-17-Bomber zum US-Stützpunkt Midway transportieren, der Vernichtung. Aus der Tatsache, daß der japanische Überraschungsangriff gelingt, machen vor allem amerikanische Rechtsextremisten nach Ende des Zweiten Weltkriegs die Propagandalüge, Roosevelt habe durch Geheimdienstmeldungen von dem bevorstehenden Angriff gewußt, aber nichts unternommen, um endlich Krieg gegen Japan und Deutschland führen zu können. Sie werfen Roosevelt neben Hochverrat und Kollaboration damit auch Unzurechungsfähigkeit vor: Wenn er so dringend Krieg führen wollte, wäre die bewußte Opferung der schweren Schlachtschiffe – nach der damaligen Marinedoktrin der entscheidende Faktor zur Erringung der Seeherrschaft – der schlechtest mögliche Beginn.

Am gleichen Tag wird der amerikanische Luftwaffenstützpunkt auf der philippinischen Insel Luzon bombardiert, landet die japanische Armee auf der malayischen Halbinsel, marschiert in Thailand ein und besetzt die zu den Philippinen gehörende Insel Batan. Für Japan beginnt die dritte Phase seines seit 1931 eskalierenden Eroberungskrieges. Auf dem Höhepunkt seiner Siege beherrscht es ein Territorium von 7,2 Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von 382 Millionen Menschen.

»Es dauerte mehr als ein halbes Jahrhundert, bis die Hintergründe der Pearl Harbour-›Überraschung‹ aufgrund freigegebener Akten aufgeklärt werden konnten ... Die Tatsache, daß ein demokratisch gewählter Präsident 2000 Landsleute opfert, um die Bevölkerung zum Krieg zu motivieren, scheint derzeit der Bevölkerung noch nicht zumutbar. Erst in der Rückschau auf den grandiosen Aufstieg zur einzigen Weltmacht des 21. Jahrhunderts – für den ein in Europa erfolgreicher Hitler ein schweres Hindernis geworden wäre – wird Roosevelts ›dirty trick‹ als strategische Großtat gefeiert werden können.« Der das »Rätsel« von Pearl Harbour gelöst hat, ist ein ehemaliger Redakteur der »Tageszeitung«. In seinem Bestseller *11.9.* enthüllt Matthias Bröckers, wie es Roosevelt gelang, Deutschland zu zwingen, den USA den Krieg zu erklären, damit diese das antiimperialistische Bollwerk Deutschland beseitigen und die Weltherrschaft erringen konnten: Die reichen Freimaurer um Roosevelt hatten mit Hilfe des deutschen Millionärs Fritz Thyssen Hitler an die Macht gebracht und die SA mit amerikanischen Gewehren bewaffnet. Die Nazis, die Deutschland 1933 besetzten, waren – more or less – amerikanische Agenten.

Ganz so neu, wie er tut, ist Bröckers' Enthüllung natürlich nicht. In seinem 1977 erschienen Buch *Halleluja – Die Geschichte der USA* (Auflage 200.000) hatte ein Joachim Fernau bereits 24 Jahre vor Bröckers das Rätsel Pearl Harbour gelöst: »Der Plan war, nicht Deutschland selbst, sondern seinen Verbündeten Japan zu provozieren. Die Japaner hatten eben Korea (eben = 1905, E.S.) und Mandschuko (1931, E.S.) besetzt. Weiß der Kuckuck, wo Mandschuko lag, aber es war eine Möglichkeit, sich einzumischen und ein Ultimatum zu stellen. Vielleicht gelang es, vielleicht ging Japan mit den Fäusten auf die USA los. Der Plan gelang – Japan trotz der Warnung des erschrockenen Hitlers, zog blank. Roosevelt war aller Sorgen entledigt. Der amerikanische Geheimdienst meldete die Absicht Japans, in den Morgenstunden des 7. Dezembers einen vernichtenden Luftangriff auf die Pazifikflotte zu unternehmen ... und als der 7. Dezember anbrach, kannte man, das ist inzwischen belegt, den japanischen Angriffsplan im Detail. Nach dem Kriege hat es noch viele Jahre gedauert, bis die wahren Zusammenhänge herauskamen. Heute bestreiten sie nur noch hauptamtliche Geschichtskosmetiker.«

Fernau mußte 1977 noch ganz ohne Internet recherchieren, aber dafür hatte er sein journalistisches Handwerk noch gründlicher erlernt: als Kriegsberichterstatter bei der SS und für den »Völkischen Beobachter«. Statt eines Suchprogramms

half ihm die Tagesparole des Reichspropagandaministeriums an die deutsche Presse vom 8. Dezember 1941: »Der Krieg in Ostasien ist das Werk des Kriegshetzers und Weltverbrechers Roosevelt, der als Handlanger der Juden neben Churchill seit Jahren unaufhörlich zum Krieg getrieben hat, bis er jetzt endlich sein Ziel erreichte. Unter diesem Gesichtspunkt ist der Ausbruch der Feindseligkeiten im Pazifik zu stellen. Die Blätter können dabei ihrer menschlichen Entrüstung über diesen blutbefleckten, widerlichsten Moralheuchler aller Zeiten Luft machen.«

Nicht nur alte Nazis und ergraute Spontis repetieren die alten Lieder, auch christliche und antichristliche Friedensfreunde singen mit. Der Kirchenkritiker Karl-Heinz Deschner benutzt die aktualisierte Neuauflage seiner Geschichte der USA *(Der Moloch – Eine kritische Geschichte der USA)*, den 11. September 2001 als Wiederauflage von »Pearl Harbour« zu interpretieren, wo es »Präsident Roosevelt absichtlich unterließ, die ... US-Flotte über den bevorstehenden Angriff der Japaner zu informieren, der durch entzifferte Codes feststand«. Daß Churchill sich über den Kriegseintritt der USA gefreut hat, animiert Deschner noch sechzig Jahre später dazu, seinen geistigen Wiedereintritt in die Volksgemeinschaft zu erklären: »Und sollte dieser Mensch, der bald Hunderttausende von deutschen Zivilisten durch seine Bomber killen ließ, über ein paar tote Amis oder gar ›Japsen‹ sich erregen – außer eben durch Freudenstürme.« Hitler, so klagt Deschner, sei dem raffinierten US-Präsidenten nicht gewachsen gewesen. Er habe den Fehler begangen, den USA den Krieg zu erklären, denn »ohne Hitlers unklugen Schritt hätte Roosevelt schwerlich die Zustimmung des Kongresses zum Krieg bekommen«. »Vielleicht«, dichtet Deschner, »haben gewisse Kreise der USA den Schock des 11. September besser verschmerzt als so mancher meint? Ich erinnere eindringlich an Pearl Harbour.«

Auch der katholische Friedenstheologe Eugen Drewermann meint, Roosevelt habe Deutschland den Krieg erklärt: Man solle bloß nicht glauben, es »sei der Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg je mit dem Ziel erfolgt, den Genozid der Nazis an der jüdischen Bevölkerung zu verhindern«. Bereits die Friedensbewegung der 80er Jahre hatte Deutschland in die Rolle eines historischen und zukünftigen Opfers der USA halluziniert, die deutschen Verbrechen gegen die Menschheit relativiert und den USA angelastet.

Die Rekonstruktion der Deutschen als »Opfer« der Alliierten ist seither weit vorangekommen. Sie ermöglicht die historische Fundierung eines neuen deutschen Nationalismus, vorerst noch Patriotismus oder Vaterlandsliebe genannt. Dazu muß der Beitrag der USA zur Zerschlagung Hitler-Deutschlands und seines Verbündeten Japan für moralisch und politisch fragwürdig erklärt, Roosevelt als Kriegstreiber und Verschwörer denunziert werden. Die Enthüllung angeblicher amerikanischer Verschwörungen und Kriegsverbrechen gegen Deutschland und Japan im Zweiten Weltkrieg soll die Verschwörungstheorie stützen, der Anschlag vom 11. September sei ein Komplott der US-Regierung und der »Wall Street« gewesen.

Das ist, wieder mal, eine deutsche Spezialität. In den Ländern Europas, die Roosevelt als Befreier vom deutschen Terror Tausende von Straßen und Plätzen gewidmet haben, wird selbst von heftigen Kritikern der aktuellen US-Politik nicht vergessen, welchen Anteil die Vereinigten Staaten an der Befreiung vom deutschen Besatzungs- und Mordregime hatten.

Erich Später schrieb in KONKRET 11/02 über Goldhagens Studie zur Rolle der katholischen Kirche während des Holocaust

Konkret 02/03, S. 21

Matthew Albright

Krieg gegen Deutschland

Ein bescheidener Vorschlag des US-amerikanischen Autors Matthew Albright

Bushs »Achse des Bösen« bedarf der Revision. Während in der letzte Woche der Irak und Nord-Korea versuchten, sich dieser Bezeichnung würdig zu erweisen, ist der Iran vergleichsweise träge und gibt einen eher langweiligen Bad guy ab. Es ist an der Zeit, der Achse ein Land hinzuzufügen, das es längst schon geschafft hat, sich an teuflischen Regimes durch Waffenlieferungen und Vermittlung von technischem Wissen zu beteiligen. Dieses Land wurde im UN-Waffenbericht zum Irak gerade ausdrücklich als vorrangiger Belieferer von Saddam Husseins Regime mit Ersatzteilen, Plänen und Waffen-Know-how genannt. Das neue Böse: Deutschland.

Angesichts des aktuellen politischen Klimas in Deutschland, der Funktion des Landes als Nährboden für die Drahtzieher des 11. September und seiner Unterstützung beim Aufbau der irakischen Waffentechnologien in den vergangenen zwei Jahrzehnten wäre es für die US-Außenpolitik an der Zeit, einen Regimewechsel in Deutschland zu erzwingen. Da die Bush-Regierung ohnehin in Stimmung ist, könnten wir unsere Streitkräfte genausogut nutzen, um dieses Ziel zu erreichen. Die USA bauen gegenwärtig zwei Kriegsfronten auf: eine gegen Terroristen und eine gegen den Irak und Husseins Regime. Indem wir US-Soldaten nach Deutschland schickten, könnten wir beide Feinde besiegen. Bis zum Golfkrieg waren deutsche Unternehmen die wichtigsten Lieferanten für das Atomwaffenprogramm des Irak, für die Errichtung von Giftgasfabriken sowie die Aufrüstung von Langstreckenraketen. Nach dem Krieg umgingen deutsche Unternehmen weiterhin das Handelsembargo. Zwei deutsche Geschäftsmänner wurden im Oktober festgenommen, weil sie 1999 Materialien zum Bau biologischer und chemischer Waffen verkauften, die gegen Truppen in Kuwait eingesetzt werden könnten. Vor kurzem ist berichtet worden, daß die deutsche Regierung seit 1999 davon Kenntnis hatte, daß ein deutsches Unternehmen den Irak mit elektronischer Technologie unterstützte, die für militärische Zwecke genutzt werden kann.

Dem deutschen Journalisten Andreas Zumach ist es zu verdanken, daß uns Teile des Irak-Berichts, die die deutsche Unterstützung beim Aufbau irakischer Waffentechnologien belegen, vorliegen. In der »Tageszeitung« berichtete Zumach, daß der Bush-Administration Details über die Verwicklung Deutschlands bekannt sind, die sie dazu nutzen will, Deutschland zur Zustimmung zu weiteren Schritten gegen den Irak zu zwingen. Aber diese politischen Hinterzimmermanöver sind die Art von mamby-pamby-Diplomatie, die uns das terroristische und das irakische Problem eingebracht hat. Es ist an der Zeit, den Kopf der Schlange abzuschlagen. Und Berlin zu besetzen.

Es ist besser, den Drogenhändler zu jagen als den Süchtigen. Warum die ganze Schuld auf waffensüchtige Tyrannen schieben? Die Reaktion der deutschen Regierung auf die Entdeckung, daß deutsche Geschäftsmänner den Irak unterstützten, war lau. Regierungssprecher versuchten, die Mitschuld an der Entwicklung des irakischen Waffenprogramms anderen Staaten unterzuschieben, obwohl 70 Prozent der technisch sensiblen Ausrüstung aus Deutschland stammen. 170 deutsche Unternehmen wurden zu Beginn des Golfkriegs überprüft, doch die meisten Fälle wurden vor Gericht abgewiesen, und nur einige wenige Geschäftsleute gingen ins Gefängnis.

Die drei Rädelsführer der Anschläge vom 11. September entwickelten ihren Plan, während sie in Hamburg lebten und studierten (es ist mehrmals darauf hingewiesen worden, daß keiner der Terroristen aus dem Irak kam). Sie waren die Hintermänner und verfügten über das technische Know-how, um die Anschläge durchzuführen; die deutsche Besatzung flog am 11. September drei der vier Flugzeuge.

Die deutsche Politikerszene ist ebenfalls verdächtig. Gerhard Schröder gewann die letzte Kanzlerwahl mit einem antiamerikanischen Aktionsprogramm. Im September verglich seine Justizministerin das Vorgehen Präsident Bushs mit dem Hitlers. Im Januar wird Deutschland nicht-ständiges Mitglied des Sicherheitsrates; es wird sich dann in einer noch stärkeren Position befinden, um die Vereinten Nationen mit ihrem Haß auf die Vereinigten Staaten zu vergiften. Es ist Zeit zu handeln.

Der bereinigte Teil des Irak-Berichts führt auch 24 US-Unternehmen auf, die den Irak beim militärischen Aufbau unterstützten. Damit die Bush-Administration nicht der Heuchelei beschuldigt wird, wäre es politisch klug, auch in diesen Unternehmen einen Führungswechsel zu erzwingen. Es ist an der Zeit, die Marines außer nach Bagdad und Berlin auch in die Führungsetagen von Honeywell, DuPont and Hewlett Packard zu schicken. Laßt die Kriege beginnen.

Der Text erschien am 14. Januar 2003 in dem US-Magazin »Counterpunch« (www.counterpunch.org). Übersetzung aus dem Englischen: Sonja Hinte.

Matthew Albright lebt in Durango, Colorado. Er ist Autor des Buchs »Profits Pending: How Life Patents Fail Science and Society«, das im Mai 2003 bei Common Courage Press erscheint

Konkret 02/03, S. 22

Thomas Ebermann

Damals

Daß die Erforschung toter Hunde sinnvoll sein kann, zeigt Michael Steffens Geschichte des Kommunistischen Bundes.

Eine Anstrengung zu würdigen, die erstens vergeblich und zweitens fehlerhaft, vielleicht sogar erstens fehlerhaft und zweitens vergeblich war, gilt als absurd. Daß, was untergegangen, nichts getaugt haben kann, erkennt der Konformist an der Niederlage, die jedes weitere Argument erübrigt. Selbst das früher einmal einträgliche Geschäft, die guten von den bösen Umstürzlern zu scheiden, ernährt kaum noch einen Mann. Es gilt schon als gebildet, von Trotzki zu behaupten, er sei wie Stalin gewesen, nur ohne Macht; beide seien Ziehkinder Lenins, dem legitimen Erben von Marx, welcher fortschrittsoptimistisch dachte und auch noch die Gewalt einen Geburtshelfer nannte, für eine Diktatur sogar, die proletarische. Scheinbar respektiert wird nur noch, wer zuvor gefälscht, also wie Rosa Luxemburg auf »Freiheit der Andersdenkenden« eingekocht wurde.

Wer, auch abseits des akademischen Betriebs, eine neue Schule zu gründen trachtet, macht es unterhalb eines Bruchs mit allem, was die Arbeiterbewegung je versuchte, nie. Ein Paradigmenwechsel ist das mindeste – und zwar nebst einer völlig neuen historischen Epoche, in der wahlweise der Imperialismus verschwunden, das materielle Interesse obsolet oder die Linken die gefährlichsten Rechten sind. Nur in Marburg, wo in einigen Jahren auch niemand mehr durchs Studieren klüger werden kann, darf einer wie Professor Fülberth, dem die Macht viel, nur nicht das Rekrutieren von Nachfolgern, gestattet, jüngere Leute vom Erlernen volkswirtschaftlicher Nützlichkeiten abhalten. Und, einer Marburger Tradition folgend, zur Erforschung toter Hunde animieren. Animieren ist das eine, sich dann aber acht Jahre lang mit einer der kleinsten Fußnoten der Geschichte zu befassen, dem Kommunistischen Bund speziell der siebziger Jahre, ist ein anderes: Diese Leistung hat Michael Steffen vollbracht.

Eine hohe Auflage droht seiner Arbeit nicht, eine Verfilmung des Stoffs auch nicht. Man erinnert sich zwar gerne an »68«, aber nicht an so etwas Unappetitliches wie eine »K-Gruppe«; außerdem starb niemand im Kugelhagel. Steffen hatte Zeit, das Thema würde niemand klauen. »Eine Standard-Untersuchung, die Maßstäbe an Genauigkeit setzt«, urteilt Fülberth im Klappentext. Ich schließe mich an, eine winzige Relativierung folgt später. Dem Autor gelingt der Nachweis, daß die »proletarische Wende«, mit der die antiautoritäre Phase der Apo zu Grabe getragen wurde, zwar einige Zirkel mit ähnlichem Korsett (Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt, Notwendigkeit einer Avantgarde-Partei zur Verwirklichung seiner »objektiven« Interessen, Bezugnahme auf historische Phasen der Bolschewiki und der KPD) hatte entstehen lassen, zu denen auch der KB gehörte – der aber verdient, nicht in gleichmachenden Termini wie »K-Gruppe« oder »MLer« unterzugehen.

Den KB unterschied von allen anderen:

lEin geradezu dogmatisches Insistieren darauf, daß der Hauptfeind im eigenen Land stehe. Er ging von einer »besonderen Aggressivität« des BRD-Imperialismus aus, und Deutschland war ihm so suspekt, daß er jeden Gedanken an Wiedervereinigung – unter welchen Vorzeichen auch immer – als revanchistisch verwarf. Gegen die zeitgenössische Variante, das Böse von außen kommen zu lassen, die Behauptung eines besonders bedrohlichen Imperialismus der Sowjetunion, war der KB völlig immun. Ohne Berufung auf einen existierenden Staat (und dessen Außenpolitik) versuchte er, die Verhältnisse in der Welt zu begreifen.

lEr war nicht gefangen in einer Rhetorik der permanenten Erfolgsmeldungen. So wurde etwa der Putsch in Chile (1973) als strategische Niederlage (und als Lehrstück, daß kein friedliches Hinüberwachsen in den Sozialismus möglich ist) begriffen. Mit Blick auf Portugal befürchtete er nicht nur, die sozialistischen Bestrebungen könnten in eine normale kapitalistische Demokratie überführt werden, sondern auch, das Experiment könne in einem reaktionären Blutbad ertränkt werden. Auch die BRD betreffend war der KB eher Verkünder negativer Möglichkeiten, befürchtete und prognostizierte, angelehnt an die Debatten über die Notstandsgesetze in den sechziger Jahren, eine »Faschisierung von Staat und Gesellschaft«, konzidierte eine »Offensive der Bourgeoisie«. Damit war er im Getöse des »Es geht überall voran mit Parteiaufbau und Revolution«, ziemlich isoliert; galt als »Schwarzmaler« oder »Bremsklotz«.

lEr betrieb, was alle anderen nur postulierten: Die Arbeit im (Industrie-)Proletariat. Was hier von Betriebszellen, Branchen- und Betriebszeitungen angezettelt wurde, dem Anspruch verpflichtet »auf keinerlei sozialpartnerschaftliche Vorbehalte Rücksicht nehmende Vertretung von Arbeiterinteressen« zu sein, fand Anerkennung in mehr als hundert gewählten Betriebsräten allein in Hamburg (1975). Das gelang trotz zahlreicher Entlassungen und aufwendiger Kampagnen des sozialdemokratischen Apparats für den Ausschluß dieser Linken aus den Gewerkschaften. Jeder zweite Betriebskader war schließlich ohne Gewerkschaftsbuch. Was Anerkennung fand, war ein unerschrockenes Auftreten, das Nicht-Kuschen vor der Geschäftsleitung – eine Zustimmung zur kommunistischen Ambition der Überwindung der Produktionsverhältnisse

war damit nicht gemeint. So war die »proletarische Orientierung«, zumal auch die ungemütlichsten Arbeitsplätze industrieller Produktion nicht gescheut wurden, bei allen Erfolgen auch ein trockenes Brot – schon weil die Lohnabhängigen es als schwere Beleidigung aufgefaßt hätten, hätte man sie »Proletariat« genannt. Es herrschte im KB ein stummer, noch nicht artikulierbarer Zweifel. Man spürte, Michael Steffen schildert das sensibel, daß der bloße Wille eben doch keine Berge versetzen kann.

Als der KB 1971 gegründet wurde, waren die führende Köpfe zwischen 22 und 26 Jahre alt; die Basis war jünger. Die Möglichkeit einer passiven oder auch nur gemäßigt engagierten Mitgliedschaft war nicht vorgesehen. Man wollte wissen, wie's geht mit Parteiaufbau und Revolution, las deshalb vorzugsweise Lenin und Schriften der KPD. Eine bestimmte Mischung aus Wissen, Tatkraft und Gewißheit war gefragt. Die großen internationalistischen Veranstaltungen mit bis zu 6.000 Teilnehmern vermittelten Kenntnisse (der KB war stets auf der Suche nach den linkesten Flügeln der Befreiungsbewegungen der Dritten Welt, hatte aber »ein kritisches Bewußtsein über die problematische Verknüpfung der sozialen und der nationalen Frage sowie über die Dynamik von Befreiungsbewegungen an der Macht« kaum ausgebildet) und spendeten Emotionalität, die die Tristesse des Alltags im Betrieb und die Mühsal des mit soviel Aufwand betriebenen Verkaufs der Zeitung (»Arbeiterkampf«) linderten.

So groß der Stolz auf den oben beschriebenen »Realismus« war, so war die Schattenseite dieses Stolzes auch manche Ignoranz: Daß man die Welt nicht interpretieren, sondern verändern müsse; daß ein Schritt realer Bewegung wichtiger sei als hundert Programme – solche Fetzen aus den Schriften Marx' wurden in Anschlag gebracht, um eigene Unkenntnis und Unlust der Arbeit am Begriff zu legitimieren. Schwer hatte es nicht nur, wer eigentlich zu schüchtern war, um die Anpöbeleien beim Verkauf des »Arbeiterkampf« zu ertragen; schwer hatte es auch jede/r, der/die als intellektuell feinziseliert oder vergrübelt galt. Der Bruch der »proletarischen Ordnung« mit Adorno und Marcuse, mit einer die Unterschichten nicht freisprechenden Betrachtung des Nationalsozialismus oder einer Erforschung der Integration der Arbeiter ins Akkumulationsregime, die über den Vorwurf des Verrats an der Sozialdemokratie hinausweist, war total.

Der Kult um die »Macher«, die Verachtung machtloser Intellektueller, trieb manch häßliche Blüte: »Es ist doch gar keine Frage, daß diese Aufgaben (Stalins ›sozialistische Industrialisierung‹ und die Abwehr des ›faschistischen Überfalls‹ auf die Sowjetunion) nicht mit den Klugscheißereien zu lösen waren, die der Renegat Trotzki in seiner mexikanischen Villa von sich gab.« Ähnliche antiintellektuelle Ressentiments dürften, vermute ich, auch für das »affirmative Verständnis der Großen Proletarischen Kulturrevolution« in China ausschlaggebend gewesen sein.

Einiges wurde im Laufe der Zeit korrigiert, aber die Fähigkeit der Chefetage, über eigene Fehler Bericht zu erstatten, war nicht sehr ausgeprägt – vielleicht erklärt das auch, warum ein rückblickend so verdienstvoller Versuch, die Israel dämonisierende Berichterstattung über den Nahen Osten zu korrigieren, 1983 so brüsk zurückgewiesen wurde.

Doch zurück in die Siebziger. Die schon erwähnte stumme Abkehr von der Zentralität der Betriebsarbeit, ließ einen Teil der 2.500 KBler eintauchen in die sich entwickelnden Neuen Sozialen Bewegungen. Ganz andere Resonanz fand man hier, es war tatsächlich ein wenig In-den-»Massen«-Schwimmen wie der Fisch im Wasser. Hier entwickelte der KB seinen Spürsinn, der dem besprochenen Buch seinen Titel, *Geschichten vom Trüffelschwein*, gab.

Manch gute inhaltliche Intervention, zum Beispiel die Betonung der energiepolitischen und militärischen Zwecke, die der deutsche Imperialismus mit der Nutzung der Atomenergie verband, wurde kombiniert mit dem Anspruch, auch in bewegungstaktischen Fragen maßgeblich zu sein. Wann eine verbotene Demonstration dennoch durchzuführen sei, unter welchen Bedingungen Straßenmilitanz entfaltet, bei welchem Kräfteverhältnis sie nicht gewagt werden sollte – da war eine gute Portion von Lenins Umsichtigkeit und Wagemut im Spiel. (Auch wenn der Sturm auf den Bauzaun am Atomkraftwerk nicht mit der Erstürmung des Winterpalais verwechselt werden sollte.)

Stimmungen früh bemerken, über die Bildung eines Flügels Bewegungen etwas weiter nach links verschieben, sie staatsfeindlicher machen, das gelang wohl auch mit »Rock gegen Rechts« und beim Versuch, das damalige »Russell-Tribunal« (gegen die Repression in der BRD) nicht im Mief linkssozialdemokratischer Betulichkeit ersticken zu lassen. Daß in der Zeit überbordender Distanzierungen, mit denen mancher seinen Arsch rettete, der KB seinen »solidarischen Unterton« gegenüber der RAF nicht preisgab, könnte ebenfalls auf der Haben-Seite verbucht werden. Von der RAF drohte allerdings auch keine Zerrüttung der Organisation. Diese Wirkung ging von den neuen Bewegungen aus, auch vom Feminismus der Zeit, der manchmal schroff zurückgewiesen, manchmal in kitschigster Form kopiert wurde (z. B. ist der Bestseller *Tod des Märchenprinzen* von einer KB-Sympathisantin verfaßt worden). Was wertvolle Bereicherung, was schändliche Zersetzung war, wurde mit aller Inbrunst diskutiert.

Höhepunkt an Mitgliederzahl, verkauften Zeitungen und interventionistischer Kraft (1977) und schwere Krise nebst Spaltung (1979 hatte der KB 60 Prozent seiner Mitglieder eingebüßt) lagen zeitlich eng beieinander. Woran es gelegen haben kann, daß so viele nicht mehr und der Rest nicht mehr gemeinsam wollte, scheint auf in Krisen- und Spaltungsdebatten, die Steffen ausführlich schildert.

Spaltungen – da fällt manch unangemessen schroffes Wort, manchmal weil verdienstvolle Leute nicht zwischen Kritik und Majestätsbeleidigung unterscheiden mögen, manchmal weil die Grobheit eigene Verunsicherung bemäntelt. In einem Spaltungsdokument aus dem Jahr 1989 (nach dieser Spaltung löste der KB sich auf) liest man zum Beispiel: »Jürgen Elsässer unterscheidet sich von Pol Pot nur dadurch, daß ihm die entsprechenden Machtmittel fehlen.« Die Tatsache, daß der Beschuldiger und der als potentieller Massenmörder Beschuldigte heute wieder recht freundlich miteinander verkehren, sollte Mahnung sein – nicht zum Verzicht auf künftige Spaltungen, sondern zur Regelung von Trennungen durch maßvolles Vokabular.

P.S. Michael Steffen hat für seine Arbeit nicht nur die KB-Publizistik und interne Protokolle ausgewertet, sondern auch viele »Ehemalige« befragt. So erfährt man von ehemals »leitenden Kadern«, wer was geworden ist: Minister, Chefredakteur, Unternehmer, Künstler, Eigenheimbesitzer, Rentner, KONKRET-Autor, Arbeitsloser.

Der Nachteil: Fragen Sie mal einen Angler, wie groß der Hecht war, den er vor 25 Jahren fing! Der antwortet, vielleicht, so: »Besondere Beziehungen existierten damals zur angolanischen MPLA, die Ebermann nach der Unabhängigkeit des Landes bei einem Besuch in Luanda mit militärischen Ehren empfing (was im KB allerdings ein recht zwiespältiges Echo auslöste ...).« Die Passage erfordert die oben angekündigte winzige Relativierung. Das mit dem zwiespältigen Echo kann nicht stimmen, weil ich in Luanda weder mit militärischen noch mit zivilen Ehren empfangen wurde. Ich wurde auch nicht ohne Ehren empfangen, denn, um ganz genau zu sein, war ich weder jemals in Luanda noch in Angola.

Trotz der Tücken der »oral history«: Ein lesenswertes Buch für jeden, der die »Geschichte der radikalen Linken in der BRD verstehen will«.

Michael Steffen: *Geschichten vom Trüffelschwein*. Assoziation A, Berlin 2002, 420 Seiten, 24 Euro

---

Thomas Ebermann, bis Ende der Siebziger Mitglied im KB, attackierte in KONKRET 11/02 Attac

Konkret 02/03, S. 24

Gaston Kirsche

»Hypermarginalisierte Outlaws«

Das Bündnis »Radikale Linke«, gegründet 1989, wollte eine »Kraft der Negation« sein. Ihr erster Auftritt war die Kampagne »Nie wieder Deutschland!«. Was ist aus ihr geworden?

Die Polizeiüberfälle heute waren ein Signal, wieviel antideutsch dieser Staat ertragen mag, egal, ob er nun blau-gelb, rot-grün oder schwarz-rot-gold regiert wird. Laßt uns darauf antworten: Wir werden alles versuchen, diesen Tag zum Beginn einer größeren Bewegung zu machen, gegen die Bestrebungen, unsere Lebensinteressen, unsere Entfaltung deutschnational zuscheißen zu lassen.«

Kurz bevor Rainer Trampert seine Rede begann, hatte Polizei mit Schlagstock- und Wasserwerfereinsatz die 20.000 Teilnehmer der Demonstration »Nie wieder Deutschland!« am 12. Mai 1990 zum wiederholten Male attackiert. Lucienne Rombaut, Überlebende des KZ Ravensbrück, erklärte, ein wiedervereinigtes Deutschland sei »gefährlich für die Sicherheit Europas«. Siggi Frieß, damals noch Bundestagsabgeordnete der Grünen, meinte: »In einer Allparteienkoalition haben sie am 9. November zum Jahrestag der Reichspogromnacht die Nationalhymne gegrölt ... Ich komme aus Günzburg – der Stadt Josef Mengeles. Der Stadt, in der die Nachkommen immer noch die stärksten Arbeitgeber sind, in der ein Betrieb immer noch Mengele heißen darf und in der der Stiefsohn von Josef Mengele auf Bitte um eine Spende für eine Synagoge immer noch sagen darf: ›Für Juden gebe ich nichts.‹«

Veranstalter war die ein Jahr zuvor gegründete »Radikale Linke«. Fast alle als links geltenden Organisationen hatten sich deren Motto »Nie wieder Deutschland!« angeschlossen: von der PDS Hessen über die DKP und autonome Gruppen bis zu Teilen der Grünen. Das radikale Motto trennte die entschiedene Opposition von den linken Mitläufern, deren Zentralorgan, die einst als »linksradikale Tageszeitung« gegründete »Taz«, sofort ihre vaterländische Zuverlässigkeit unter Beweis stellte: »Die Frankfurter ›Wiedervereinigungsgegner‹ sind kein Aktivposten ... Das zeitlose und stets wohlfeile Horrorgemälde von einem imperialistisch-rassistischen Polizeistaat Großdeutschland erlaubt keine Denkpause linker Selbstkritik, sondern fordert geradezu auf, sich gegen den alten und neuen Feind einzugraben, wozu man sich unverdrossen des Müllhaufens der Geschichte bedient.« Die gleichermaßen um das Wohl der Linken besorgte »Frankfurter Allgemeine« forderte die Grünen auf, gegen die »ewig gestrigen Linken« in ihren Reihen vorzugehen, namentlich gegen die Frankfurter »Aufhetzerin« Manon Tuckfeld. Die damals in Frankfurt regierende SPD wandte sich »gegen die sinnlose Gewalt eines Teils der Demonstranten und die dort propagierten unsinnigen Ziele«.

Ende 1988 war es bei den Bundesvorstandswahlen der Grünen zu einem Rechtsruck gekommen. Vierzig Funktionäre um Thomas Ebermann und Rainer Trampert verließen die Partei. Die »Taz«, die endlich zur offiziösen Parteizeitung aufrücken wollte, rief ihnen hinterher: »Ernsthaft auseinandersetzen kann man sich mit dieser Kampf-Psychose nicht mehr. Hier ist die Couch gefragt ... Hilfe gegen die radikale Realitätsflucht.«

Im Januar 1989 warb Ebermann als überraschender Gastredner auf einem Kongreß des Kommunistischen Bundes (KB), den er zehn Jahre zuvor verlassen hatte, um bei den Grünen mitzumischen, für eine neue linke Sammlungsbewegung. Aus der DKP, in der »Bewahrer« und »Erneuerer« erbittert stritten, konnte Ebermann Georg Fülberth gewinnen. Nach einem Treffen im April 1989 meldeten sich dreißig radikale Linke mit einer Erklärung zum Hungerstreik der Gefangenen aus der RAF zum ersten Mal in der Öffentlichkeit. Unterzeichner waren neben Ebermann und Trampert die Ex-Grünen Regula Bott, Manfred Zieran, Jutta Ditfurth, Manon Tuckfeld und Dorothee Piermont, Karl Heinz Roth, Georg Fülberth (DKP), Horst-Dieter Koch (VSP), Detlef zum Winkel und Heiner Möller (KB), Oliver Tolmein und Hermann L. Gremliza.

Auf weiteren Treffen 1989 wurden politische Grundsätze diskutiert, etwa: »Die radikale Linke will die Kraft der Negation bleiben – die Opposition im Zeitalter der rosa-grünen Besoffenheit.« Kurz nach Erscheinen der Erklärung der Radikalen Linken (KONKRET 11/89) löste die Öffnung der DDR-Grenze eine deutsch-nationale Besoffenheit aus. Diverse Gruppen entdeckten neue Chancen in der Zusammenarbeit mit der Massenpartei PDS und grenzten sich – wie die Sozialistischen Studiengruppen (SOST) – von den »hypermarginalisierten Outlaws« der Radikalen Linken ab. Auch große Teile der DKP und die Mehrheit des KB setzten auf die PDS. Die aus der Vereinigung von Trotzkisten der Gruppe Internationale Marxisten (GIM) und der KPD/

ML hervorgegangene VSP wollte überall dabei sein und mischte sowohl in der PDS als auch in der Radikalen Linken mit.

Zu Pfingsten 1990 trafen sich 1.500 radikale Linke in der Kölner Uni-Mensa, wo Detlef zum Winkel eine neue Aktionsidee vorstellte, eine Demo zum Jahrestag der Reichspogromnacht und der Maueröffnung, um »die sogenannte Judenfrage umzuformulieren in die jüdische Frage, die sogenannte deutsche Frage aber umzuformulieren in die Deutschenfrage. Mit einem Wort: Wir müssen uns als Kronzeugen gegen Deutschland verstehen.« Maria Baader und Gotlinde Magiriba Lwanga forderten dazu auf, »linken Antisemitismus ernst zu nehmen und zu bearbeiten«, Gremliza warnte vor den Folgen der Wiedervereinigung: »In einem Land, dessen Geschichtsschreibern der Verlust des Arbeitsplatzes und Mieterhöhungen

immer als entschuldigende Begründung für Rassismus und Pogrome gegolten haben und noch gelten, darf man sich auf alles gefaßt machen.«

Die Radikale Linke wandte sich gegen die traditionalistische Linke, die sich »das Volk« schönredete, und den Opportunismus der staatsloyalen Linken.

Ende 1990 rief die Radikale Linke zur Konferenz »Keine Stimme für Deutschland – Reichstagswahlen ohne uns!« auf. Doch der Aufruf war mit einer Fußnote versehen: »Eine Minderheit in der Radikalen Linken präferiert andere Optionen zur Reichstagswahl«. Für die Grünen kandidierte Jutta Ditfurth, für die PDS Winfried Wolf (VSP) zum Bundestag. Die 600 Teilnehmer der Konferenz debattierten derweil über »Die Linke wird deutsch«, »Rassismus und Antisemitismus – Nebenwidersprüche?«, »Linker Antifaschismus in der Krise«, »In Zukunft nur noch antiinstitutionell?«, und für eine »Außerparlamentarische Opposition gegen Deutschland«.

Zwei Monate später waren die Wahlen gelaufen und die Radikale Linke heillos zerstritten. Am 17. Januar 1991 hatten die USA und Großbritannien mit Unterstützung vieler Staaten begonnen, den Irak zu bombardieren. Die BRD finanzierte den Krieg mit und stellte Logistik zur Verfügung. Eine sich schnell bildende Friedensbewegung demonstrierte unter dem Motto »Kein Blut für Öl!« gegen den Krieg. Nur wenige kritisierten die massive technologische Unterstützung, mit der deutsche und US-amerikanische Firmen dem Regime von Saddam Hussein zu erhöhter Reichweite seiner Scud-Raketen und einer eigenen Giftgasproduktion verholfen hatten. Keine drei Jahre war es her, daß Hussein dieses Giftgas zur flächendeckenden Aufstandsbekämpfung in Halabja in Irakisch-Kurdistan eingesetzt hatte. Jetzt feuerte der Irak Scud-Raketen auf Israel ab, einige schlugen in israelischen Städten ein, töteten und verletzten Zivilisten, versetzten die Bevölkerung Israels in Angst und Schrecken.

In KONKRET schrieb Wolfgang Pohrt: »Eben (27.1., 17.00 Uhr) meldet Bagdad, daß es nun Israel mit Chemiewaffen auslöschen wolle, eine Absicht, die Israel gegebenenfalls hoffentlich mit Kernwaffen zu verhindern wissen wird.« In derselben Ausgabe schrieb Gremliza, »daß hier einmal aus falschen Gründen und mit falschen Begründungen das Richtige getan zu werden« scheine, nämlich »der Irak der Fähigkeit beraubt werden muß, Israel – wie von Saddam angekündigt – anzugreifen und zu liquidieren«. Dies sei der »einzig vertretbare Kriegsgrund«. Daß »die USA tagtäglich die israelische Regierung anweisen, die irakischen Angriffe nicht zu erwidern, und die europäischen Alliierten Israel tagtäglich dafür loben, daß es diese Anweisung befolgt, weil sonst das ganze schöne Bündnis mit den Saudis, den Mubaraks und den Assads zerbreche«, lasse freilich auch bei einem Beobachter, »der Politik nicht in der Selbsterfahrungsgruppe gelernt hat, Zweifel aufkommen, ob die USA und ihre europäischen Alliierten unter allen Umständen am richtigen Zweck festhalten werden, oder schon heute mit dem Preis spekulieren, zu welchem sie Israel morgen an ihre arabischen Alliierten verkaufen würden«.

Kurz darauf erschien die Flugschrift »Kriegsende – Vorkriegszeit«, gerichtet gegen Pohrt, Gremliza und andere Bellizisten, herausgegeben von Ebermann, Ditfurth, Möller, Trampert, Wolf und Zieran. Entscheidend für die Kontroverse war die Haltung zu Israel. So wurde in der Flugschrift beklagt, daß es gelungen sei, »den Grünen Ströbele via Interview vom Vorstandsposten zu stürzen, weil dieser sich auf das Glatteis der Kritik an der israelischen Regierung begeben hat«. Ströbele hatte erklärt: »Die irakischen Raketenangriffe sind die logische, fast zwingende Konsequenz der Politik Israels.« Frage: »Also ist Israel selber schuld, wenn es jetzt mit Raketen beschossen wird?« Ströbele: »Das ist die Konsequenz der israelischen Politik den Palästinensern und den arabischen Staaten gegenüber, auch dem Irak gegenüber.«

Nicht viel anders sah es die Flugschrift: »Israel ist im Golfkrieg zwar nicht kriegsführende, aber kriegsbeteiligte Partei, die eigene Zielsetzungen verfolgt.« Und weiter: »Die Bedrohungen der israelischen Zivilbevölkerung, die Opfer durch Raketen und Giftgas ›made in Germany‹ sind ... von den Alliierten und der israelischen Regierung, die den Krieg und die Zerschlagung des Irak unterstützt, mitzuverantworten.«

Andere radikale Linke, die gegen den Krieg waren, solidarisierten sich dagegen mit Israel, so die Redaktion des Anti-Kriegs-Infos Hamburg, die Stuttgarter Initiative »Nie wieder Deutschland!« oder die sich der antideutschen Minderheit zurechnende Frankfurter Ortsgruppe des KB, welche eine kleine Kundgebung »Schluß mit dem irakischen Raketenterror gegen Israel!« vor dem Büro der Iraqui Airways organisierte. An der Kundgebung nahmen unter anderen die KBler Eva Groepler und Detlef zum Winkel teil. Wenig später trat die Frankfurter Gruppe aus dem KB aus, weil es »ebenso wie in der Friedensbewegung im KB nicht möglich war ..., zu irgendwelchen Aktivitäten der Solidarität mit der angegriffenen israelischen Bevölkerung zu kommen ... Deutsche Linke, die sich gegen faschistische Drohungen gegen Israel nicht mobilisieren lassen, müssen sich die Frage gefallen lassen, was sie mit ihrem ›Nie wieder...‹ wirklich meinten ... Der große Ersatzkrieg, den unsere antiimperialistischen Freunde gegenwärtig gegen KONKRET oder gegen linke jüdische Persönlichkeiten ausfechten, die sie mit der SPD von 1914 vergleichen, zeigt, wie weit wir in der Einschätzung dessen auseinander sind, was in Deutschland gefährlich ist.«

Eva Groepler präzisierte in einem Streitgespräch (KONKRET 5/91) ihre Kritik gegenüber Ebermann: »Und das, meine ich, ist typisch für diese ganze Linke ... Sie hält es bis heute nicht für nötig, sich mit Antisemitismus auseinanderzusetzen ...

Wieso wird Israel, wird der Zionismus in eurer ›Flugschrift‹ zentral behandelt, wieso wird andererseits über arabischen Nationalismus, auch in der PLO-Politik, kein Wort verloren ... Und es ärgert mich, daß du dich einfach penetrant weigerst, darüber zu diskutieren.« Ebermanns direkte Antwort darauf: »Ich finde viel eher, daß du nicht viel argumentiert hast. Aber dafür habe ich Verständnis.« Ende des Statements.

Ebermann wiederum monierte: »Es braucht nicht viel Phantasie, das Muster ›Zivilisation versus Despotie‹ als zukünftiges Grundmuster solcher Kriege zu erkennen und vorauszusehen, daß ein erheblicher Teil der Linken pro Zivilisation Partei ergreifen wird. Und wenn man dann nicht gewappnet ist, darzustellen, was der eigentliche Konflikt ist, daß ein erheblicher Teil der Linken pro Zivilisation Partei ergreifen wird.« Zwölf Jahre später ist die Phantasie Realität, wird in einer linken Wochenzeitung unter den Motti »Fanta statt Fatwa« und »Sherry statt Sharia« im Bombenkrieg gegen Afghanistan Partei ergriffen.

Die Befürwortung des Golfkrieges durch einige Prominente aus der Radikalen Linken nahmen die traditionell orientierten Linken zum Anlaß für eine Frontbegradigung und eine strikte Ablehnung jeder antideutschen Initiative. Im Juni 1991 wurde auf einem Treffen der Radikalen Linken deren Scheitern festgestellt.

Für eine antideutsche Orientierung standen in den 90er Jahren auch einige kleinere linke Gruppierungen, die sich meist um eine Zeitschrift sammelten. In Hamburg war das seit 1991 die Zeitschrift »17° Celsius – Zeitschrift für den Rest«. Die Zeitschrift erscheint nicht mehr, die Gruppe macht heute eine Sendung bei Hamburgs linkem Radio FSK. Die publizistische Präsenz antideutscher Positionen nahm 1994 schlagartig zu, als die Redaktion der aus der DDR übrig gebliebenen Tageszeitung »junge Welt« von einigen KONKRET-Autoren, darunter Oliver Tolmein und Jürgen Elsässer, übernommen wurde. Doch schon im Juni 1997 war es wieder vorbei: Die Redaktion zerstritt sich, die antideutsche Mehrheit zog aus, die neue, nationalkommunistische Redaktionsleitung machte die Zeitung zu einem Paradebeispiel linksnationaler bis antisemitischer Publizistik.

1992 hatte die aus der antideutschen Minderheit des KB hervorgegangene Gruppe K in Hamburg die Vierteljahresschrift »Bahamas« gegründet, in deren Impressum es hieß: »Das Ziel: zur Neuformierung einer nichtreformistischen, radikalen, antikapitalistischen, kommunistischen Linken beizutragen.« Als die Gruppe K sich im Oktober 1995 auflöste, wurde »Bahamas« von ihrer ehemaligen Berliner Ortsgruppe übernommen, welche die von ihr kultivierte Ablehnung linksradikaler Politik kontinuierlich steigerte, bis hin zum Editorial der Ausgabe zu den Anschlägen vom 11. September 2001: »Wer zur ›Bahamas‹ steht ..., wird in Zukunft gewärtigen müssen, mit seinen linken Freunden nicht mehr über Politik reden zu können, ohne sie aus seinem Adreßbuch streichen zu müssen ...« Die Attitüde »Viel Feind, viel Ehr‹« wurde zu Je-desto verschärft, die antideutsche Parole »Solidarität mit Israel« zum Postulat einer Solidarität mit den USA und der Politik ihres Präsidenten verkehrt. Auf einer Konferenz der Zeitschrift im Mai 2002 wurden schon die Stars and Stripes geschwenkt.

Solche Verbalhornung der antideutschen Position kommt vor allem jener deutschen Linken gelegen, die das Antinationale stets im Dienst des internationalen Kapitals bzw. des Imperialismus sah und sieht. Wann immer es gegen »die Antideutschen« geht, werden gegen die ganze Richtung, die nicht paßt, Zitate aus »Bahamas« aufgefahren, obwohl die Zeitschrift den »zur Vernichtung entschlossenen Antisemitismus«, »seinem nationalsozialistischen Vorbild auf qualitativer Ebene durchaus ebenbürtig«, längst nicht mehr in Deutschland ausmacht, sondern in der PLO.

Beispielhaft dafür ist das soeben erschienene Buch *Krieg ist Frieden* von Wolf Wetzel, der auch als »autonome Lupus-Gruppe« auftritt und das Kapitel »Antideutsche Kriegsführung«, das bereits von mehreren Zeitschriften nachgedruckt wurde, so beginnt: »Die Paradoxie, das ›schreckliche‹ für das ›jetzt Richtige‹ auszugeben, ist nicht mehr originell. Sie ist bereits Geschichte – eingeführt vom KONKRET-Herausgeber Hermann L. Gremliza, als er dem US-alliierten Krieg gegen den Irak 1991 seine Zustimmung gab. Antideutsche Kriegsbefürwortungen betreten also kein Neuland. Sie treten in die Fußstapfen einer bellizistischen Linken, die ihren ausgerufenen ›Ausnahmezustand‹ längst vergessen hat und mittlerweile gut, sprich ganz normal damit leben kann.«

Natürlich hat keiner den »Ausnahmezustand« von 1991 »längst vergessen«, sondern erinnert ausgerechnet der antideutsche Gremliza in jeder zweiten Ausgabe von KONKRET daran, um den Unterschied zur jetzigen Situation und seine Kritik der aktuellen Kriegspläne darzulegen, also keineswegs in seine eigenen bellizistischen Fußstapfen zu treten. In der Tat kommt Gremliza, der den antideutschen Bellizismus in die Geschichte eingeführt haben soll, im weiteren Verlauf der autonomen Beweisführung mit keinem Wort mehr vor, weil der Antideutsche als Kriegsgegner zum Beweis »antideutscher Kriegsbefürwortung« wenig geeignet erscheint.

Obwohl die linksradikal-antideutsche Kritik am einst robusten Antisemitismus der Autonomen die Vertreter dieser Richtung hat vorsichtiger werden lassen, bricht das Ressentiment sich immer wieder Bahn. So wenn eine namenlose Hamburger autonome Gruppe »aus verschiedenen Teilen der radikalen Linken« in ihrem Text »Naher Osten – Ferner Westen« vom August 2002 gegen »die Antideutschen« auf diese Weise losgeht: »Wer die zentralen Schriften der jüdischen Nationalbewegung studiert, kommt nicht umhin zu bemerken, daß die Theorie des Zionismus von einem völkischen

Nationalismus geprägt ist. Ein Widerspruch gegen diese politischen Werte ist geradezu zwingend ... Dürfen Deutsche Israel kritisieren? Können Jüdinnen rassistisch sein? Sind unterdrückte Palästinenser im Widerstand antisemitisch? Jede vereinfachende Antwort auf solche Fragen trägt den Geschmack der Heuchelei und Funktionalisierung für eigene Interessen in sich.«

Die Überzeugung der Radikalen Linken, daß und warum deutsche Linke nicht Israel in Frage stellen dürfen, hat sich auch nach dem Ende als Organisation erhalten. Der Vorsatz, »Kraft der Negation« zu sein, aber ist fast vergessen. Die Suche nach Bündnispartnern hat manche zu einer »antideutschen Realpolitik« geführt – wie Jürgen Elsässer mit seinem gegen Deutschlands völkische Außenpolitik gerichteten »Plädoyer für die Verteidigung moderner Nationalstaaten«, nämlich solcher, die schon einmal, in der Anti-Hitler-Koalition, die richtige Partei ergriffen hätten: »Die Enkel von Stalin, De Gaulle und Churchill ... opponierten ... vergleichsweise stark gegen die Nato-Angriffe auf Jugoslawien« (KONKRET 12/99).

Andere antideutsche Realpolitiker bemühen aus aktuellem Anlaß Marx' berühmte Formulierung von der »List der Geschichte«: »Wenn im Irak nämlich US-amerikanisches Militär erneut einen Volksaufstand gegen Saddam Hussein auslösen könnte und damit erstmals in der jüngeren Geschichte der arabischen Staaten eine Regierung quasi von der eigenen Bevölkerung gestürzt würde, eröffnete das eine nahezu ungeheuerliche Perspektive für die ganze Region ... Was wie eine ›List der Geschichte‹ erscheint, die früher den Marxisten eine helle Freude gewesen wäre ...« schreiben Thomas Uwer und Thomas von der Osten-Sacken, und Thomas Uwer meint: »Im Nahen Osten besteht ... eine objektiv revolutionäre Situation ... Doch nicht der Historische Materialismus und irgendwelche Kräfte der Weltrevolution würden diese Revolution entfachen, sondern George W. Bush.«

Kritik wird durch Hoffnung in die US-Außenpolitik ersetzt, Negation durch Positivismus, vermengt mit dem besten antideutschen Argument: »Es scheint, als habe sich damit eine Auseinandersetzung zugespitzt, an deren Ende entweder die Vernichtung Israels steht oder ein Naher Osten, der nicht länger ruiniert wird von den Husseins, Sauds, Arafats ...« (Osten-Sacken). Das Elend der Dritten Welt haben deren Herrschaftscliquen verursacht, die Herren des Weltmarkts werden die Verdammten erlösen. Marx sah das etwas anders: »Die tiefe Heuchelei der bürgerlichen Zivilisation und die von ihr nicht zu trennende Barbarei liegen unverschleiert vor unseren Augen, sobald wir den Blick von ihrer Heimat, in der sie unter respektablen Formen auftreten, nach den Kolonien wenden, wo sie sich in ihrer ganzen Nacktheit zeigen.«

Die Radikale Linke, Urheberin der Parole »Nie wieder Deutschland!«, ist in viele Teile zerfallen. Und doch hat von den dreißig Leuten, die 1990 an der Gründungsversammlung teilgenommen haben, nicht einer, nicht eine Reklame für den Krieg gegen Jugoslawien oder den jetzt geplanten Golfkrieg gemacht.

Gaston Kirsche war Mitglied in KB und Gruppe K und mischt heute in der »Gruppe Demontage« mit

Konkret 02/03, S. 27

Joachim Rohloff

Die Durchzweifler

Was tun nach dem Verschwinden des Sozialismus? Plappern im Spagat.

Was sich heute in Deutschland immer noch die Linke nennt, besteht nach allem Anschein nur aus zwei miteinander konkurrierenden Jargons. Die einen stecken in der Wolle gefärbt zwischen Baum und Borke und wollen die Menschen in Lohn und Brot bringen. Mit Karl und Rosa. Sie halten es für ein gutes Zeichen, daß Hunderttausend gegen den womöglich bevorstehenden Krieg im Irak demonstrieren. Die anderen sind nur als Teile gleich mehrerer emanzipatorischer Spektren anzutreffen, beobachten das Empire und machen partikulare Politiken für queere und migrantische Leute. Sie behaupten, gegen den Kapitalismus zu sein, finden aber alle seine Erscheinungsformen super. Verriete man ihnen, daß es im Sozialismus voraussichtlich nur noch zwölf Fernsehkanäle geben wird, wären sie enttäuscht und nähmen Abstand.

Die erste Fraktion gruppiert sich um die PDS oder in den zahlreichen innerparteilichen Oppositionen und führt offenbar schon seit Jahren gemeinsam mit den roten Ministern und Senatoren, vor allem aber im Widerspruch zu ihnen, eine Programmdebatte. Und zu deren wissenschaftlicher Begleitung traf sich, eingeladen vom »Berliner Institut für kritische Theorie«, dessen Hauptaufgabe es ist, das *Historisch-Kritische Wörterbuch des Marxismus* herauszugeben, zwischen dem Sommer 2000 und dem Frühjahr 2002 dreimal ein Kollegium linker Akademiker. Seine Gespräche wurden inzwischen nicht nur Gabi Zimmer und André Brie zur Kenntnis gegeben, sondern obendrein in einer Gemeinschaftsproduktion eines Dutzends linker Verlage als Buch veröffentlicht: *Unterhaltungen über den Sozialismus nach seinem Verschwinden.*

Wolfgang Fritz Haug, der die Gespräche eingeleitet, dirigiert und schließlich resümiert hat, stellt an den Beginn seines Vorworts zwei Mahnungen und ein Versprechen: »Manche, die gewohnt sind, daß ihnen schnelle Abwechslung und scharfe Reize oder, falls sie KONKRET-LeserInnen sind, eindeutige Feindbilder und verbale Prügeleien geboten werden, könnten ungeduldig werden. Hier herrscht selbstkritische Nachdenklichkeit. Hier fetzt man sich nicht, sondern zweifelt sich durch.«

Auch in diesem Monat brauchen die LeserInnen aufs Gewohnte nicht zu verzichten. Denn Erhard Crome, einer der vierzehn Gesprächsteilnehmer, ist ein Bild von einem Feind! An der Universität Potsdam lehrte er die Politikwissenschaft und trat der PDS im Dezember 2001 schon einmal beratend zur Seite, als er im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung eine Studie zum Thema der Nation verfaßte. Damals durfte man lesen: »Nichts dünkt eindrucksvoller, als daß in dieser sich globalisierenden Welt alle am gleichen Internet hängen, mehr oder weniger kompatible Computerprogramme benutzen, und am Abend von den USA bis nach Japan und Europa alle den gleichen neuen kitschigen Hollywood-Film sehen, der von den entsprechenden Großkonzernen in Tausenden von Kopien auf Knopfdruck zeitgleich in den Weltmarkt gedrückt wird. Am Ende heulen alle ZuschauerInnen auch noch an den gleichen Stellen. Die Globalisierung der Finanz- und Warenmärkte, auch bestimmter Versatzstücke von Kultur, so in Gestalt amerikanisierter Alltagskultur von McDonald, Coca-Cola und Jeans, ist offensichtlich – das ist hier zunächst als Tatsachenfeststellung gemeint, nicht als Werturteil.«

Man muß ihn wohl einen Blödmann nennen, auch auf die Gefahr, daß er diese Injurie persönlich nimmt. Crome zog seine Schlüsse: »Die normierende, einebnende Globalisierung führt zu wachsender geistiger und kultureller Unbehaustheit, zur Suche nach Halt in dieser anscheinend unbegrenzten oder unbegrenzbaren Welt.« Deshalb riet er der PDS, die darauf schon seit langem gewartet hatte, sie solle sich der deutschen Nation wohlwollend annehmen. »Schienen die Nation und der moderne Staat gestern noch völlig überfordert, von der Globalisierung längst ausgehöhlt, so treten sie nun als Ort des kulturellen Zusammenhangs, der demokratischen Mitwirkung, der Verteidigung der liberalen Freiheitsrechte, der Selbstbestimmung des Individuums in Erscheinung, der ihm Halt gibt, auf daß es nicht als doppelt freie Monade vom Mahlstrom der Globalisierung verschlungen wird.« Denn »die Freiheit hat nicht nur ihre Zeit, sie muß auch einen Ort haben«. Und dieser Ort heißt westlich Polens und östlich Frankreichs, obwohl »die deutsche Geschichte der vergangenen mindestens 150 Jahre besonders kompliziert und widersprüchlich verlief«, nun einmal Deutschland.

Zum Glück kommt die Monadenhalterin, die Schöpferin echter Kultur, die nicht auf Knopfdruck drückt, sondern dafür sorgt, daß an verschiedenen Stellen geheult wird, in den Gesprächen nicht vor. Um so ausführlicher ist aber vom Imperialismus der USA die Rede. Er soll sich endlich einer internationalen Rechtsordnung beugen; zwingen soll ihn Europa, ohne dabei selbst allzu imperialistisch zu werden. Und schon wieder sieht sich Haug »bei einem jener Widersprüche angelangt, die die Linke zu zerreißen drohen. Europa soll stark sein, aber Europa soll nicht militärisch stark sein.«

Identität wird der Linken am Ende trotzdem zuteil, zwar nicht von der Nation, aber vom Spagat. »Alle Beteiligten begreifen den Spagat zwischen Fernzielen und jetziger Politikfähigkeit als Identitätsressource linkssozialistischer Parteipolitik«, glaubt Haug. In Berlin wird diese Ressource gegenwärtig vom Wirtschaftssenator Wolf vorgeführt als

Spagat zwischen der Schließung der Schwimmbäder und dem Austritt aus den Tarifverhandlungen für den öffentlichen Dienst. In Sachen demokratischer Mitwirkung, liberaler Freiheitsrechte und individueller Selbstbestimmung wird es, solange die PDS regiert, nur Nullrunden geben. Aber es erglimmt schon wieder eine neue Hoffnung, denn die Jusos heißen jetzt Attac. Und die PDS wird sich, wenn es nach den vierzehn linken Intellektuellen geht, einbringen. »Die Politik eines integralen Sozialismus und der Aufhebung der überkommenen Spaltungen kann sich heute einzig in pluraler Form entfalten. Nicht ein kommandierendes Zentrum, sondern ein Netzwerk, in das sich Initiativen einbringen können, bietet den angemessenen Praxisrahmen.«

Haug schrieb sein Vorwort im Mai 2002. Damals bemühten sich die Gesprächsteilnehmer noch darum, »daß die geschichtliche Chance wahrgenommen wird, in Deutschland langfristig eine sozialistische Linkspartei zu verankern. Sie sehen, daß sie diese Chance den Menschen aus den ostdeutschen Bundesländern verdanken.« Heute scheint es, als hätten uns die Ostdeutschen von der Chance wieder erlöst. Es ist zwar noch nicht ausgemacht, daß die PDS ihren Spagat künftig nur noch in den Netzwerken und nicht mehr im Bundestag praktiziert, aber wer würde Gabi Zimmers Pressemitteilungen oder Wolfgang Gehrkes außenpolitische Analysen vermissen? Zugunsten der Vierzehn könnte man vielleicht sogar annehmen, daß ihnen der Versuch unabhängiger Politikberatung inzwischen peinlich ist, gäbe es nicht den Frank Deppe der Seite 208, der im Zusammenhang des Kriegs und des Friedens, des Terrorismus und der USA sagt: »Die PDS-Bundestagsfraktion hat sich bisher aus meiner Sicht sehr gut verhalten.«

Berliner Institut für kritische Theorie: *Unterhaltungen über den Sozialismus nach seinem Verschwinden.* Herausgegeben von Wolfgang Fritz Haug und Frigga Haug. Papyrossa Verlag u.a., Berlin 2002, 254 Seiten, 8 Euro

---

Joachim Rohloff schrieb in KONKRET 1/03 über die neueste bürgerliche Revolution

Konkret 02/03, S. 28

Peter Hetzler

Einatmen, ausatmen

»Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt« heißt der Bericht der Hartz-Kommission, den der Kanzler eins zu eins realisieren will. Er regelt die Enteignung der Massen.

Alle reden davon, keiner kennt ihn, den 343 Seiten dicken Wälzer, in dessen Globel-Player-Sprache es von »Ich-AGs, KompetenzCentern«, »PersonalServiceAgenturen« und »JobFloatern« nur so wimmelt. Alle glauben, was der Kanzler sagt: es gehe darin um den Abbau der Arbeitslosigkeit.

Tut es natürlich nicht. Hartz hat mit der Arbeitslosigkeit nur insofern etwas zu tun, als sie zum Vorwand genommen wird, den Arbeitsmarkt radikal auf die Forderungen der Wirtschaft zuzurichten, die Kosten der Arbeitslosigkeit für die öffentlichen Haushalte (Arbeitslosenversicherung, Sozialhilfe) zu senken und die Arbeitslosenstatistik zu frisieren, vor allem aber dem Markt Arbeitskraft zu Löhnen zur Verfügung zu stellen, von denen die Unternehmen bisher nur träumen konnten. Auf gut Hartz-Deutsch: »Steigerung der Attraktivität des Arbeitsangebotes für den Arbeitgeber durch betriebsnahe, stellenorientierte Qualifizierung, kostengünstige/- freie Probezeit (und) Neutralisierung des Kündigungsschutzes über die PSA.«

PSA, die »PersonalServiceAgenturen«, sind das Herz von Hartz. Die privatrechtlichen Institutionen, den Arbeitsämtern angegliedert, werden größtenteils direkt von Zeitarbeitsfirmen geführt (u.a. von Randstad). Bis Mitte des Jahres soll in jedem Arbeitsamtsbezirk mindestens eine PSA existieren.

Was tut eine PSA? Die PSA »schaffen ein Arbeitsangebot für den partiellen Arbeitsmarkt (z.B. für Urlaubsvertretung, Vertretung für Erziehungszeiten, temporäre und saisonale Beschäftigungsspitzen) zu günstigen Bedingungen ... Zusätzlich erhalten Arbeitgeber über die PSA die Möglichkeit, neue Mitarbeiter zu suchen, zu geringen Kosten auf Probe und gegen Entgeld zu leihen.«

Wie sieht das »Entgeld« für einen bei einer PSA beschäftigten Arbeitnehmer aus?

»Während der Probezeit ... erhalten sie einen Nettolohn in Höhe des Arbeitslosengeldes.« Die Höhe des Arbeitslosengeldes liegt für Arbeitslose ohne Kinder bei 60 Prozent des vorherigen Nettolohns. Das durchschnittliche Arbeitslosengeld einer unverheirateten Frau betrug im Jahr 2001 beispielsweise 610 Euro. Hartz hatte als Probezeit sechs Monate vorgeschlagen, als Einstieg hat man sich auf sechs Wochen geeinigt. Ein Arbeitsloser schuftet also zunächst für eine Versicherungsleistung, die eigentlich ihm zusteht, sich jetzt aber in Kapital für das Unternehmen verwandelt, bei dem er beschäftigt wird.

Nach der Probezeit erhält der PSA-Arbeiter »den tariflich vereinbarten PSA-Lohn«. Wie hoch der sein soll? »Der PSA-Tariflohn ... entspricht 70 Prozent des vorherigen Bruttogehalts.« Sagt die Kommission. Ihr Vorschlag kam (noch) nicht durch. Die derzeitige Regelung sieht vor, daß PSA-Arbeiter in den eingesetzten Betrieben den gleichen Lohn erhalten wie die dort Beschäftigten. Allerdings nur den Basistarif ohne Zusatzleistungen, die, je nach Unternehmen, mehrere hundert Euro pro Monat ausmachen können.

Die Gewerkschaften arbeiten derweil an einem Spezialtarif für Zeitarbeiter und schwer Vermittelbare, um »Einstellungshemmnisse« (hohe Löhne) abzubauen. Er soll ab 2004 gelten. Gewünscht werden von Regierungs- und Unternehmerseite 20 bis 30 Prozent weniger als bisher, wie bei Hartz. Richtlinie dürfte der Tarifvertrag sein, den ver.di bereits vor eineinhalb Jahren mit der Zeitarbeitsfirma Randstad abgeschlossen hat: 5,11 Euro im Osten, 6,20 Euro im Westen. Die meisten Arbeitslosen werden in den PSA für Tarife arbeiten, die am oder unter dem Sozialhilfeniveau liegen.

Hartz argumentiert bezüglich der Zeitarbeitsjobs mit dem sogenannten »Klebeeffekt«. Einmal entliehen, getestet und für gut befunden, bliebe ein Großteil der Arbeitslosen in den neuen Unternehmen »kleben«. Dafür könne man anfangs auch Lohneinbußen in Kauf nehmen. In der Realität hat in den vergangenen Jahren Leiharbeit Vollzeit-Arbeitsplätze systematisch verdrängt. 1991 gab es 29,4 Millionen Vollzeit-Arbeitsplätze und 100.000 Vollzeit-Leiharbeiter. Im Jahr 2000 gab es nur noch 25,7 Millionen Vollzeit-Arbeitsplätze, aber bereits 350.000 Vollzeit-Leiharbeiter. Daran wird sich nichts ändern, weil Unternehmen ihre Produktion zunehmend auf Flexibilität ausrichten. Firmen wie Continental planen, künftig ein Viertel ihrer Belegschaft aus Leiharbeitern zu rekrutieren.

Nach Hartz könnten bis zu »500.000 Arbeitslose« in PSA übernommen werden. Die dort gezahlten Billiglöhne führen auf Dauer auch bei regulär Beschäftigten zu sinkenden Einkommen. Beispiel: Ein Unternehmer entläßt 20 Beschäftigte und stellt sie über die PSA zum PSA-Tarif wieder ein. Sie machen die gleiche Arbeit wie vorher, verdienen aber weniger. Das war bislang nicht möglich, wird aber jetzt durch die Streichung des Wiedereinstellungsverbots erlaubt.

Gesenkt werden können durch die PSA-Tarife auch die Kosten der Arbeitslosigkeit. Hat jemand nach Ausscheiden aus der PSA keinen Anspruch mehr auf früher erworbenes Arbeitslosengeld, wird die Höhe des künftigen Arbeitslosengeldes neu

berechnet. Ob auf Grundlage des früheren oder auf der des wesentlich niedrigeren PSA-Lohns, steht noch nicht fest (für einige Teile des Hartz-Papiers gibt es noch keine exakten Durchführungsbestimmungen), aber die Tendenz heißt Kostensenkung.

Und weiter: »Durch die PSA haben Unternehmen die Möglichkeit, neue Arbeitnehmer ohne arbeitsrechtliche Verpflichtungen kennen zu lernen«, denn: »De facto führt die verstärkte Einschaltung der PSA und anderen Zeitarbeitsfirmen zur Neutralisierung des Kündigungsschutzes.« Der PSA-Arbeiter hat zwar einen Arbeitsvertrag mit der PSA, nicht aber mit dem Betrieb, in den er entliehen wird.

Obwohl hier der Kündigungsschutz, das Wiedereinstellungsverbot und die zeitliche Begrenzung der Leiharbeit abgeschafft werden, will die Hartz-Kommission, das betont sie ausdrücklich, nicht von *hire and fire* reden. Man bevorzugt das Wort »atmen«. Unternehmen »atmen« Arbeitnehmer bei Bedarf ein – und »atmen« sie wieder aus.

Was passiert, wenn ein Arbeitsloser bei der PSA unter Vertrag steht, die PSA aber gerade keinen Job für ihn hat? In Deutschland gibt es viel zu tun, und die öffentlichen Kassen sind leer: »Durch Nutzung der PSA-Arbeitnehmer im gemeinnützigen und gesellschaftlichen Bereich wird dieses Feld neu gestaltet.«

Neue Zumutbarkeitsregeln

Nicht jeder Arbeitslose wird in PSA vermittelt – muß ihnen aber bei Bedarf zur Verfügung stehen: »Arbeitslose Arbeitnehmer ... können grundsätzlich und bereits zum Zeitpunkt der Beendigung ihres früheren Beschäftigungsverhältnisses das Angebot der Anstellung in der PSA erhalten ... Eine Ablehnung des Beschäftigungsangebots ist mit leistungsrechtlichen Konsequenzen für den Arbeitslosen verbunden.« Außerdem sind Arbeitnehmer »künftig verpflichtet, das JobCenter bereits zum Zeitpunkt der Kündigung über die drohende Arbeitslosigkeit zu informieren ... Arbeitnehmer, die das JobCenter nicht rechtzeitig informieren, müssen für jeden Tag der verspäteten Meldung pauschale Abschläge beim Arbeitslosengeld in Kauf nehmen.« Diese Regeln sind Teil der »neuen Zumutbarkeit«, die »konsequent« umgesetzt werden soll. Das Motto: »Keine Leistung ohne Gegenleistung.«

Rücksichten auf berufliche Qualifikationen oder soziale Beziehungen werden nicht mehr genommen: »Arbeitslose sollen auch auf Tätigkeiten verwiesen werden können, in denen sie eine geringere als in der Vergangenheit erzielte Entlohnung erhalten ... Eine der Ausbildung oder früheren Tätigkeit des Arbeitslosen nicht entsprechende Tätigkeit ist spätestens dann zumutbar, wenn und sobald festgestellt werden kann, daß eine berufliche Statusminderung unvermeidlich ist, um den Bezug von Arbeitslosengeld zu beenden.« Klarer könnten sie den Sinn ihrer neuen Richtlinien nicht formulieren: Es geht primär nicht mehr darum, einem Arbeitslosen einen vernünftigen Job zu vermitteln, sondern darum (dieser Satz wiederholt sich oft), so schnell wie möglich »den Bezug von Arbeitslosengeld zu beenden«.

Und was ist eine »berufliche Statusmilderung«? Es wird künftig nicht mehr nach feststehenden Jobqualifikationen (z.B. Meister Elektroinstallation) vermittelt werden, sondern nach »Job-Familien«. Ein Lampenverkäufer im OBI beispielsweise hat irgendwie auch etwas mit Elektroinstallation zu tun, und wenn der arbeitslose Meister seinen »Bezug von Arbeitslosengeld« nicht anders »beenden« kann ... Was natürlich nicht nur seinen Status, sondern vor allem sein Einkommen und die Möglichkeiten, jemals wieder einen seiner Ausbildung angemessenen Job zu finden, reduziert.

Allerdings nicht unbedingt an seinem Wohnort, denn nach spätestens »sechs Monaten« Arbeitslosigkeit kann jedem Arbeitslosen eine »bundesweite Vermittlung« zugemutet werden. Arbeitslose werden damit zu einer dem Markt stets verfügbaren Ware, die man unabhängig von sozialen Zusammenhängen beliebig hin und her schieben kann. Was das praktisch bedeutet, kann man sich vorstellen, wenn man weiß, daß auch arbeitsamtsintern neue Vermittlungskriterien gelten: Der »Wettbewerb in der Vermittlung« soll gestärkt, durch ein »Bonussystem« und Leistungsprämien sollen »Anreize für erfolgreiche Vermittler« geschaffen werden: Vermitteln, bis die Prämie stimmt.

Und umschulen: »Das Bildungsangebot sollte modularisiert werden. Ein modularer Aufbau gewährleistet flexible Anpassungsmöglichkeiten.« Heißt: Wenn ich jemanden brauche, um ihn zwei Monate lang drei Tasten am PC bedienen zu lassen, muß er dazu keine Facharbeiterausbildung absolvieren. Sie nennen es »betriebsnahe, stellenorientierte Qualifizierung«. Für solchermaßen qualifizierte Arbeitslose wird bei Hartz der Begriff »Fach-Helfer« vorgeschlagen – was angesichts der Wortgewalt des sonstigen Vokabulars ein bißchen enttäuscht. Man hätte ihn wenigstens »Special Service Manager« nennen können.

Arbeitslosengeld I und II

Damit ein Arbeitsloser, der noch halbwegs bei Verstand ist, sich auf diese Maßnahmen überhaupt einläßt, sind nicht nur eine Reihe flexibel handhabbarer Sanktionen in Form von Leistungskürzungen und neuen Zumutbarkeitsregeln in das Hartz-Papier geschrieben worden (»Die Fachkräfte des JobCenter erhalten Aktionsbudgets für Ermessensleistungen, über

deren Mitteleinsatz sie nach Abklärung des konkreten, individuellen Integrationsbedarfs entscheiden.«) Auch die Arbeitslosenunterstützung wird neu definiert.

Bislang bekamen Arbeitslose entweder Arbeitslosengeld, Arbeitslosenhilfe oder Sozialhilfe. Das wird sich ändern. »Kern der neuen Leistungsstruktur ist die Zusammenführung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe für erwerbsfähige Leistungsempfänger zum Arbeitslosengeld II.«

Die Arbeitslosenhilfe wird also abgeschafft, und Sozialhilfeempfänger, die noch arbeitsfähig sind (die Arbeitsfähigkeit bescheinigt der Amtsarzt), bekommen keine Sozialhilfe mehr, sondern – wie die bisherigen Empfänger von Arbeitslosenhilfe – das neue Arbeitslosengeld II. Das Arbeitslosengeld II ist eine »bedürftigkeitsabhängige Leistung« wie Sozialhilfe. Die Bedürftigkeit wird vom zuständigen »Fallmanager des JobCenters« festgestellt.

Nach welchen Kriterien, das will die Bundesregierung im Jahr 2004 entscheiden, wenn die Sozialgesetzgebung nach bewährtem Muster reformiert wird. Bislang durfte ein alleinstehender Arbeitslosenhilfe-Bezieher über ein Vermögen von 520 Euro pro Lebensjahr verfügen (maximal 33.800 Euro). Hatte er mehr Vermögen (Geld, Haus, Auto), mußte er den Überschuß erst verleben, bevor er Anspruch auf Arbeitslosenhilfe hatte. Diese Regelung hat man jetzt schon gekippt und mit 200 Euro pro Lebensjahr (maximal 13.000 Euro) mehr als halbiert. Einsparung: 1,7 Milliarden Euro, da durch die neue Regelung 460.000 Arbeitslose (mehr als 20 Prozent aller Empfänger von Arbeitslosenhilfe) nicht mehr »bedürftig« sind.

Auch das ist der Bundesregierung noch zuviel. Wahrscheinlich werden die neuen Bedürftigkeitsregeln nach der Reform 2004 denen der Sozialhilfe ähneln. Da liegt die maximale Vermögensobergrenze für Alleinstehende bei 1.279 Euro.

Ich-AGs und Mini-Jobs

Der Rest von Hartz ist schmückendes Beiwerk. Durch die »Mini-Jobs« bekommt die Herrschaft endlich wieder günstiges Dienstpersonal. Die »Ich-AGs« erfüllen in Kleinbetrieben die Funktion, die ein PSA-Arbeiter bei einem Großunternehmen hat: die der billigen Arbeitskraft. Ein Arbeitsloser wird finanziell unterstützt, um sich selbstständig zu machen – zum Beispiel als Handwerker. Statistiken sagen, daß ähnliche Konzepte in 70 Prozent aller Fälle auch nach Wegfall der Finanzhilfe funktioniert haben. Die Statistiken sagen nicht, daß das Einkommen einer »Ich-AG« aufgrund der großen Konkurrenz selten höher ist als das eines PSA-Arbeiters – und man selbst dafür noch 10 bis 12 Stunden am Tag ackern muß. Man könnte einem Arbeitslosen auch eine Mundharmonika in die Hand drücken, damit er sich künftig in der Fußgängerzone seinen Lebensunterhalt selber verdient. Eine »Familien-AG« ist nichts anderes, nur daß sich hier die Familienmitglieder gegenseitig ausbeuten dürfen. So geht das weiter und weiter und wird nicht besser, und die Rürup-Kommission wird uns in ein paar Monaten mit ähnlichen Vorschlägen in Bezug auf Renten- und Gesundheitsreform erfreuen.

Es gibt an verschiedenen Ecken und Orten Widerstand gegen das Hartz-Konzept. Arbeitslosen- und Sozialhilfegruppen versuchen ihren Protest zu koordinieren. Eine gute Anlaufstelle hierfür ist die Website www.anti-hartz.de. Da gibt es auch Informationen über die sich zur Zeit noch oft ändernden Ausführungsbestimmungen, denn vieles ist noch nicht exakt geregelt. Auch einzelne Gewerkschaftsverbände wie ver.di Südhessen haben Resolutionen gegen das Hartz-Konzept verabschiedet. Doch was immer die Basis beschließt, die DGB-Führung, die das Konzept mit entwickelt hat, sieht das anders: »Die Umsetzung des Gesamtkonzepts verspricht einen wichtigen Fortschritt bei der sozial gerechten Modernisierung unserer Gesellschaft zu einem ausgewogenen Verhältnis von sozialer Gerechtigkeit und Flexibilität am Arbeitsmarkt« (DGB-Bundesvorstand). Stellt sich die Frage: Ist es wirklich so lustig, zu den Hofschranzen gehören zu dürfen, die vom Bundeskanzler mit Handschlag begrüßt werden, daß man dafür jede Schweinerei mitmacht? Das wird besonders die Grünen am Kabinettstisch gefreut haben, denn damit werden Überkapazitäten quasi biologisch abbaubar und können über den PSA gleich wieder recycelt werden.

Zum Schluß noch ein Satz fürs Gemüt: »Die Leistungen des JobCenter gehen von freien, mündigen und entscheidungsfähigen Kunden aus. Niemand ist gezwungen, eine angebotene Stelle anzunehmen (oder) in die PSA einzutreten.«

Peter Hetzler schrieb in KONKRET 7/96 über den »kleinen Abhörratgeber«

Konkret 02/03, S. 30

Stefan Frank

Die Mordkommission

Für die Bundesregierung stellen Gesundheits- und Rentenpolitik eine Einheit dar: Durch gezielte Einschnitte im Gesundheitswesen wird die Zahl der Rentner dezimiert.

Im US-Bundesstaat Wisconsin verdient der durchschnittliche Arbeiter heute weniger als 1979. 34 Prozent der Kinder unter sechs Jahren leben in Armut oder am Rande der Armut. »Jeder dritte ehemalige Sozialhilfeempfänger kann sich kein tägliches Essen leisten, 37 Prozent geraten immer wieder mit der Miete in Rückstand. Und bestimmte Gruppen tauchen ohnehin nie in der Statistik auf. Außer alleinerziehenden Müttern hat kaum jemand Chancen in Amerika auf Stütze jenseits von speziellen Hilfen wie Essensmarken oder Arzneizuschüssen« (»Financial Times Deutschland«, 31.1.2002).

Der hessische Ministerpräsident Koch ist begeistert: »Im Norden der USA lebt kaum noch jemand von der Sozialhilfe, statt dessen wird malocht. Wisconsin Works heißt das Programm – W2.« Dieses so erfolgreiche Sozialhilfe-Modell ohne Sozialhilfe will er auch in Hessen einführen und wird dabei wahrscheinlich auf die erforderliche Unterstützung der Bundesregierung bauen können. »Wir werden Leistungen streichen«, ist eine Weihnachtsbotschaft des Kanzlers an die Leser des »Handelsblatts« überschrieben. Die Regierung hat sich auf den »Weg zu mehr Wachstum, Beschäftigung und Gerechtigkeit« gemacht. Diesen Titel trägt ein Papier aus dem Bundeskanzleramt, in dem vorgeschlagen wird, die Sozialhilfe zu senken, damit »Arbeit finanziell nicht bestraft« wird, bei Krankenversicherungen »Wahltarife mit Eigenleistungen« einzuführen und vor allem die raffgierigen Rentner zu zügeln, die dem Bund »fast jeden dritten Euro« rauben.

»Das ist doch unser Regierungsprogramm«, schimpft Seehofer, der stellvertretende Fraktionsvorsitzende der Union. Die Grünen, die selbst gern den Kampf gegen Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Rentner anführen würden, können nur noch loben. Wie schon bei den »Hartz-Plänen«, von denen die Bundestagsabgeordnete Thea Dückert im November sagte, sie führten »widerstreitende Interessen« zusammen, »die auf der einen Seite aus der neoliberalen Schule kommen und auf der anderen Seite eher strukturkonservativ sind«.

Wer ihr nicht glauben wollte, mußte sich doch einer unfehlbaren moralischen Autorität beugen: »Vielleicht glauben Sie Lyndon B. Johnson eher, der schon in den 60er-Jahren die soziale Frage als eine Frage des ›new border‹, als ein neues Grenzgebiet beschrieben hat, was nichts anderes bedeutet, als daß man auch in diesem Bereich neue Ideen, Pioniergeist sowie Mut zur Veränderung braucht und daß Innovationen angegangen werden müssen.«

Wahrscheinlich hat er eher gemeint, die Bourgeoisie möge aufpassen, daß es ihr nicht eines Tages geht wie General Custer am Little Bighorn. Einige Grüne sehen die Kavallerie bereits von strukturkonservativen Indianern umzingelt: »Wer sind denn die wahren vaterlandslosen Gesellen in diesem Land?« fragt Katrin Dagmar Göring-Eckardt (der Teufel hat bekanntlich viele Namen) und ist »wirklich erschüttert: Was ist nur aus der bürgerlichen Volkspartei CDU geworden?« Die müsse endlich erkennen, was die Grünen längst wissen: »Wir haben Sozialsysteme, die in der Tat auf den Prüfstand gehören.« Wenn die Fraktionsvorsitzende spricht, spukt der Reformgeist durchs Haus. »So viel Reformgeist hat es auf dem Arbeitsmarkt in Deutschland noch nie gegeben: Personal-Service-Agenturen, Ich- und Familien-AGs, Minijobs.«

Das Problem: »Die modernen Berufsbiographien sind nicht mehr so eindeutig. Einmal ist man in einem Unternehmen beschäftigt, einmal ist man selbständig und einmal in Erziehungszeit.« Einmal in einem Mini-Job, einmal Vorstandsvorsitzender einer Ich-AG. Nichts ist mehr eindeutig, man braucht sich nur die Berufsbiographie der KDGE anzuschauen, wobei wir das Wort »Beruf« hier natürlich in einem recht weiten Sinne verwenden.

Göring-Eckardts Homepage enthüllt ein DDR-Schicksal: Geboren in Friedrichroda, führte sie »vor 1989«, also wohl seit ihrer Geburt, ein lustiges Dissidentenleben in der Ufo-Sekte »Solidarische Kirche und Frauen für den Frieden«. Nach dieser langen Gärung knallte sie 1990 wie ein Korken hoch: Die Personal-Service-Agentur »Bündnis 90« wurde gegründet, Göring-Eckardt kam in den thüringischen Landtag und avancierte in den Landesvorstand, gerade rechtzeitig, um den Wiederauszug der grünen Landtagsfraktion 1994 unbeschadet zu überstehen. Nachdem sie lange genug verschiedenen Gremien und Personen »beigesessen«, dort »mitgearbeitet« und »referiert« hatte, darf sie nun der grünen Bundestagsfraktion vorsitzen. Bei Lichte betrachtet, ist diese Berufsbiographie eigentlich doch sehr eindeutig.

Seit ihrem Theologiestudium redet sie meist in Gleichnissen: »Dieses große Schiff, der rot-grüne Kahn, ist verdammt in Ordnung und weiß vor allen Dingen, wohin es fahren will.« Beruhigend, daß das Schiff den Weg kennt, wo doch Schröder kürzlich im »Handelsblatt« (16.12.2002) eine Unwetterwarnung herausgegeben hat und vor den »Stürmen der Globalisierung« warnte. Nachdem bei seinem Versuch, die Segel zu reffen und das Schiff beizudrehen (d.h. den Bug in die Richtung drehen, aus der der meiste Wind kommt), ein Mast gebrochen war, ging er unter Deck und überließ dem Klabautermann Rürup das Kommando. Schauen wir uns dessen Gespenster-Crew einmal an, sie ist wahrhaft unheimlich.

Axel Börsch-Supan ist Direktor des »Mannheimer Forschungsinstituts Ökonomie und demographischer Wandel« und einer der Autoren eines 1999 erschienen Buches mit dem Titel *Gesetzliche Alterssicherung. Reformerfahrungen im Ausland.* Zur Finanzierung des Lebensunterhalts im Alter empfiehlt er das Antreten von Erbschaften: »Ältere Deutsche haben relativ hohe Sparquoten, und es gibt kein Anzeichen dafür, daß das Wertpapiervermögen im Alter zurückgeht. Daher kann die jüngere Generation einen starken Vermögenszuwachs durch Erbschaften erwarten. Die geschätzte Höhe dieser ›Erbschaftswelle‹ ist enorm und würde einen eleganten Weg darstellen, einen höheren Anteil der dritten Säule in Form von privaten Vermögensanlagen zu finanzieren.«

Ein Co-Autor des Buches rät eher zum Faschismus: »Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die chilenische Rentenreform die auf der Welt durchgreifendste wirtschaftliche Reform der 80er Jahre war ... Die radikale Rentenreform im Jahr 1981, die eine umverteilende staatliche erste Säule mit einer kapitalgedeckten privatwirtschaftlich organisierten zweiten Säule kombiniert hat, wird aus chilenischer Sicht als großer Erfolg bewertet.« An Pinochet wird Schröder sich messen lassen müssen.

Daß auch die Bundesvorsitzende der »Wirtschaftsjunioren Deutschlands« Dominique Döttling in der Kommission sitzt, zeigt, daß der Kanzler immer noch ein Herz für Jungunternehmer hat. Jost Stollmann hat wohl abgesagt, die Haffa-Brüder haben gerade keine Zeit.

Claus-Michael Dill, Vorstandsvorsitzender der AXA-Konzern-AG, paßt auf, daß für die Versicherungen genug heraussprингt. Dafür will auch der Freiburger Professor Raffelhüschen sorgen. Er machte sich bei einer breiteren Öffentlichkeit durch seine kürzlich erhobene Forderung beliebt, den Zahnersatz ganz aus dem Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenkassen zu streichen. Eigentlich sollte für solche Vorschläge das Kommissionsmitglied Prof. Dr. Dr. Lauterbach zuständig sein. Das von ihm herausgegebene Buch *Gesundheitsökonomik, Qualitätsmanagement und Evidence-based Medicine* zeigt viele Maßnahmen, mit deren Hilfe die Ausgaben der gesetzlichen Krankenkassen ebenso gesenkt werden können wie die Lebenserwartung ihrer Mitglieder.

Dort heißt es etwa: »Gesundheitsökonomische Evaluationen stellen die Kosten, aber auch (sic!) den Nutzen einer Maßnahme und ihrer besten Alternative dar und setzen Kosten- und Nutzendifferenz beider Maßnahmen zueinander ins Verhältnis. Ihr Ziel ist eine hohe Effizienz, d.h. ein günstiges Kosten-Nutzen-Verhältnis ... Die Gesundheitsökonomik empfiehlt diejenige Maßnahme, die das günstigste Kosten-Nutzen-Verhältnis hat.« Da kann ein medizinischer Nutzen noch so groß sein, eine Therapie gibt’s nur, wenn das Verhältnis stimmt.

Das läßt sich mathematisch-exakt bestimmen, z.B. durch die »Kosten-Effektivitäts-Analyse (CEA)«. Mit ihrer Hilfe werden »nur die Kosten in monetären Einheiten berechnet. Die Behandlungsergebnisse (outcomes) werden in einer nicht-monetären Einheit angegeben. Dabei handelt es sich um sogenannte natürliche Einheiten wie z.B. gewonnene Lebensjahre oder kg Gewichtsverlust. Die Kosten werden hierbei einem Effektivitätsmaßstab oder mehreren Effektivitätsmaßstäben gegenübergestellt, so daß sich ein Kosten-Effektivitätsquotient ergibt ... Es sollte diejenige Maßnahme bevorzugt werden, die den günstigsten Kosten-Effektivitätsquotienten aufweist, d.h. die geringsten Kosten pro Einheit des Effektivitätsmaßes. Auch ganz unterschiedliche Interventionen wie eine Nierentransplantation und eine Herzoperation können miteinander verglichen werden, wenn der Vergleichsparameter gerettete Lebensjahre (LYS = Life Years Saved) ist.«

Das heißt nicht etwa, daß einem Herzkranken eine Niere entfernt werden soll, weil das billiger ist als eine Herzoperation. Es bedeutet vielmehr, daß der Herzkranke und der Nierenkranke in einen munteren Wettbewerb treten. Warten in einem Krankenhaus, das sein Budget fast ausgeschöpft hat, ein Herzkranker und ein Nierenkranker auf die rettende Operation, dann wird zunächst eine Kosten-Effektivitäts-Analyse erstellt. Der Patient mit dem besseren Kosten-Effektivitäts-Quotienten gewinnt, der andere scheidet aus. Beschweren kann sich der Verlierer nicht, schließlich waltet hier keine Willkür, sondern ein objektives Verfahren.

Man kann sich ausmalen, welch frischer Wind in deutschen Krankenhäusern nach der Rürup-Reform wehen wird. Patienten werden nicht mehr jammern, sondern versuchen, einen möglichst sportiven Eindruck zu erwecken, der einer günstigen Prognose förderlich ist und Punkte in der LYS-Skala bringt. Die nötigen LYS-Punkte zu erreichen, wird natürlich mit zunehmendem Alter immer schwieriger, und ist ein Patient erst über siebzig, dann braucht er nicht zu versuchen, noch schnell zu Lasten künftiger Generationen teure Operationen in Anspruch zu nehmen – und damit auch noch die Lohnnebenkosten in die Höhe zu treiben.

Die Bereitschaft des Patienten, unpopuläre Entscheidungen des Arztes mitzutragen, steigt natürlich, wenn er am Entscheidungsprozeß partizipiert: »Eine Möglichkeit, Gewinne an Lebensqualität und Lebensdauer monetär zu bewerten, ist der Zahlungsbereitschaftsansatz. Der Befragte soll einen Geldbetrag angeben, den er maximal bereit wäre zu zahlen, um z.B. eine bestimmte Gesundheitsleistung zu bekommen. Dieser Nutzen wird zum übrigen (direkten und indirekten) monetären Nutzen einer Maßnahme hinzugerechnet. Ziel ist es, den zukünftigen zusätzlichen (diskontierten) Nutzen mit den zusätzlichen (diskontierten) Kosten eines Programms zu vergleichen. Ist diese Differenz positiv, also der Nutzen größer als die Kosten, handelt es sich um ein lohnendes Programm mit einem positiven gesellschaftlichen Nutzen.«

Ein paar Seiten weiter findet sich ein Beispiel zum Problem »Erhebung und Auswertung gesundheitsökonomischer Daten – Entscheidungsanalyse«: »Folgendes Glücksspiel wird Ihnen angeboten: Sie spielen mit einem Würfel, Ihr Mitspieler mit zwei Würfeln. Ist Ihre Augenzahl mindestens genauso hoch wie seine, gewinnen Sie den sechsfachen Einsatz. Ansonsten verlieren Sie Ihren Einsatz. Sollten Sie das Spiel annehmen?« Spätestens hier wird klar: Das von Rürup reformierte Gesundheitssystem wird mehr noch als bisher einem Würfelspiel gleichen.

Könnte man das Problem mit den Arbeitslosen und Rentnern nicht auch, für die Gesellschaft kostenneutral, durch Kannibalismus lösen? Im hessischen Rotenburg fand im vergangenen Jahr bereits ein entsprechender Modellversuch statt. Dabei stellt sich natürlich die Frage, ob diese Methode, sofern überhaupt schmackhaft, auch moralisch vertretbar ist. Schröders klare Antwort: »Bei der Modernisierung der Sozialsysteme darf es keine Tabus geben.«

Stefan Frank schrieb in KONKRET 11/02 über die außenpolitischen Absichten der USA

Konkret 02/03, S. 31

Jenna L. Brinning

Links & Rights

»Es war ein schrecklicher Tag, aber er hatte ein ganz wundervolles Ergebnis«, sagte einst Kennedys ehemaliger Sicherheitsberater zum 50. Jahrestag des 7. Dezember 1941. Der Überraschungsangriff auf Pearl Harbor gilt sowohl unter der US-Bevölkerung als schwerste Blamage in der amerikanische Geschichte als auch als die »Mutter aller Verschwörungstheorien«. Bis zu den WTC-Attacken provozierte kaum ein anderes Ereignis der US-Kriegsgeschichte so viele Kontroversen. Während des Krieges kursierten Gerüchte, zum Beispiel über den »wahren« Grund, warum zwei Flugzeugträger vor dem Angriff ausgelaufen waren: weil Präsident Roosevelt sie für den Krieg habe »aufheben« wollen (http://www.ibiblio.org/pha/myths/

myths.html). Oder warum die Radarüberwachung schon eine Stunde vor dem Geschehen den Angriff ankündigte, ohne daß der amerikanische Admiral dann etwas unternahm. Obwohl die 25.000seitige Untersuchung des US-Kongresses zu dem Angriff auf Pearl Harbor 1946 veröffentlicht wurde (die 23 Bände stehen in 40 Teilen auf dem FTP-Server der Pearl Harbor Working Group, verlinkt unter http://www.ibiblio.

org/pha/pha/invest.html), nahmen die Spekulationen kein Ende: Roosevelt habe die Japaner provoziert, um gegen die Deutschen Krieg führen zu können (http://www.fff.org/freedom/0895b.asp) weil er ja insgeheim Kommunist gewesen sei (http://www.geocities.com/

Pentagon/6315/comatph.html).

Robert Stinnett, Autor des 2000 erschienenen Buches *Days of Deceit – The Truth about FDR and Pearl Harbor* ist vielleicht der bekannteste Verfechter der These, daß die USA schon vorab von dem Angriff gewußt hätten. Mit Hilfe des Gesetzes für Informationsfreiheit verschaffte sich der ehemalige BBC-Journalist, selbst Veteran des Zweiten Weltkriegs, Zugang zu Dokumenten, die von der US-Regierung in den Neunzigern freigegeben worden waren. Laut Stinnett habe Roosevelt nicht nur von den Plänen der Japaner gewußt, sondern die Geschehnisse gelenkt, um die amerikanische Bevölkerung auf einen Krieg einzuschwören. In Vorträgen, z.B. vor dem kalifornischen Independent Institute (http://www.independent.org/

tii/forums/000524ipfTrans.html), und Interviews (http://www.disinfo.com/

pages/article/id1488/pg2/) behauptet Stinnett, Roosevelt habe die Attacke

auf Pearl Harbor eingefädelt, weil er keine Alternative gehabt habe. Pearl Harbor – in Stinnetts Version gewissermaßen ein kleines Opfer für den Eintritt in einen Krieg, der zur Befreiung Europas führte. (Siehe dazu in diesem Heft S. 18 ff.).

Konkret 02/03, S. 32

Petra Ehrenfort

Ackern für Deutschland

Die Ausbeutung osteuropäischer Saisonkräfte ist in Deutschland an der Tagesordnung.

Wer träumt nicht davon, einmal im Leben irgendwo, am besten am anderen Ende der Welt, seinen persönlichen und beruflichen Horizont zu erweitern?« fragt die Arbeitsgemeinschaft deutscher Junggärtner und bietet Informationen zu Arbeitsaufenthalten in Neuseeland, Großbritannien, USA, Australien und Kanada an.

Menschen aus Osteuropa haben's nicht ganz so weit. Für die Arbeitsvermittlung »von und nach dem Ausland« ist die Zentrale Arbeitsvermittlung (ZAV) mit Sitz in Bonn zuständig. Zwar geht es in deren Imageprospekt ausschließlich um Beratung und Vermittlung von Führungskräften des oberen und obersten Managements, um die Branchen Gastronomie, Bühne, Film und Fernsehen. Der große Arbeitsbereich der ZAV aber ist die landwirtschaftliche Saisonarbeit. Im letzten Jahr wurden 240.000 osteuropäische Saisonkräfte vermittelt, um in Deutschland ein bis drei Monate zu ackern. Der Staat kassiert pro Saisonkraft eine Gebühr von 60 Euro, das macht rund 14 Millionen Euro pro Jahr.

Die Themen Arbeitsmarktpolitik und Zuwanderung haben im letzten Wahlkampf eine große Rolle gespielt. Karl-Josef Laumann, Vorsitzender der Arbeitsgruppe Arbeit und Soziales der CDU/CSU, schwadronierte von »400.000 landwirtschaftlichen Saisonarbeitern«. Laumann und sein Kollege Friedrich Merz wünschen saisonale Niedrigstlohnjobs zuerst für Deutsche: »Im Jahr 2000 wurden fast 1,1 Mio. Arbeitserlaubnisse für ausländische Arbeitnehmer erteilt, von denen die Mehrzahl deshalb erteilt wurde, weil sich kein deutscher Arbeitnehmer für die jeweilige Beschäftigung fand ... Angesichts der Zahlen ist klar, daß grundsätzlich jedem (inländischen) Hilfeempfänger ein Arbeitsangebot gemacht werden kann. Wer dann ein solches Angebot ausschlägt, bedarf offensichtlich nicht der Hilfe.«

Den christlichen Laumännern wäre ein horizonterweiternder Ernteeinsatz zu wünschen. Denn zu dem osteuropäischen Erntepersonal gehören auch Gelernte, Studierte und Promovierte. Ihnen nützt ihre Qualifikation nichts, weil die meisten osteuropäischen Schul-, Berufs- und Universitätsabschlüsse in der Bundesrepublik nicht anerkannt werden. Ihnen bleibt, wenn sie ihre oft prekären, von Arbeitslosigkeit und Armut geprägten Lebensverhältnisse verbessern wollen, kaum anderes als die Feldarbeit.

Landwirtschaftliche Saisonkräfte aus Polen, Rumänien, Tschechien, Slowenien, Bulgarien, Kroatien, Ungarn und der Slowakei arbeiten in deutschen Landen zu deutschen Tariflöhnen. Für 5,28 Euro brutto pro Arbeitsstunde ernten sie Weintrauben, Äpfel, Spargel, Erdbeeren, Gurken usw. Sie leisten häufig schwere körperliche Arbeit von Sonnenaufgang bis -untergang. Vertraglich vereinbarte Arbeitszeiten werden oft überschritten, Überstunden nicht bezahlt. Schlechte Gemeinschaftsunterkünfte und unzureichende Verpflegung lassen sich die meisten Bauern extra bezahlen. Selten verstehen die Saisonkräfte Deutsch oder gar den entsprechenden ländlichen Dialekt. Dafür lernen sie die Mentalität manches deutschen Bauern um so gründlicher kennen.

Zum Beispiel den Gemüsebauern Markus S. aus Lampertheim, Spezialgebiet: Spargelanbau. »Alles wächst und gedeiht im schönen Wonnemonat Mai, wie die Natur so erblüht auch der Appetit nach frischen vitaminreichen Gemüsen ... In kaum einem anderen Anbaugebiet erhalten Spargelfans die kulinarische Frühlingsfreude so günstig wie in der südhessischen Spargelmetropole.«

Und das geht so: Bauer S. heuert über das örtliche Arbeitsamt Jahr für Jahr osteuropäische Saisonkräfte an. Für seinen Betrieb bekommt er ohne Probleme Kontingente zugewiesen: Im Jahr 2002 waren es 50 Erntehelfer/innen. Die ZAV vermittelt für die Spargelernte 18 rumänische Frauen, die Arbeitsverträge werden für 60 Tage geschlossen. Die angereisten Arbeiterinnen kratzen zuerst den Schimmel aus den Unterkünften und erhalten nach drei Tagen Bettwäsche. Brot für die Frauen wird nur einmal pro Woche auf dem Hof angeliefert, und die sonstige Verpflegung läßt sich Bauer S. mit 8 Euro pro Tag vom Lohn jeder einzelnen Frau bezahlen, obwohl im Arbeitsvertrag ein Maximalbetrag von 6,22 Euro angegeben ist. Für die Unterkunft zieht er jeder Erntehelferin 6,22 Euro pro Tag vom kärglichen Lohn ab, obwohl der Höchstbetrag 2,50 Euro beträgt. Auf seinen Feldern hat er Videokameras installiert, die Frauen müssen jeden Abend zum Rapport erscheinen. Auf den Lohnabrechnungen werden den Frauen ein Krankenversicherungsbeitrag von 16,7 Prozent (statt 14,9), ein Rentenversicherungsbeitrag von 20,9 Prozent (statt 19,1), die Arbeitslosenversicherung zu 6,5 Prozent, die Pflegeversicherung zu 1,7 Prozent und eine Umlage für Lohnfortzahlungen im Krankheitsfall abgezogen.

Nach einem Monat Arbeit auf seinen Spargelfeldern kündigt der Bauer den Erntehelferinnen die Arbeitsverträge auf. Er zahlt durchschnittlich 350 Euro Nettolohn pro Person aus. Für An- und Abreise hat jede der 18 rumänischen Saisonarbeiterinnen 130 Euro aus eigener Tasche berappt. Es bleiben 220 Euro für einen Monat Arbeit.

Eine der Arbeiterinnen, die deutsche Sprachkenntnisse hat, reicht noch vor der Abreise beim örtlichen Arbeitsamt Beschwerde über die Arbeitsbedingungen und den geringen Lohn ein. Die zuständige Kontrollstelle des Arbeitsamtes wird

informiert. Eine Nachfrage bei der örtlichen »Gesundheitskasse« AOK ergibt, daß Bauer S. keinen Cent der einbehaltenen Sozialversicherungsbeiträge für die Saisonarbeiterinnen bezahlt hat.

Keine der involvierten Behörden und Institutionen scheint sich um derlei Arbeitsverhältnisse oder die in die Taschen des Bauern Markus S. gewirtschafteten Sozialversicherungsbeiträge zu scheren. Mitarbeiter des örtlichen Arbeitsamtes sowie der Prüfbehörde geben zwar zu, daß Bauer S. »ein alter Bekannter« sei (vielleicht darf man das durchaus wörtlich verstehen), wollen aber erst wieder zur nächsten Erntezeit den Hof überprüfen, da »im Moment nichts zu kontrollieren« sei, »weil die Erntearbeiterinnen ja bereits abgereist sind«, und erteilen weitere Kontingente für die nächste Ernte. Die AOK verweist lapidar an andere zuständige Stellen, obwohl Bauer S. bereits seit 1999 keinerlei Sozialversicherungsbeiträge abgeführt hat. Die Staatsanwaltschaft hat keine Zeit, sie muß sich um die Verfolgung der organisierten Kriminalität kümmern, zum Beispiel der illegalen Beschäftigung auf deutschen Baustellen.

Die Untätigkeit und zur Schau gestellte Nicht-Zuständigkeit der Behörden, die fehlenden Kenntnisse über das deutsche Arbeitsrecht bei den Betroffenen sowie das schnelle Verschwinden der Arbeiterinnen nach dem Ernteeinsatz weiß Bauer S. hervorragend für sich zu nutzen. Die vorgesehene Geldbuße von 25.000 Euro und den Ausschluß aus dem Vermittlungsverfahren muß er offenbar nicht fürchten.

Seit 1997 gibt es bundesweit eine einzige Beratungs- und Unterstützungsstelle für osteuropäische Arbeitsmigranten. Die Zentrale Anlaufstelle für Pendler und Pendlerinnen aus Osteuropa (Zapo), ein Projekt des Polnischen Sozialrates in Berlin, interveniert, vermittelt Juristinnen und Juristen, unterstützt Klagen vor Arbeitsgerichten und hat in den letzten Jahren in Hunderten Fällen von Lohnbetrug und vorschriftswidriger Beschäftigung in ganz verschiedenen Branchen recherchiert. Die schwarzen Schafe, die legal beschäftigte Migrantinnen und Migranten betrügen, bilden eine beträchtliche Herde.

Das Ehepaar K. betreibt auf der Nordseeinsel Juist ein Hotel mit speziellen Wellness-Angeboten. Sie beschäftigen auch eine osteuropäische Gastarbeitnehmerin als Serviererin und einen Gastarbeitnehmer als Koch. Diese auf nur wenige Hundert pro Jahr kontingentierten legalen Arbeitsmöglichkeiten für junge Osteuropäerinnen und Osteuropäer mit abgeschlossenen Berufsausbildungen – überwiegend in der Gastronomie – werden ebenfalls durch die ZAV in Bonn vermittelt. Die 12- bis 18monatigen Arbeitsverhältnisse sollen der sprachlichen und fachlichen Qualifizierung im Ausland dienen.

Anna, die polnische Serviererin, wird gekündigt, als sie dem Arbeitgeber ihre Schwangerschaft mitteilt; sie soll die hoteleigene Unterkunft räumen. Die darüber informierte Mitarbeiterin der ZAV fühlt sich für solche Angelegenheiten »eigentlich nicht zuständig«, sie verweist auf mögliche arbeitsgerichtliche Schritte und äußert Verständnis für das rechtswidrige Verhalten des Arbeitgebers. Der Mitarbeiter des Arbeitsamtes kennt, wie er sagt, das Mutterschutzgesetz und das darin festgelegte Kündigungsverbot nicht, die Besitzer des in der gleichen Straße ansässigen Hotels kennt er um so besser. Lediglich das Gewerbeaufsichtsamt weist die Hotelbetreiber auf ihr gesetzeswidriges Verhalten hin, verfügt jedoch über keinerlei Sanktionsmöglichkeiten. Anna D. reist ab. Nur durch Beratung, Unterstützung und Intervention von Zapo sind die Hotelbetreiber nach einer Woche doch noch bereit, die Kündigung zurückzunehmen – sie seien sich »über die Tragweite ihrer Entscheidung nicht klar gewesen«, das heißt, sie wollen keine Kündigungsschutzklage vor dem Arbeitsgericht riskieren. Die Arbeitnehmerin könne wieder anreisen. Wenn sie wüßte, wer für ihre Reisekosten und den entgangenen Lohn aufkäme.

Arbeitsmigration – nicht nur aus Osteuropa – ist nach wie vor ein politisch heftig umworbenes Thema. Besonders deutlich zeigen sich die rassistischen Ressentiments, wenn immer wieder Zahlen über die Beschäftigung ausländischer Bauarbeiter auf deutschen Baustellen sowie über die Schwarzarbeit am Bau mit den Zahlen von Hunderttausenden deutschen arbeitslosen Bauarbeitern in ein Verhältnis gesetzt werden. Etwas subtiler geht da Karl-Josef Laumann vor, wenn er die angeblich 400.000 saisonalen Niedrigstlohnjobs der Osteuropäer/innen den einheimischen Erwerbslosen andient.

In den Debatten zur EU-Osterweiterung hat nicht nur die IG Bau sich für eine möglichst langfristige Verschiebung der Arbeitnehmerfreizügigkeit stark gemacht. Die Bundesregierung hat eine bis zu siebenjährige Übergangsfrist für Polen und Tschechen durchgesetzt, die frühestens 2004 zur EU gehören werden und deshalb bis 2011 ausgebeutet werden dürfen wie bisher.

Petra Ehrenfort rezensierte in KONKRET 8/01 Christian Gerlachs Buch »Durchschnittstäter«

Konkret 02/03, S. 34

Matthias Becker

Führung mit allen Mitteln

New Labour hat eine neue Sozialpolitik entdeckt: die Verfolgung von Verbrechern und anderen Störenfrieden.

Der Psychiater Tony Zigmond vom Royal College ist einigermaßen fassungslos: »Was diese Regierung will, ist Internierung.« Geisteskranke, die angeblich zu Gewalttätigkeit neigen, sollen gegen ihren Willen in geschlossene Einrichtungen eingewiesen werden. So will es der Gesetzentwurf »Mental Health«, der auch jedem Bürger das Recht geben wollte, auf der Untersuchung einer Person zu bestehen, die er »für gefährlich hält«, eine Bestimmung, die nach Protesten psychisch Kranker vor dem Parlamentsgebäude wohl gestrichen werden dürfte.

Ihren Zweck hat die populistische Initiative schon erfüllt: die Wähler davon abzulenken, daß New Labour seine Versprechen, das Gesundheitswesen zu sanieren und den öffentlichen Nahverkehr benutzbar zu machen, nicht erfüllen wird. Keine Woche vergeht, ohne daß ein zerknirschter Regierungssprecher eine neue Hiobsstatistik kommentieren muß. Da ist es schön, ein Thema zu haben, das populär und in doppeltem Wortsinn billig ist: die öffentliche Sicherheit. Seit Blairs Wahlsieg hat New Labour elf Gesetze zur *criminal justice* verabschiedet und der Polizei und den Gemeinden eine Unzahl neuer repressiver Möglichkeiten in die Hände gegeben. Immer häufiger heißt das Ziel nicht Verbrechensbekämpfung, sondern Unterdrückung von »Rowdytum« oder »antisozialem Verhalten«. So wird die Polizei künftig an Ort und Stelle Strafzettel für Trunkenheit in der Öffentlichkeit, Graffitisprayen, »bedrohliches Verhalten«, »Abfall fallenlassen« und »Zeit der Polizei verschwenden« ausstellen. Die sogenannten *On the Spot-Fines* werden bis zu 80 Pfund kosten. Als »antisoziales Verhaltens« wird manches bestraft, was nie eine Straftat war. Wer seinem Kind erlaubt, nicht zur Schule zu gehen, riskiert künftig eine Geldstrafe, im Wiederholungsfall sogar Gefängnis. Ausgesprochen werden sollen diese Strafen nach den Vorstellungen der Regierung von den Schuldirektoren.

Immer häufiger will die Regierung Blair nicht einzelne strafbare Handlungen verfolgen, sondern ein ganzes Milieu von Tätern, das sie »antisozial« nennt, »einen harten Kern von uneinsichtigen Straftätern«, so der Premier, der für mehr als die Hälfte der Kriminalität verantwortlich sei. Sie zu bekämpfen ist Aufgabe nicht nur der Polizei, sondern der ganzen sogenannten Zivilgesellschaft und ihrer Institutionen. So kann einem auf Bewährung Entlassenen, der gegen seine Auflagen verstößt, ganz einfach das Wohngeld gestrichen werden. Ein Sprecher der Regierung erklärt das Prinzip des neuen Rechtsstaats: »So jemand zerstört doch jedes Gemeinschaftsgefühl im Viertel, und bekommt dafür dann noch Geld. Ist das vielleicht fair?«

Anders als in Deutschland, wo Gemeinschaft noch in erster Linie mit Nation assoziiert wird, klingt *community* in Großbritannien nach Nachbarschaft, lokal und vertraut, unbürokratisch und direkt. Heute allerdings taucht das schöne Wort in der Regel vor eher unschönen Dingen auf, wie »Nachbarschaftsaufseher« oder »Nachbarschaftsstrafen«. Weil die Gemeinschaft der Gutwilligen auf einer Willensanstrengung beruht, sollen sich eben alle einfach ein bißchen mehr Mühe geben – und wenn sie es nicht tun, wird man es ihnen geben. Der Kommunitarismus kommt zu sich selbst, und sein Tugendterror hat gnadenlose Auswirkungen. New Labour, ohnehin mehr ein ideologisches Konstrukt als definierbare Politik, verbindet kommunitaristische Rhetorik mit etwas, das die Tageszeitung »Independent« im November einen »neuen Autoritarismus« nannte.

Das zeigt sich am deutlichsten im Bildungswesen. Der dafür zuständige Minister Charles Clarke sagte bei seinem Amtsantritt Ende November vergangenen Jahres: »Alle in einer Schule, ob Lehrer, Schüler, Hausmeister oder Putzkräfte, sind Teil eines Teams; und die Schule funktioniert am besten, wenn das Schulteam funktioniert.« Nun hat keine Regierung mehr Leistungstests eingeführt und den Arbeitsdruck von Schülern und Lehrern kräftiger erhöht als New Labour. Ein Team aus wütend konkurrierenden Individuen ist eine sonderbare Sache, aber vielleicht doch nicht ganz unmöglich. Nur eine weitere Zutat ist dazu nötig. Minister Clarke: »Ich habe über Professionalität und Teamgeist gesprochen. Aber der springende Punkt, der Slogans in harte Fakten verwandelt, ist Führung. Wir brauchen Führung auf allen Ebenen ... und diese Regierung wird Führung mit allen Mitteln fördern.«

Die Maßnahmen, mit denen New Labour den Rowdys, Schmarotzern und Verbrechern zu Leibe rücken wird, sind populär, das Potential, das sich in den neunziger Jahren in England zusammenrottete, um, angeheizt von der Boulevardpresse, echte und vermeintliche Kinderschänder zu lynchen, ist beträchtlich. Und in der Rechtsprechung hat New Labours populistische Politik fatale Auswirkungen. Während noch die Ordnungspolitiker der Partei »weiche Strafen« zur Verhaltenslenkung vorziehen (wie Fußfesseln mit Peilsender), nutzen Richter die neuen Gesetze, um immer mehr Menschen ins Gefängnis zu schicken. Schon heute sind die Knäste überfüllt, häufen sich Selbstmorde und Gewalttaten unter den Gefangenen. Im letzten Jahr waren in England und Wales mehr als 70.000 Menschen eingesperrt, im November veröffentlichte Prognosen gehen davon aus, daß die Zahl der Gefangenen in den nächsten vier Jahren auf über Hunderttausend steigen wird, was,

nach Angaben von Bewährungshelfern, den Bau von mindestens 40 neuen Gefängnissen erfordern werde.

Matthias Becker schrieb in Literatur Konkret über Francis Fukuyamas »Ende des Menschen«

Konkret 02/03, S. 35

Raul Zelik

Oligarchie ohne Armee

Was ist eigentlich zur Zeit in Venezuela los?

Wer zur Zeit mit venezolanischen Freunden telefoniert, merkt schnell, daß sich in dem südamerikanischen Land Erstaunliches tut. Juan Contreras, Aktivist einer Nachbarschaftsorganisation in Caracas sagt: »Wir werden diese Revolution verteidigen.« Als ich Contreras vor drei Jahren interviewte, klang das noch distanzierter. Schon damals unterstützte er die Chávez-nahe »Bewegung 5. Republik« (MVR), aber er war skeptisch, wie es im Land weitergehen werde. »Es würde mich nicht wundern, wenn wir in zwei Jahren von der neuen Regierung genauso verfolgt werden wie von denen zuvor.«

Ähnlich ist es bei Leonor Sánchez, einer Lehrerin aus der westvenezolanischen Stadt San Cristóbal. Die Frau war früher ganz und gar nicht für den Präsidenten. Wer traut schon Militärs? Doch jetzt ist klar, wo sie steht. Sie beklagt »die totale Desinformation in den Medien«. Und eine langjährige Aktivistin aus der politischen Linken von Caracas geht noch weiter. Als ich anmerke, daß der Vergleich zwischen Venezuela und Chile 1973 doch wohl unpassend sei, immerhin gehe es nicht um Sozialismus, macht sie ein verdutztes Gesicht. »Wieso? Genau das ist das Ziel.«

Die Entwicklung Venezuelas in den vergangenen zwölf Jahren verlief bizarr. Wirkte das Land in den achtziger Jahren noch wie stillgestellt, kam es im vergangenen Jahrzehnt (ähnlich wie in Mexiko oder Ecuador) zu einem rasanten Politisierungsschub. Der Auslöser hierfür war der Aufstand gegen das neoliberale Sparprogramm 1989. Präsident Carlos Andrés Pérez, langjähriger Vizepräsident der Sozialistischen Internationale, forderte damals von der Bevölkerung Bescheidenheit und Verzicht – nachdem er sich selbst in Milliardenhöhe auf Staatskosten bereichert hatte. Die zweiwöchigen Plünderungen und Straßenkämpfe wurden von der sozialdemokratischen Regierung (heute Teil der »demokratischen Opposition«) niederkartätscht, doch aus der Rebellion entstand eine neue Opposition.

Die von Hugo Chávez mitgegründete Unteroffiziersgruppe »Revolutionäre Bolivarianische Bewegung« versuchte drei Jahre später, unterstützt von Basisbewegungen aus verschiedenen Armenvierteln, Präsident Pérez zu stürzen und das neoliberale Programm außer Kraft zu setzen. Der Umsturzversuch mißlang, doch das Bündnis zwischen Militärs und linken Gruppen festigte sich. Mitte der neunziger Jahre bildeten u. a. die linke PPT, Chávez' MVR, verschiedene Stadtteilgruppen und die KP den »Patriotischen Pol«. 1998 gewann Chávez, der erzählt, seine erste marxistische Lektüre habe er aus dem Kofferraum eines bei einer Anti-Guerilla-Operation beschlagnahmten Autos geholt, die Wahlen mit einem Programm, das er als »weder links noch rechts« bezeichnete. Schon bald aber brachte die Regierung eine Reihe bemerkenswerter Veränderungen auf den Weg.

International profilierte sich Chávez durch eine von den USA unabhängigere Außenpolitik. Neben einer Reise nach Bagdad (die deutlich macht, daß Chávez als linke Identifikationsfigur sich nur bedingt eignet) manifestierte sich diese Linie vor allem in der Opposition gegen die US-amerikanischen Interventionspläne in Kolumbien, einem Handelsabkommen mit Kuba und Initiativen in der Opec für eine preisstabilisierende Produktionsdrosselung. Die innenpolitischen Reformen hingegen wurden von Linken zunächst skeptischer bewertet. Zwar setzte die Verfassungsreform von 1999 dem Klientelismus der traditionellen Parteien ein Ende und garantierte indigenen Communitys eine weitreichende Autonomie, doch auf der anderen Seite wurden auch die präsidialen Vollmachten erweitert. Ende 2000 war deshalb noch häufig der Vorwurf zu hören, die Regierung besitze weder eine eigene soziale Basis noch ein linkes politisches Programm.

Die Ereignisse der letzten Monate zeigen, daß sich daran etwas geändert hat. Die Ober- und Mittelschicht des Landes versucht sich nicht zufällig an einem reaktionären Backlash. Die Verabschiedung einer Landreform, die auch städtischen Landlosen zugute kommt, die angekündigte Umstrukturierung des staatlichen Erdölunternehmens PDVSA, in deren Rahmen die Privatisierung des Unternehmens verboten werden soll, sowie die Förderung von Basiskomitees und alternativen Medien in den Stadtteilen beginnen die Machtverhältnisse im Land in Frage zu stellen. Das Ziel des vom Unternehmerverband, von bürgerlichen Fernsehsendern und einigen Militärs unterstützten Putschversuchs im April 2002 war es, genau diese Entwicklung zu stoppen.

Tatkräftige Unterstützung bekam die Rechte, zu der auch die Gewerkschaftsbürokratie der CTV gehört, dabei sowohl von der spanischen Regierung (dem EU-Brückenkopf nach Lateinamerika) als auch von der US-Administration, die unmittelbar vor dem Putsch Charles Shapiro zum Botschafter ernannte. Shapiro hatte 1973 zum Botschaftspersonal in Chile gehört, war 1983 bis 85 zuständig für El Salvador und 1990 bis 91 führender Kopf des sogenannten Anti-Drogenkriegs. Ebenso wie Bushs Lateinamerika-Beauftragter Otto Reich gilt der Diplomat außerdem als eiserner Anti-Castrist.

Das Problem an dem Putsch war jedoch, daß er trotz ausländischer Unterstützung scheiterte. Die Bewohner der Armenviertel – und nicht vorrangig die Armee, wie in den Medien hierzulande kolportiert wurde – verteidigten die Regierung Chávez, so daß Unternehmerverbandschef Carmona schon nach zwei Tagen aufgeben mußte.

Die venezolanische Rechte hat sich nicht geschlagen gegeben und macht sich die faktische Doppelherrschaft im Land zunutze. Die traditionellen Eliten kontrollieren nach wie vor Verwaltung, Polizeieinheiten (u. a. die von Caracas, die in den letzten Wochen immer wieder auf demonstrierende Regierungsanhänger schossen), das Justizwesen, das Erdölunternehmen PDVSA und nicht zuletzt die Medien. Die Pressekampagne gegen das »autoritäre Regime Chávez« nimmt derweil immer paranoidere Formen an, obwohl unbestritten ist, daß es im Land keine politischen Gefangenen gibt. Seit Anfang Dezember 2002 bemüht sich die Opposition außerdem, der Regierung auch ökonomisch die Luft abzudrehen. Der in den Medien so viel beachtete Streik, der an vielen Orten eher einer Aussperrung glich, hat vor allem deswegen eine schwere Krise hervorgerufen, weil die Erdölproduktion mehrere Wochen lang fast völlig zum Erliegen kam und bis Mitte Januar erst wieder 20 Prozent des normalen Niveaus erreicht hat.

Die stärkste Waffe der Opposition könnte allerdings auch zu ihrem größten Handicap werden. In der »New York Times« hieß es am 16. Januar, die US-Regierung sei in Anbetracht des Irak-Konflikts ernsthaft wegen der Verknappung des Erdöls besorgt und befürworte eine schnelle politische Lösung in Venezuela. 14 Prozent der US-Ölimporte stammen aus dem südamerikanischen Land. Nun soll eine internationale Kommission unter brasilianischer Führung vermitteln.

Möglicherweise wird es die venezolanische Rechte also auch beim zweiten Anlauf nicht schaffen. Der linke Informationsdienst www.aporrea.org kommentierte: »Die schlechte Nachricht ist, daß 90 Manager PDVSA sabotiert haben. Die gute, daß sie jetzt entlassen sind ... Die schlechte Nachricht ist, daß die Rechte zum Bürgerkrieg aufruft. Die gute, daß es zum Bürgerkrieg nur kommt, wenn die Oligarchie über eine Armee verfügt.«

Raul Zelik schrieb in KONKRET 7/02 über die Privatisierung von Krieg und Terror

Konkret 02/03, S. 36

Kunst & Gewerbe

Skat macht stark

Einladung

2. Parlamentarisches Skatturnier des Deutschen Bundestages in Berlin, Donnerstag, 30. Januar 2003, Schirmherr: Wolfgang Thierse, MDB

Politiker, Journalisten, Verbandsrepräsentanten und Gäste spielen für das Anne-Frank-Zentrum, Berlin.

Startgeld: 50 Euro (inkl. Buffet und Getränke)

Preise: wertvolle Sachpreise und weitere Überraschungen

Veranstalter: AWI Automaten-Wirtschaftsverbände-Info GMBH, Berlin

Mit freundlicher Unterstützung: AG PVC & Umwelt, Berliner Hotels, BHW, Deutsche Bahn AG, Daimler-Chrysler, Fleischer-Innung, Komba-Gewerkschaft, Schultheiss-Brauerei, Tenovis, Verband kommunaler Unternehmer, Verein zur Förderung der Raumfahrt in Deutschland e. V., Zentralverband Deutsches Bäckerhandwerk u.v.a.

Es wird nach der Internationalen Skatwettspielverordnung gespielt.

Schiedsrichter: Deutscher Skatverband

Sehr geehrter Herr Thierse, heute werde ich vom Deutschen Bundestag eingeladen, unter Ihrer Schirmherrschaft und zusammen mit so geschichtsträchtigen wie geschichtsbeladenen deutschen Institutionen und Verbänden (Deutsche Bahn AG, Daimler-Chrysler usw.) den 30. Januar 2003, den Tag der siebzigjährigen Wiederkehr von Hitlers Machterhebung, durch meine Teilnahme am 2. Parlamentarischen Skatturnier im Haus des Deutschen Parlaments zu würdigen.

Angesichts der zeitlichen Nähe zum sechzigjährigen »Jubiläum« des Irrsinns von Stalingrad bietet sich an, die von Ihnen beschirmte Veranstaltung durch einen Vortrag mit Ausstellung über den positiven »Einfluß des Deutschen Skats auf den Durchhaltewillen des Deutschen Frontsoldaten und die dadurch bedingte Verlängerung der Betriebszeiten deutscher Vernichtungslager« zu bereichern. Ich bitte dringend um Widerlegung des Verdachts, daß Sie von allen guten Geistern verlassen sind, von denen einige doch auch Ihren Weg gekreuzt haben müssen.

Mit freundlichen Grüßen

Karl-Heinz Hansen

PS: Da Ihre Gäste »für das Anne-Frank-Zentrum, Berlin« Skat dreschen sollen, haben Sie doch sicher das historische Datum zumindest mit dem Zentralrat der Juden abgesprochen?

McDonalds macht doof

Endlich meldet sich die Sozialpädagogik zurück, mit einem Paukenschlag, der alle bildungspolitischen Reformpläne zu Makulatur werden läßt. Nicht an zu wenig Wettbewerb krankt das deutsche Bildungswesen, sondern an zu wenig Naturkost. Die Soziologen Jörg Rössel und Jürgen Gerhards haben die Lebensstile Jugendlicher sowie ihren Einfluß auf das Ernährungsverhalten untersucht (in: »Soziale Welt« 3/02) und atemberaubende Erkenntnisse zutage gefördert: Dumme Kinder sind fett und häßlich, ernähren sich von Fastfood und begeistern sich für Computerspiele; intelligente Kinder sind schlank und attraktiv, lesen Goethe und löffeln Kiwis.

»Idealtypus des Schulversagers« ist laut Aussage der Wissenschaftler, über deren Ernährungsverhalten nichts bekannt ist, »der dicke Thomas«, mit sechzehn Jahren 1,72 Meter groß und 83 Kilo schwer. »In der Pause kauft er sich eine Cola und beim Bäcker ein Stück Kuchen.« Anders die »hochkulturorientierte« Anne, eine sechzehn Jahre alte, 1,67 Meter große Strebertusse, die 53 Kilo wiegt. »In der Pause verzehrt sie die beim gemeinsamen Frühstück von ihrer Mutter geschmierte Vollkornschnitte. Sie hat eine Vorliebe für frisch gepreßte Obstsäfte.«

Annes Karriere bei der Jungen Union ist gesichert, während Thomas als Kassierer bei Aldi versauern muß. Und das nur, weil seine Mutter nicht bedacht hat, daß Süßigkeiten, Fastfood und Softdrinks »statistisch signifikant mit spannungsorientierten, auf Fernsehen, Computerspiele und Techno-Hören gerichteten Lebensstilen korrelieren«, die Verblödung also ernährungspolitisch vorprogrammiert ist.

Wie es um Obstsaft trinkende Techno-Hörer bestellt ist, teilen Rössel und Gerhards nicht mit. Ihre Kollegin Claudia Beckert-Zieglschmid, deren Mutter ihr noch heute beim gemeinsamen Frühstück die Vollkornschnitte schmiert, ergänzt jedoch (in: »Zeitschrift für Soziologie« 6/02), daß sich »Spannungsorientierung« und »Hochkulturorientierung« bzw. Colaorientierung und Obstsaftorientierung vererben, Elterndoofheit also statistisch signifikant mit Kinderdoofheit korreliert. Ob Bach und Goethe, kombiniert mit vitaminreicher Kost, genügen, um Juniorprofessor zu werden, ist offen. Nach dem achten Glas Obstsaft haben Rössel und Beckert-Zieglschmid aber zumindest eine Formel gefunden, an die sich jedes leistungsorientierte Neugeborene halten kann: »U = PB – C«. U bezeichnet die »Gesamtnutzeneinschätzung eines Bildungsgangs«, P die »Erfolgswahrscheinlichkeit eines Schülers«, B den »erwarteten Ertrag des Abschlusses«, C die »Kosten dieser Laufbahn«. Ein »hochkulturorientiertes Elternhaus« mit großem Vollkornschnittenvorrat »erhöht die Erfolgswahrscheinlichkeit P und mindert die Kosten C«, bei Proletarierkindern dagegen tendiert P gegen Null, sofern ihnen der Obstsaft nicht mit der Muttermilch eingeflößt wurde.

Zur Aufhebung von Klassenverhältnissen können Bildungsphysiologen also auch nichts beitragen. Wieder eine Hoffnung zerstört.

Ökonomie macht ehefähig

Wer Pech im Beruf hat, kann immer noch Glück in der Liebe haben. Oder auch nicht. Denn leider sind Freundlichkeit und Zärtlichkeit keine hinreichende Voraussetzung für die erfolgreiche Abwicklung amouröser Transaktionen; es muß auch wirtschaftstheoretisches Grundlagenwissen vorhanden sein. Der Nobelpreisträger und »Verhaltens-Ökonom« Gary Becker erzählt der »FAZ«, warum nicht nur er die Ehe immer noch super findet: »Menschen heiraten aus einer Reihe von Beweggründen.« Dafür gibt’s noch keinen Nobelpreis, also legt er nach: »Der Wunsch nach Fortpflanzung spielt fast immer eine wichtige Rolle.« Was natürlich nicht heißt, daß es nur ums Ficken geht, denn »der Wunsch nach sexueller Aktivität ließe sich auch« – manche behaupten sogar: besser – »außerhalb der Ehe erfüllen«. Vielmehr ist die wahre eheliche Triebkraft »das Bedürfnis vieler Menschen, sich mit jemandem zusammenzutun, der einem selbst ähnlich ist«.

Ob Becker weiß, wie viele er mit diesem Satz beleidigt? Aber stimmen muß es, denn »es gibt bei der Partnerwahl keine Irrationalität«, genauso wenig wie auf dem freien Markt. Hier wie dort ist wichtig, daß alles problemlos flutscht: »Heiratsmärkte streben nach Effizienz. Eine Ehe ist dann effizient, wenn sich keiner der beiden Partner durch die Wahl eines anderen besser stellen könnte.« Trottel, Versager und Milchbubis versuchen es also am besten gar nicht, denn obwohl »jeder Mensch eine Reihe von Eigenschaften zu bieten hat«, würden ihre kaum ausreichen, um den Wunschpartner bei der Stange zu halten. Dafür braucht man schon ein überzeugenderes Startkapital, konkret: »Geld und Vermögen«, »Loyalität« und »Attraktivität«.

Da Becker in Chicago, dem »Hort liberaler Wirtschaftswissenschaftler«, großgeworden ist, zeigt er sich dennoch tolerant gegenüber sexuell devianten Lebensformen. Homosexualität respektiert er, zumal sie keine ernsthafte gesellschaftliche Gefahr darstellt, weil der Grad ihrer »Verbreitung« extrem »überschätzt« wird. Auch Polygamie rentiert sich nicht: »Im Iran beispielsweise, wo sich Männer verschiedene Frauen nehmen können, kommt dies nicht sehr häufig vor. Das liegt vor allem daran, daß die Menschen nicht mehr so viele Kinder haben möchten wie in früheren Zeiten.« Was also tun? Kondome für Chamenei? Trauscheine für Schwule? Taschenrechner für Junggesellen? Oder einfach Maulkörbe für Wirtschaftswissenschaftler?

Konkret 02/03, S. 37

Magnus Klaue

Kunst & Gewerbe

Small talk macht erfolgreich

Kommt man trotz Becker und Beckert-Zieglschmid auf dem Weg zur Chefetage ins Stolpern, bleibt nur ein Ausweg: Annette Kessler. Die verdient ihr Geld damit, aus hoffnungslosen Kretins vielversprechende Klugschwätzer zu machen. Sie selbst hat es (allerdings, wie sich auf ihrer Homepage www.culture-talk.de besichtigen läßt, unter beträchtlichen Einbußen ihres Attraktionspotentials) geschafft und arbeitet als Small-talk-Trainerin. Ihr Motto: »Es gibt kein oberflächliches Gespräch, es gibt nur oberflächliche Menschen.« Anders gesagt: »Durch uns erhalten Sie Zugang zu einflußreichen Zirkeln, wo ein klassisches Zitat mehr gilt als die Kenntnis der neuesten Computersoftware.«

Hat man den Kopf erstmal so leer geräumt, daß Goethes gesammelte Werke hineinpassen, wird das Unglaubliche wahr: »Die Konversation bei einem mehrstündigen Business Dinner wird zum Genuß.« Kessler bietet im Frühjahr an der Hamburger Hochschule für Wirtschaft und Politik einen »Knigge-Workshop« an. Besonders Frauen, die eine effiziente Ehe anstreben, sollten sich anmelden. Die Karrierebegleiterin der Zukunft muß nämlich mehr können als Suppekochen und Pampuschenwärmen. Zum Beispiel über Haydn, Mozart und Beethoven plappern – »letzterer hat neun Symphonien geschrieben, aber nur eine Oper«. Wer dann noch ein paar Phrasen über »die späten Quartette« absondert, hat nichts mehr zu befürchten. Damit das, wovon man nichts versteht, »auch mit den Sinnen erfaßt wird«, spielt die promovierte Musikwissenschaftlerin gern »die Wassermusik von Händel an« und erwähnt, daß dieser in der Westminster Abbey begraben liegt, weil er in England Hofkapellmeister war.

Obwohl Barockmusik ihnen am Arsch vorbeigeht, folgen die Small-talk-Schüler Kesslers Ausführungen »stets mit Interesse«, weil sie anschließend aufgefordert sind, »in Zweierteams Assoziationsketten zu bilden«. Die nicht allzu assoziativ ausfallen dürfen, denn manche Themen, etwa »Geld, Ehekrisen, Krankheit und Politik«, sind beim Small-talk Tabu. Auch sollte man einen Ausbeuter nie einen Ausbeuter nennen, weil »der Reflex, blitzschnell zu entscheiden, ob uns Freund oder Feind gegenübersitzt, aus der Steinzeit stammt« und bei einem mehrstündigen Business Dinner nichts zu suchen hat. Macht aber nichts, denn wer täglich »nicht nur den Wirtschaftsteil, sondern auch das Feuilleton einer Tageszeitung liest, hat keinen Mangel an Gesprächsstoff mehr«. Wer dann noch die »feinen Unterschiede der Kulturen« beachtet, die Kesslers Kollegin Elisabeth Bonneau aufgelistet hat (»wer mit Arabern verhandelt, sollte geradesitzen«), der ist fast schon Außenminister.

Dennoch bleiben Fragen offen: Wie signalisiere ich bei einem mehrstündigen Business Dinner, daß ich pullern muß? Darf ich neben Goethe, Beethoven und Händel auch Mahler erwähnen, oder ist der zu jüdisch? Auch wird die nützliche Fähigkeit, blitzschnell zu entscheiden, ob mir ein intelligenter Mensch oder ein Vollidiot gegenübersitzt, viel zu wenig trainiert. Bei ausreichender Nachfrage bietet der Verfasser hierzu einen Workshop an. Interessenten wenden sich bitte an die Redaktion.

Konkret 02/03, S. 39

Jürgen Roth

Mission Intervention

Kultur-Kolumne

Das war eine gute Nachricht. »Nicht selten wurde der rote Teppich ausgerollt«, berichtete die »Welt« am 4. Januar 2003 über die kurz zuvor getätigte Reise des Günter Grass in den Jemen – in ein von Stammesfehden heimgesuchtes, »bis an die Zähne bewaffnetes Land«, das sich »finanziell verausgabt« hatte: zum Wohle der zwölfköpfigen Delegation, zum Wohle der jemenitischen Tradition des Lehmbauhandwerks, der Grass als Gegenleistung für die entgegengebrachte Gastfreundschaft mit einer Spende in Höhe von 10.000 Euro das Überleben sichern will, und zum Wohle des Nobelpreisstaatsgastes im besonderen: »Das Reisegepäck gewann von Station zu Station an Gewicht: silberne Krummsäbel, Schmuck für die Gattin, eimerweise Honig und pfundweise Kaffee, Folklore und Kostbarkeiten.«

Von Gewicht waren auch die Worte, die Grass, der »übrigens unerschrocken und mutig« das »wunderschöne Land« durchkreuzte, zwischen islamoradikal-präsidialer Ordensverleihung, Wasserpfeifenrunde und Bankett an arabische Dichterkollegen und, in einem Interview mit dem TV-Sender Al Djiasira, an die Welt richtete. Erst wollte er »unverblümt über Erotik in der Literatur sprechen«, dann äußerte das sonnige Gemüt beim Fernsehen: »Ich bin dafür, daß wir jetzt alle nackt baden gehen.« Das wollten sie zwar nicht, dafür liegt Grass nun eine Einladung in den Irak vor. Die Reise war ein voller Erfolg.

Baden hingegen ging wenig später die Mission des Menschenrechtstrios Günter Wallraff, Rupert Neudeck und Norbert Blüm. Diese drei guten Geister wollten gleichfalls eine Reise tun, nach Tschetschenien und Inguschetien. Es kam jedoch nur zum Anreisen. Die Behörden am Moskauer Flughafen verweigerten der trinitätischen Betroffenheitstruppe ohne Angabe von Gründen die Einreise. »Die Jungs waren ausgesprochen ruppig«, erzählte Blüm als pars pro toto der Menschenrechtsvertreter der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« und erklärte der Heimat das gemeinsame, leider gescheiterte Ansinnen: »Wir wollten Berichten nachgehen, denen zufolge die russische Armee dort die Menschenrechte verletzt.«

Es blieb also bei einem Zeitungsgespräch und einem schmucken Photo mit drei verkniffenen Gesichtern. Aber die Absicht zählt.

Ohne Einladung und somit auf ganz eigene und uneigennützige Initiative war derweil eine elf Frau und Mann starke Gruppe rund um die Tübinger Gesellschaft »Kultur des Friedens« gen Irak aufgebrochen, um nicht zu intervenieren, sondern um sich mal ganz global zu solidarisieren oder vielleicht doch eher zu sondieren, was so los und wie die Lage ist. Die »Frankfurter Rundschau« zitierte unter der sehr richtigen Überschrift »Kultur & Engagement« das prominenteste Mitglied der höheren diplomatischen Kurzzeitvereinigung, Liederhannes Konstantin Wecker: »Wir möchten den Menschen in Deutschland berichten, was wir dort gesehen haben, und für den Frieden werben.« Außerdem wollte er den Menschen in Bagdads und Basras Kulturhäusern, Kliniken und Universitäten beweisen, »daß es auch westliche Menschen gibt, die keine Waffeninspekteure sind«. Diese Menschen sind freigiebig, weil sie Spielzeug und Gitarren mitbringen und ein Gratiskonzert geben. »Die Mission der Reise«, erweiterte Wecker live aus Bagdad gegenüber der »Taz« allerdings die Motive seiner Handlungsweise, »war nicht das Konzert. Ich möchte diesen Krieg verhindern.« Für die Zeit danach kündigte er weiteren Einsatz an: »Ich will beispielsweise in Bibliotheken nachfragen, ob sie alte Noten haben, die wir hierher schicken können.«

Während Wecker und die aufrechten Zehn ein »Friedenssignal« (»Frankfurter Rundschau«) setzten, hißten schon im Dezember 2002 dreiunddreißig »Hamburger Künstler« die Kriegsfahne und schalteten im »Hamburger Abendblatt« eine Annonce, mit der sie sich für einen Baustopp bei der Airbus-Werkserweiterung im Stadtteil Finkenwerder stark machten. Die Philippika, die u.a. der Filmregisseur Hark Bohm unterzeichnet hatte, klagte die Hinterlist der Hamburger Politik an, die im Vorfeld und vollen Wissen Öffentlichkeit und Gerichte über die wahren Absichten des Luftfahrtunternehmens getäuscht habe, über eine dem Planfeststellungsverfahren zuwiderlaufende Verlängerung der Start- und Landebahn z.B. oder die Zuschüttung des Naturschutzgebietes Mühlenberger Loch.

Ausgesprochen angesprochen und angegriffen fühlte sich darob der ehemalige, an der Planung federführend beteiligt gewesene SPD-Wirtschaftssenator Thomas Mirow (gegen ihn wurde Anzeige wegen Betrugs erstattet). Er schlug zurück, veröffentlichte im »Abendblatt« vom 16. Dezember einen Offenen Brief an seinen Freund, den »lieben Hark«, und entkräftete die Vorwürfe betreffs einer angeblichen »Lex Airbus« (erschlichene Gemeinnützigkeit und so fort), diverser Mauscheleien im Aufsichtsrat und etwaiger »Katastrophenszenarien«, um zu schließen: »Künstlerinnen und Künstler sind wichtig für unsere Gesellschaft. Mir liegt deshalb an der Möglichkeit zum offenen Gespräch über Tatsachen und Meinungen anstelle von bösen oder gar bösartigen Unterstellungen.«

Das ließ sich Hark nicht zweimal sagen und zeigte, was eine Harke ist. Am 20. Dezember legte er in eigener Mission und einem nicht nur betroffenen, sondern offensichtlichst auch besoffenen Offenen Brief via »Abendblatt« seine Meinungen und Tatsachen dar. »Lieber Thomas«, weinte es da aus dem Armenviertel, dem Elbvorort Großflottbek, wo dem Bohm sein Häuschen prangt, »meine Tochter, die zwei Kilometer weiter elbwärts in der Schule sitzt, wird dreimal kurz hintereinander aus dem Unterricht gerissen. Und mit ihr mindestens 3.000 andere Kinder.« Schuld seien die mit »Vollgas« und voll niedrig über ihn, Hark, und 3.000 andere Kinder hinwegfliegenden Flieger, die viel »Abgas« ausspien und ein immenses »Absturzrisiko« darstellten. Außerdem seien bloß 2.000 statt, wie versprochen, 4.000 Arbeitsplätze geschaffen worden, und die »demokratische Moral« verletze vollends, daß diese Garantie von ihm, dem Thomas, bewußt vorgeschoben worden sei: »Auf eine unverbindliche Zusage hin belastet der Staat Hamburg meine Familie mit Lärm und Dreck ... Er verwandelt das schönste Stück englisch-hanseatischer Gartenkultur, den Jenischpark, zu einer ungenießbaren Einflugschneise. Er zerstört den Strom Elbe, der die identitätsstiftende Metapher für meine Heimat Hamburg liefert. Der Staat zerstört die Heimat meiner Familie. Gerade als Sympathisant der Sozialdemokratie fühle ich mich bitter enttäuscht.« Und das, Hand auf die Metapher des Staates der Sozialdemokratie, der ohne Identität Harks Familie zur Ungenießbarkeit des Lebens ausliefert, »treibt uns Künstler auf die Barrikaden«.

Weshalb sich Hark (63, Film) von Thomas und seiner verlogenen Sozialdemokratie (sie »verhöhnt den Rechtsstaat«) ab-, dem amtierenden Wirtschaftssenator Gunnar Uldall (62, CDU) zuwandte und einen wirtschaftspolitischen Überfliegerkatalog aufstellte, der u.a. konzis forderte, nur klitzekleine und moderat-mittlere Airbusse zu produzieren sowie dies zu tun: »Rückführung des Mühlenberger Lochs in ein Naturschutzgebiet. Nutzung des ins Mühlenberger Loch geschütteten Sandes für den Bau eines Olympiastadions an anderer Stelle.«

Was lehrt uns all das? Der deutsche Intellektuelle ist auf dem Vormarsch und zur Stelle, regional und global – als organischer Intellektueller, wie ihn Gramsci verstand, als in die Produktion eingreifender und für Gerechtigkeit sorgender Aufmischer, Rumtreiber und Freund des Volkes.

Das ist ein Fortschritt.

Konkret 02/03, S. 40

Michael Scharang

Die Plaudermaschine

Reich-Ranicki unterhält sich über Musil.

Marcel Reich-Ranicki verhält sich zum Geist wie die Wiener zur Geisterbahn: einmal und nie wieder. Andrerseits: Die Geisterbahn im Prater ist ein schlechtes Geschäft, aber nicht bankrott. Reich-Ranicki hingegen ist ein gutes Geschäft, aber bankrott.

Wie es dazu kam, legt er in einem Aufsatz über Robert Musil offen, in einem kleinen Text, der als großes Lehrbuch für geistigen Bankrott anzuzeigen ist. Denn die Unzahl jener, die, von der Industrie abgewiesen, in die Unterhaltungsindustrie: ins Feuilleton, in die Politik, zur Talkshow drängen, sollte jenes Lehrbuch beherzigen, um erfolgreich ins Geschäft einsteigen zu können. Eine andere Möglichkeit, die Zahl der Arbeitslosen zu reduzieren, gibt es zur Zeit nicht. Diese Möglichkeit vorzuleben, ist Reich-Ranickis Verdienst.

Wann das war, wie das war, als er sich dem Geist genähert, sich entsetzt abgewendet hat und daraufhin in eine Rezensententätigkeit geflüchtet ist, weiß man nicht. Der Schock muß jedenfalls gewaltig gewesen sein. Der Geschädigte versuchte mit einer von ihm selbst entwickelten Schreibtherapie darüber hinwegzukommen, nachdem Versuche mit einer Gesprächstherapie daran gescheitert waren, daß er nicht zu sprechen aufhörte.

Auf die Schreibtherapie sprach Reich-Ranicki gut an. Technisch rüstete er sich mit dem schlichten Stil des Volksschülers und der einfachen Form des Deutschaufsatzes, thematisch warf er sich auf die Literatur, die man nach Belieben malträtieren kann, weil das Publikum nichts davon versteht. Hatte er während der Gesprächstherapie gelernt, schneller zu sprechen als zu denken, so lernte er nun, schneller zu schreiben als zu sprechen.

Aus dem Haufen beschriebenen Papiers faltete er eine kleine, einfache, überschaubare Welt, in der er sich geistig zurechtfindet, in der er unumschränkt über sich herrscht und von der aus er die Literatur zu regieren meint. Tatsächlich aber preßt er die in jeder Hinsicht gewaltige Welt der Literatur zusammen auf ein Format, das seiner Welt konveniert. Dann erst kann er herrschen. Nun läßt sich aber ein großer Teil der Literatur nicht auf das Reich-Ranickische Niveau zusammenstauchen. Grund genug, diese Literatur zu bekämpfen, und die andere, die ins Zwergenreich paßt, hochzuloben.

Die von Thomas Mann zum Beispiel. Der versteht es, selbst die besten Passagen in seinen besten Texten zu neutralisieren, indem er sie mit altmeisterlichem Getue und augenzwinkernden Manierismen präsentiert, um auch den Spießer bei Laune zu halten. Musil hat das angeödet. Reich-Ranicki verzeiht ihm das nicht. Er, dessen literaturkritische Stärke: die Verbeugung vor dem Ressentiment des Kunstspießers, sich von der literarischen Schwäche Thomas Manns herleitet, haut unermüdlich auf Musil und auch Karl Kraus ein, die geradezu programmatisch sich an der Sache, der Kunst, orientieren und nicht an der Kundschaft.

Reich-Ranicki argumentiert, wenn er von Literatur spricht, literaturfern und gewinnt so die Zustimmung von Leuten, denen Literatur fremd ist. Deshalb sind der Kritiker und das Publikum ein Herz und eine Seele. Die Literatur kann aufatmen. Sie hat vor beiden Ruhe. Sofern sie der Lärm nicht stört, der entsteht, wenn Reich-Ranicki über Literatur herzieht. Und er zieht auch dann über sie her, wenn er meint, ein Werk loben zu müssen. Er verfügt über keine Sprache, mit der er einen Text, und wäre er der erbärmlichste, umkreisen, beschreiben, beurteilen könnte. Literatur verschließt sich seinem Gemüt, was nur dadurch bemerkenswert ist, daß er Literaturkritik zu seinem Beruf macht. Er tritt der Literatur, welche die Welt aus der Sprache schafft, mit einer Fertigteilsprache gegenüber, in der bis zum Wutausbruch alles genormt ist, und die literaturkritischen Sprachplattenbauten, die er aus dem Boden stampft, verwandeln die Landstriche, wo der Geist blühen könnte, in eine geistlose Wüste.

Doch die Wirklichkeit versöhnt den Sprachunfähigen mit seinem Schicksal. Er sieht, daß er dieses Schicksal mit dem der Bevölkerungsmehrheit teilt, eine Einsicht, die ihn anspornt, nun erst recht und in großem Stil das Geschäft des Kritikers zu betreiben: der Rezensent als Populist. Das läßt die populistische Konkurrenz erblassen, nicht nur die rezensierende, sondern auch die dichtende. Reich-Ranicki ist das bescheidene Talent, das zeigt, wie man sich an begabten Schriftstellern und Kritikern vorbei in die erste Reihe drängt. Dort ist mittlerweile viel Platz.

Reich-Ranicki war nach dem Krieg unter den ersten, die lernten, gerade dadurch, daß man von einer Sache nichts versteht und dieses Nichtverstehen kongenial, also stümperhaft, zu Papier bringt, die meisten Leute zu erreichen. Da die Bevölkerung in einer arbeitsteiligen Gesellschaft sich aus unzähligen Spezialisten zusammensetzt, läßt sich ausrechnen, daß jemand, der sich etwa über Biochemie schreibend an das Publikum wendet, gewiß kein Biochemiker ist, sondern einer, der ein bißchen was davon gehört hat, ein bißchen was davon versteht, und der sich mit diesem wenigen als Journalist und Sachbuchautor – die *eine* Heimsuchung, der Journalist, vereinigt sich mit der anderen, dem Sachbuchautor, zu einer

Weltenplage – an das Publikum anschmeißt, welches nach der Lektüre dieses Schmarrens zwar nicht besser unterrichtet ist als vorher, aber doch vom schlechten Gewissen, von nichts etwas zu verstehen, weniger gequält wird.

Reich-Ranicki ist ein Pionier dieses publizistischen Schwindels, bahnbrechend, weil er in der Zeitung schon so geschrieben hat, wie er später im Fernsehen redete, die immergleichen Versatzstücke wiederholend, immer die gleichen Ressentiments leiernd, dieselben Witzchen reichend. Reich-Ranicki ist ein Plauderer, er plaudert allerdings maschinenhaft, er ist eine Plaudermaschine. Schreibt er, dann auf dem Niveau verdinglichten Redens, redet er, dann auf der Stufe genormten Schreibens. Was einmal Plaudern war: nach anstrengender Arbeit sich unangestrengt und dennoch nicht geistlos zu unterhalten, fällt der Unterhaltung zum Opfer, nämlich nach geistloser Arbeit sich angestrengt unterhalten zu müssen. Noch das beiläufigste Wort dieses Kritikers unterliegt diesem Unterhaltungszwang. Reich-Ranicki ist heutzutage ein Synonym für all den Aberwitz, der darin besteht, daß Literatur oben in eine Plaudermaschine geworfen wird und unten als Unterhaltungsfutter herauskommt.

Wozu nun der große Aufwand über das kleine Ärgernis Reich-Ranicki? Weil dieser seine Kompetenz als kleines Ärgernis überschritten hat, indem er sich an dem großen Dichter Robert Musil vergriff. Und das in exemplarischer Weise: Reich-Ranickis Unkultur in Reinkultur. Der Aufsatz über Musil trägt den Titel »Der Zusammenbruch eines großen Erzählers«, und der Verfasser flicht Sätze des zusammengebrochenen Dichters in seinen Text, um den Beweis zu führen, daß es sich hier um den Fall eines künstlerischen, geistigen und körperlichen Bankrotts handelt. Jeder dieser Musil-Sätze ist ein Edelstein. Jeder Reich-Ranicki-Satz aber ein Mühlstein um den Hals des Verfassers. Als letzter Beweis, der den Dichter endgültig überführen soll, wird folgender Satz vorgelegt: »Die Körper, während die Seelen in ihnen hochaufgerichtet waren, fanden einander wie Tiere, die Wärme suchen.« Der Befund lautet: » ...wir haben es mit Prosa ohne Charme und Aura, ohne Poesie zu tun.«

Der Schmock, dessen Sinne Musils Texten verschlossen sind, hat ein offenes Ohr für das Geschwätz der Branche. Deren Lieblingswort ist zur Zeit »Charme«. Mit keinem anderen Wort könnte man sich der Kunst gegenüber inkompetenter erweisen. Charme und Aura gleich mit Poesie zu setzen, ist selbst dann lachhaft, wenn man nicht weiß, daß Musil diejenige Prosa als unerträglich empfand, in der, wie er das zu nennen pflegte, »poeselt« wird.

Zum Ausgleich gibt der Schmock eine Probe von Prosa mit Charme und Aura aus eigener Werkstatt: »Aber eine ganz andere Frage kann man nach der, um es vorsichtig zu sagen, mühseligen Lektüre des *Mannes ohne Eigenschaften* doch nicht unterdrücken: Gehört denn die mehr oder weniger direkte Übermittlung von Ideen und Erkenntnissen wirklich zur Aufgabe der modernen Literatur, genauer: der modernen Epik? Ist es zweckvoll oder auch nur zulässig, Erzählendes, auf welchem Niveau auch immer, bloß als Einkleidung für Reflexionen und Spekulationen, für Philosophisches zu verwenden? Haben wir es hier – muß man sich weiter fragen – vielleicht mit einem Mißbrauch und zwar mit einem extremen und eklatanten Mißbrauch der Romanform zu tun?« Das sind Charme und Aura einer Blockwart-Prosa.

Seit der Antike weiß jedes Kind, daß Beschäftigung mit Kunst darin besteht, sich in das jeweilige Kunstwerk zu vertiefen, und nicht darin, irgendeine Form, etwa eine Romanform – die ja von jedem Kunstwerk, von jedem Roman neu hervorzubringen ist – , ausfindig zu machen. Den Kunst-Blockwarten kommt es nur darauf an, ob der Mißbrauch einer Regel – der »Romanform« – vorliegt. Wozu sich das Bedauern gesellt, nicht schon zum Zeitpunkt des Vergehens als Denunziant präsent gewesen zu sein. Vielleicht hätte man den Mißstand, den man heute bedauert, damals verhindern können. Reich-Ranicki: »Vieles weist darauf hin, daß Musil bisweilen in hohem Maße verwirrt war.«

Hätte Reich-Ranicki zu Lebzeiten Musils was zu sagen gehabt, hätte man das eine oder andere Unglück, hätte Reich-Ranicki den *Mann ohne Eigenschaften* vielleicht verhindern, hätte er eventuell eine Einweisung des in hohem Maße Verwirrten erreichen können. Die Literatur-Blockwarte und Künstler-Denunzianten können es nicht verwinden, daß es im Lauf der Geschichte zahllose Regime gegeben hat, die Kunstwerke verboten und Künstler vernichtet haben, daß sie aber, die Blockwarte und Denunzianten, nicht zur Tat schreiten, sondern nur schreiben dürfen, wiewohl sie gerade das nicht können.

Die Personen bei Musil sind, findet Reich-Ranicki, »bare Konstruktionen ohne Fleisch und Blut«. Es würde die Behauptung genügen, es handle sich um Konstruktionen; denn Konstruktionen *mit* Fleisch und Blut gibt es nicht. Nun gilt unter zivilisierten Menschen, daß, wer in der Literatur nach Personen aus Fleisch und Blut ruft, sich als Kritiker abberuft. Denn die Rede von Fleisch und Blut in der Kunst ist nichts anderes als die nationaldeutsche Variante des deutschnationalen Slogans von Blut und Boden.

Zum Spießer wird, wer, statt gegen die Enge seiner Existenz aufzubegehren, der ganzen Welt solche Enge abverlangt, um sich dann in der wahnhaft verkürzten Wirklichkeit gemütlich einzurichten. Heutzutage ist der Spießer freilich kein schrulliger Außenseiter, sondern ein Massenphänomen und gesellschaftlich bestimmend. So nähern sich wahnhaft verkürzte und faktische Realität mehr und mehr an. Der Spießer wird der exemplarische Menschentyp des gegenwärtigen nachbürgerlichen Zeitalters. Wäre es anders, wäre ein Literaturspießer wie Reich-Ranicki nicht einmal denkbar.

Mit einer Selbstverständlichkeit, die nur dem eignet, der weiß, daß er ist wie die meisten, postuliert er das eigene Spießertum als Richtlinie. Musil, schreibt er, »ist gescheitert, weil er unfähig war, sein hochbeachtliches Talent sinnvoll zu verwalten«. Diese Mixtur aus Unverschämtheit und Ahnungslosigkeit tritt, historische Novität, an den Tag, ohne daß dieser sich verfinstert.

Das robuste Naturell, das geistig über Leichen geht, weiß von Musil auch dies zu berichten: »Der wichtigste Grund seines Scheiterns ist nirgends anderswo zu suchen als in seiner unglücklichen und wohl, wie schon gesagt, teilweise pathologischen Mentalität.« Dazu paßt eine Anekdote, die charakteristisch ist »für Musils Haß auf alle Schreibenden, die Beachtliches zustandegebracht hatten«; genannt werden Thomas Mann, Franz Werfel, Stefan Zweig, Emil Ludwig. Die Anekdote stammt von Hans Mayer, jener germanistischen Plaudertasche, die mit der journalistischen Plaudermaschine insofern verwandt ist, als zwischen Spießersinn und Biedersinn keine Welten liegen. Sie handelt davon, daß man Musil im Schweizer Exil von der Möglichkeit berichtete, notfalls nach Kolumbien weiterzureisen, was er ablehnte; ganz Südamerika komme für ihn nicht in Frage, dort sei bereits Stefan Zweig.

Von diesem herrlichen Witz, schrecklich auch und todernst, andernfalls er nicht zum Lachen wäre, fühlt das robuste Naturell sich aufs äußerste provoziert. Es watet durch den Schlamm des Humors, ohne die leuchtenden Kreidefelsen des Witzes je zu erblicken. So klagt Reich-Ranicki darüber, daß er sich den Sektionschef Tuzzi in Musils Roman nicht vorstellen kann, denn laut Autor handle es sich um einen »wie ein lederner Reisekoffer mit zwei dunklen Augen aussehender Vizekonsul«. Die Unfähigkeit des Kritikers wird dem Autor angelastet: »Die Unanschaulichkeit der Sprache Musils erreicht hier einen beklagenswerten Höhepunkt.«

Wohingegen die Anschaulichkeit der Sprache Reich-Ranickis in diesem Satz auf den Höhepunkt zusteuert: »Im Ergebnis hat der *Mann ohne Eigenschaften* keine Struk-tur, keinen Rahmen und keinen roten Fa-den.« Man ahnte zwar, wie der Spießer mit einem Werk der Dichtkunst umgeht. Er zieht darunter einen Strich, addiert die Sätze, an die sein Verstand und sein Gefühl nicht heranreichen, und bekommt als Ergebnis: keine Struktur, kein Rahmen, kein roter Faden. Damit aber, daß er im Rausch der Macht das Programm geistiger Unbedarftheit zum Kunstparteiprogramm erhebt, damit war nicht zu rechnen.

Damit aber schon: Über Musil heißt es, »seine Arbeitsmethode zeigt eine lapidare Tagebuchnotiz vom Januar 1923«. Mit der Behauptung, eine Arbeitsmethode zeige eine Tagebuchnotiz, welche das Bekenntnis des Kritikers enthält, gern auch das Gegenteil dessen hinzuschreiben, was er sagen will, erreicht Reich-Ranicki einen bewunderswerten Tiefpunkt.

Dort unten hängt er Kunstidealen nach, welche von der Kunst von alters her verspottet werden. Musil, heißt es, könne man »eine Fülle von Details nachrühmen, doch wahrlich keine Geschlossenheit«. Kunst ist reich, und sie geht mit ihrem Reichtum so verschwenderisch um, daß der glücklich beschenkte Betrachter sein Glück, damit es nicht unverdient sei, rationalisiert mit einer Kunstbetrachtung, die in dem verschwenderischen Kunstwerk äußerste Strenge walten sieht. Daran ist etwas Wahres. Die sogenannte strenge innere Logik eines Kunstwerks garantiert, anders als gesellschaftlich praktizierte Logik, jedem kleinsten Teil das vollkommene Existenzrecht, also zugleich autonom und mit den andern Teilen zwanglos verbunden zu sein. Solche Gestaltung vermittelt Glück, weil sie davon weiß, was Glück sein könnte.

Von Geschlossenheit schwärmt, wer die Reihen dicht geschlossen sehen will – eine Krankheit, die bekanntlich zum Tod führt. Kunst, intendiert sie Geschlossenheit, kommt erst gar nicht zustande. Damit aber das einzelne Kunstwerk sich zu einem Ende hin schließt, bedarf es eines aufgenötigten Formenzwangs. Auch große Kunstwerke verlieren sich deshalb am Schluß in einer Formelhaftigkeit, die ihnen sonst fremd ist. Und so wirkt nichts scheinhafter an der Kunst als jene Geschlossenheit, die der Schluß erzwingt. Daher die uralte Aversion der Künstler, ein Werk abzuschließen. Musils großer Roman, der diese Aversion programmatisch in sich trägt, wäre auch nicht abgeschlossen worden, hätte der Autor noch einmal sechzig Jahre gelebt.

Joseph Haydns letzter Satz des Streichquartetts in Es-Dur op. 33 verweigert den Schluß, nachdem die prächtigsten musikalischen Details in einer Überfülle ausgebreitet worden sind. Dieses Werk verweigert den Schluß derart demonstrativ, daß es wie ein Fanal wirkt zum Aufstand gegen jene, die Formelhaftigkeit einfordern, wenn sie von Form sprechen; die Geschlossenheit reklamieren, damit sie Ruhe haben und endlich Schluß ist.

Wien, im Winter 2002

Marcel Reich-Ranickis Aufsatz findet sich in dessen Buch *Sieben Wegbereiter* vom Herbst 2002. Die Musil-Zitate sind ungeprüft diesem Aufsatz entnommen worden.

Michael Scharang schrieb in KONKRET 11/02 über die Parlamentswahlen in Österreich

Konkret 02/03, S. 44

Jan Pehrke

Die Kanon-Kakophonie

Das Bildungsbürgertum probt den Aufstand: Kapitalismus schön und gut, aber geht es nicht ein wenig erbaulicher?, fragen die Feuilletonisten und dekretieren Kanon-Listen ohne Ende.

Einen »frontalen Angriff« nennt es Konrad Adam, eine »Revolution« der Schulbuch-Verleger Michael Klett, einen »Betrug an einer ganzen Generation« der Literaturwissenschaftler Klaus Laermann und einen »Rückfall in die Barbarei« Marcel Reich-Ranicki. Was beschreiben die Aufgebrachten mit ihren martialischen Vokabeln? Nicht mehr als das Verschwinden einer verbindlichlichen Leseordnung für den Schul- und Hausgebrauch.

Seither irrt das Lesepublikum ihrer Meinung nach orientierungslos durch den Bücher-Wald und weiß nicht, wohin es gehen soll, weil es nicht weiß, woher es kommt; seither laufen Schüler Amok und sind die von Novalis so gegeißelten »Zahlen und Figuren« mehr denn je »der Schlüssel zu den Kreaturen«. Mit Bildungsbrocken in Ytong-Größe, die alles enthalten, »was man wissen muß«, und diversen Kanones versuchen sie gegenzuhalten. Marcel Reich-Ranicki veröffentlichte einen, Joachim Kaiser, Hellmuth Karasek, die »Zeit« ebenfalls, und Frédéric Beigbeder stellt die »fünfzig besten Romane des 20. Jahrhunderts« vor, die 6.000 Franzosen in einer Umfrage kürten. Erich Loest tat es unter besonderer Berücksichtigung der Ost-Literatur, und Sigrid Löffler verteidigte den Kanon gegen seine Verteidiger (unter besonderer Berücksichtigung von Reich-Ranicki). Selbst die »Hörzu« weiß »Was Ihre Kinder lesen müssen – und wie man sie dazu bringt«.

Das Bildungsbürgertum ficht mal wieder einen klassen-internen Kampf mit dem Wirtschaftsbürgertum aus. »Die wirkliche Katastrophe der gegenwärtigen, durch die Pisa-Studie neu entfachten Bildungsdebatte liegt darin, dass sich alle Energie auf die Steigerung von Leistung und Effizienz richtet, dergestalt, dass Fächer, die keinen unmittelbaren Nutzen für den Wirtschaftsstandort Deutschland zu haben scheinen, ins Hintertreffen geraten«, meint »Zeit«-Journalist Ulrich Greiner. Konrad Adam wettert in *Die deutsche Bildungsmisere* ebenfalls gegen den pädagogischen Fortschritt »nach amerikanischem Muster« mit seinen vermeintlichen Leitbildern »optimale Funktionsfähigkeit« und »maximale Effektivität«. Er weiß auch genau, wann das Übel in die Welt kam: 1968. »Vom Kanon blieb nach diesem Gewaltakt nicht mehr viel übrig«, klagt er. Manfred Fuhrmann und Ulrich Greiner pflichten bei. »Gab es vorher einen starren Kanon, gab es jetzt gleich gar keinen mehr«, greint Greiner in seiner Kritik von Adams »glanzvoller und notwendiger Streitschrift«.

Nach ihrer Ansicht hat es sich der Kapitalismus in seinem Oberstübchen ein wenig zu karg eingerichtet; Greiner & Co. hätten gerne einen mit humanistischem Antlitz. Daß Budenzauber, Ballgetrete und Bohlen auf der Buchmesse eben der Tribut dafür sind, »in einer Welt zu leben, in der jedes Preisschild auf 99 endet«, wie es Detektiv Rockford einmal anläßlich einer anderen Zivilisationsplage formulierte, sehen sie nicht ein. Als der Historiker Eberhard Straub dem Eichendorff und Bach-Kantaten nachtrauernden Street Fighting Old Man des bundesdeutschen TV-Dampfplaudertums, Arnulf Baring, auf einem Kolleg des extrem rechtslastigen »Instituts für Staatspolitik« den Zusammenhang zwischen Wirtschaftsentwicklung, Massenzeitalter und Nivellierungstendenzen zu verklickern versuchte, schallte ihm laut »Süddeutscher Zeitung« ein barsches »Defätist!« entgegen.

Fuhrmanns *Der europäische Bildungkanon des bürgerlichen Zeitalters* ist en passant zu entnehmen, daß solche Kulturkämpfe immer dann besonders heftig toben, wenn die Geschäftsgrundlage des Kapitalismus noch ein wenig geschäftlicher gestaltet werden soll. »Menschen sind wir eher, als wir Professionalisten werden!« beschwor Herder 1786 das Publikum in seiner Rede »Vom Zweck des Gymnasialunterrichts«. Humboldt setzte seine Allgemeinbildung den immer größeren Ansprüchen der Standes- und Berufsschulen entgegen und verkündete das Reinheitsgebot: »Was das Bedürfnis des Lebens oder eines einzelnen seiner Gewerbe erheischt, muß abgesondert und nach vollendetem allgemeinen Unterricht erworben werden. Wird beides vermischt, so wird die Bildung unrein.«

Als das Wirtschaftsbürgertum nach der Reichsgründung dank Erfindungen aus den Bereichen Physik und Chemie so richtig durchstartete, wollte es die Naturwissenschaften als Quell ihres Reichtums auch in den Lernplänen stärker berücksichtigt haben. Der Chemiker Justus von Liebig monierte den überwuchernden Humanismus, und der Physiologe Emil Du Bois-Reymond forderte gar: »Kegelschnitte! Kein griechisches Scriptum mehr!« Einen »Banausen« nannte ihn daraufhin der Historiker Theodor Mommsen. Der deutsche Geist wähnte sich aus der deutschen Wirklichkeit vertrieben und sah mit sich gleich das gesamte Abendland untergehen. Exil fand er schließlich bei den Nationalsozialisten.

Der Faschismus ließ sich mit dem »überwucherndem Humanismus« bestens vereinbaren. Das kulturelle Erbe hat vor gar nichts geschützt und ist spätestens seither diskreditiert. Wenn man Bildung auch »für eine ›innere Form‹ halte ..., die in den Stürmen des Daseins einen festen Stand verleihe, dann sei sie – infolge der deutschen Katastrophe – gänzlich dahin«, resümiert Fuhrmann einen 1947 gehaltenen Vortrag von Theodor Litt.

Von dem Zivilisationsbruch lassen sich viele Kritiker allerdings nicht groß beirren. Sie dekretieren rein deutsche Kanones, ohne das einer besonderen Begründung wert zu erachten. Aber auch der richtige Paß würde Proust, Joyce und anderen

keine Aufnahme bescheren – zu modern geht es dafür bei ihnen zu.

Der Kanon soll der bürgerlichen Selbstvergewisserung dienen und Sammlung ermöglichen statt Verwirrung zu stiften. Deshalb dürfen keine Fragen offen bleiben. Reich-Ranicki und seine Kollegen wollen paradoxerweise mit einem seltsam verdinglichten Begriff von Bildung der Attacke der Buchhalter auf die Buch-Kultur trotzen. Sie ist ihnen keine unendliche Geschichte mehr, sondern bloß noch ein Wissenskonzentrat.

Reich-Ranickis deutscher Kanon im praktischen Schuber mit rotem Tragegriff stellt solchen Objekt-Charakter – *form follows function* – ungeniert aus. Kontroverse Inhalte würden den Fetisch-Charakter dieser Ware zerstören. Aus diesem Grund mokiert sich Griechisch-Fan Konrad Adam auch über die Problemorientiertheit heutigen Unterrichts mit seinen Diskussionsanlässen Dritte Welt, Umweltzerstörung, Drogen »und selbstverständlich immer wieder Auschwitz«. Und Joachim Kaiser äußert in seiner Verteidigung des Bildungsbürgers in der »Süddeutschen Zeitung« vollstes Verständnis dafür, daß dieser sich »in einer solchen Zeit mannigfacher Post- oder Post-Post-Modernitäten« an das Dringliche und Unverzichtbare hält und zielsicher zu Wagner statt Stockhausen, Bach statt Berg und Strawinsky statt Henze greift.

Ein für allemal exemplarische Meisterleistungen sollen die Zeit transzendieren und ein Refugium bieten vor der unübersichtlichen Welt. Für Adorno zerstört eine solche Vorstellung von vollendeten Kunstwerken den Begriff der Kunst selber. »Existierten sie, so wäre tatsächlich die Versöhnung innerhalb des Unversöhnten möglich, dessen Stand die Kunst angehört. In ihnen höbe Kunst ihren eigenen Begriff auf; die Wendung zum Brüchigen und Fragmentarischen ist in Wahrheit Versuch zur Rettung der Kunst ...«

Auf diese Wendung reagieren die Feuilletonisten allergisch. Reich-Ranicki, der im »Spiegel« gerade Musils *Mann ohne Eigenschaften* abfertigte (siehe Michael Scharangs Beitrag in diesem Heft), Kaiser und die anderen Kanonisten möchten die Literatur hinter die Postmoderne zurückbeordern und sie wieder herzhaft ins pralle Leben greifen lassen. »Die Geschichte Europas als große Erzählung« präsentiert Märchenonkel Schwanitz in *Bildung*. Nach dieser Philosophie ist die Kulturgeschichte eine Geschichte von Meisterwerken und entsprechend übersichtlich. Verstellt dann doch einmal etwas Unappetitliches aus der jüngsten Vergangenheit den Blick »auf die gesamte Tiefe des kulturellen Raums« (Greiner), so sinnt man auf schnelle Abhilfe. Ulrich Greiner betrachtet die Literatur als ein einziges Kontinuum, in dem »jeder Erzähler sich auf einen anderen Erzähler beruft und selber ein Glied wird in der unvergänglichen Kette der Überlieferung«, bis Kafka sich von dieser Kette losreißt. Der Anfang des »Prozesses« erscheint dem Journalisten zugleich als »Anfang der totalitären Systeme, die den Menschen seiner Erinnerung berauben und zum Objekt der Verfügung machen. Bei Kafka gibt es keinen Erzähler mehr, der sich auf einen anderen Erzähler beruft, es gibt nur den anonymen Vorgang, der sich im schalltoten Raum abspielt.«

Diesen schalltoten Raum beabsichtigt er entgegen allen physikalischen und geschichtlichen Gesetzen durch einen Kanon wieder zum Konzertsaal zu machen, um so – ein Lied kann eine Brücke sein – Anschluß an verschüttete Traditionslinien zu finden. Dann erfüllt sich Schleiermachers schulreformerischer Wunsch, »daß das Volk zu einem lebendigen, d.h. genetischen Bewußtsein seiner Verhältnisse kommt« und Greiners, dass jeder wieder sagen können muß, »welcher Familie er entstammt«.

In dieser Familie, die etwas von der deutschen Schicksalsgemeinschaft hat, darf es dann ruhig einmal problemorientiert zugehen. Allzuviel Porzellan kann ja nicht zu Bruch gehen, wenn die Streithähne die Möglichkeit haben, »sich einander noch bei schroffster Gegnerschaft auf einer gemeinsamen Basis verständlich zu machen« (Walter Jens).

Daß diese gemeinsame Basis nicht allen gemein ist, vielmehr ein Klassen-Privileg darstellt, bemerken die Kanonisten gar nicht. Die Ignoranz, mit der die Bildungsbürger ihre eigenen kleinen Angelegenheiten verhandeln, zeugt von ihrem gestiegenen Selbstbewußtsein als einer Elite, die niemandem mehr Rechenschaft schuldig ist. Nur Joachim Kaiser hat noch ein schlechtes Gewissen. »Solange es Arbeitsteilung gibt, gibt es bevorzugte Klassen. Diese Ungerechtigkeit vermag kein ... Kanon zu beheben«, schreibt er im Vorwort zu *Harenberg. Das Buch der 1.000 Bücher*.

Da stimmt es dann hoffnungsfroh, daß sich die Sache von alleine regeln wird. Je mehr Kanonisten mit kräftiger Stimme Verbindlichkeit einfordern, desto dissonanter erheben sich ihre Lamentos zu einer einzigen Kakophonie, die den Anachronismus des ganzen Unternehmens bezeugt.

Aktuelle Literatur-Kanons (Auswahl):

Frédéric Beigbeder: *Letzte Inventur vor dem Ausverkauf. Die fünfzig besten Romane des 20. Jahrhunderts*. Rowohlt, Reinbek 2002, 160 Seiten, 16,90 Euro

Joachim Kaiser: *Harenberg. Das Buch der 1.000 Bücher*. Harenberg, Dortmund 2002, 1.247 Seiten, 50 Euro

Marcel Reich-Ranicki: *Der Kanon*. Insel, Frankfurt am Main 2002, 20 Bände, 149,90 Euro

Dietrich Schwanitz: *Bildung: Literatur. Alles, was man wissen muß*. Eichborn, Frankfurt am Main 2002, 2 CDs, 19,90 Euro

Jan Pehrke schrieb in KONKRET 1/03 über die Ausstellung »Schwarze im NS-Staat«

Konkret 02/03, S. 46

Verena Sarah Diehl

Buch & Deckel

Nira Yuval-Davis: Geschlecht und Nation. Die Brotsuppe, Emmendingen 2001, 230 Seiten, 17,50 Euro

Frauen und Männer erfüllen für nationale Ideologien unterschiedliche Aufgaben. Dies zeigte nicht zuletzt die »Frauen in die Bundeswehr«-Debatte. Daß Frauen für den Kampfeinsatz nicht verheizt werden sollen, hat nichts damit zu tun, daß sie mehr wert sind, sondern daß ihnen innerhalb dieser Ideologien ein anderer Arbeitsbereich zugewiesen wird. Getragen von Ideologemen wie Mutterglück, Friedfertigkeit und Fürsorglichkeit verrichten sie billige bzw. unbezahlte Arbeit in der Familie oder im Lazarett. So ist es für die Gesellschaft inakzeptabel, eine Frau, die nicht hart wie Kruppstahl ist, sondern für Kinder sorgen soll, im Zinnsarg zurückkommen zu sehen. Weiblichkeit repräsentiert die Fortführung der Tradition einer Nation, Männlichkeit hingegen verteidigt ihre Gegenwart. Das zeigt sich auch daran, daß Frauen dann zu Heldinnen gemacht werden, wenn sie viele Kinder, d.h. Männer/Soldaten gebären, oder daran, daß die Vergewaltigung von Frauen gerne als Argument angeführt wird, um die Intervention in einem anderen Land zu rechtfertigen.

Wie die Vorstellungen von Geschlecht und Nation zusammenwirken, untersucht Nira Yuval-Davis, aus Israel stammende Professorin für Gender and Ethnic Studies an der University of Greenwich in London. Die Akzeptanz für die Aufnahme von Frauen in das Militär begründet Yuval-Davis mit dem derzeitigen Professionalisierungsprozeß innerhalb des Militärs – weg vom Soldatsein als höchster Pflicht des männlichen Staatsbürgers, hin zu einem vielseitigen, karriereorientierten Beruf. In fünf Kapiteln untersucht sie, welche Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit sich in bezug auf die Nation finden und wie diese im Alltag zum Tragen kommen – vom Zugang zu Staatsbürgerrechten über Arbeitsteilung und die Strukturierung von Öffentlichkeit als männlichen und Privatheit als weiblichen Raum. Für die Diskussion um die Dienstleistung »Gebären und Aufziehen«, für die vor allem Frauen aus niedrigen Positionen herangezogen werden, leistet dieses Buch einen wichtigen Beitrag.

Konkret 02/03, S. 46

Christel Dormagen

Buch & Deckel

Ute Kätzel: Die 68erinnen. Rowohlt, Berlin 2002, 319 Seiten, 22 Euro

Die eine setzt die richtigen Kommata in Bahman Nirumands Manuskript über den Schaft von Persien. Die andere ist Mitbegründerin der »Kritischen Universität«. Die nächste kreiert zwei der berühmtesten Bilder der Apo. Eine weitere organisiert die Kinderbetreuung während des Internationalen Vietnamkongresses in Berlin, woraus dann die Kinderladenbewegung entsteht.

Das ist natürlich noch längst nicht alles, was die 14 Frauen in dem von Ute Kätzel zusammengestellten Buch aus ihren 68er Jahren zu erzählen haben. Es liest sich wie Nachrichten von einem anderen Stern und ist gleichzeitig eine Variante von: Großmutter erzählt aus ihrem Leben. Nur daß der Tenor diesmal nicht lautet: Wir haben viel erlitten und hatten es sehr schwer, sondern ganz im Gegenteil eher: »Unser Leben war voller Begeisterung und Sinn. Privates und politische Aktion waren eng miteinander verbunden.«

Entstanden sind die 14 in Ichform präsentierten Porträts (Gretchen Dutschke-Klotz, Frigga Haug u.a.) der durchweg zwischen 1935 und 1945 geborenen Frauen aus langen Interviews. Die um einiges jüngere Historikerin und Soziologin Kätzel setzt wenig als bekannt voraus und fragt ausführlich. Ein Buch also nicht nur für die Kaffeeklatschrunden alter Kämpferinnen, die gerne wüßten, was die Dings-wie-heißt-sie-noch-mal jetzt macht, sondern auch für die jungen Frauen von heute, die leicht mit Unverständnis reagieren: Wie kann man seine besten Jahre mit Protestieren und Politisieren verplempern und über der Zukunft der Welt die eigene vergessen!

Zumindest für die hier Versammelten trifft das mit der verspielten Zukunft nicht zu. Allesamt berichten sie von einem erfüllten Leben nach 68. Jede hat sich ihren gesellschaftlichen Bereich gesucht, in dem sie weiter mit ihren Erfahrungen wuchern kann – als Filmemacherin, Verlegerin, Therapeutin oder Malerin.

Man liest die Berichte dieser Frauen gern, denen der Übergang in ein mehr oder weniger bürgerliches Leben so relativ unbeschadet gelungen ist. Die keine häßlichen Kapitalistinnen geworden sind. Irgendwann stutzt man aber doch und beginnt zu fragen: Nach welchen Gesichtspunkten sind die 14 Frauen eigentlich ausgesucht worden? Handelt es sich um den üblichen repräsentativen Durchschnitt – von der strengen Theoretikerin bis zur flippigen Drogenrebellin? Oder treten nur die auf, die schon damals die Powerfrauen waren und darum auch später die Kurve kriegten? Die nicht abgestürzt sind und ein rundes, erfolgreiches Leben vorzuweisen haben? Und wie bemißt sich überhaupt Erfolg in diesem Zusammenhang? Ist unser Minister für Äußeres erfolgreicher als meine unbeugsame Bekannte in Kreuzberg, die allein drei Kinder großgezogen hat und seit Jahrzehnten souverän von Sozialhilfe lebt, weil ihr dieser Staat keinen Einsatz wert ist? Wo fangen die schäbigen Kompromisse an, und welche Rolle spielt das Älterwerden dabei? Und schließlich: Müßten die Begriffe »Scheitern« und »Erfolg« im Zusammenhang mit dem 68er-Aufbruch ihre Bedeutung nicht eher gegeneinander tauschen? Dazu sagen die vorgestellten Frauen nichts. Sie sind aber wohl auch nicht danach gefragt worden.

Konkret 02/03, S. 46

Gaby Hommel

Buch & Deckel

Irene Franken/Shirin Jazaeri/Renate Staudenmeyer: Was erreicht? Frauenbewegte Lebensgeschichten aus der Sicht unterschiedlicher Kulturen. Schmidt von Schwind Verlag, Köln 2001, 381 Seiten, 19,35 Euro

Als der Kölner Frauengeschichtsverein 1995 eine Ausstellung sowie einen gedruckten Überblick zur 100jährigen Geschichte der Frauenbewegung in der Stadt präsentierte, fehlten Projekte von Migrantinnen völlig. Sie galten – sofern überhaupt wahrgenommen – für das eigene Anliegen als uninteressant. Durch ihre Kritik an dieser Ausgrenzung brachten griechische Mitstreiterinnen ein Projekt in Gang, das auf lokaler Ebene nachholen sollte, was bundesweit in der Frauengeschichtsforschung fehlt: die Dokumentation von formellen und informellen Gruppen, die von nicht-deutschen, nicht-weißen, nicht-christlich geprägten Frauen bestimmt werden.

Es entstand ein Buch, das verspricht, die deutsche Frauenbewegung mit Organisationen von Einwanderinnen in Beziehung zu setzen sowie Parallelen in der Auseinandersetzung zwischen Frau und Mann, deutschen und nicht-deutschen Frauen, heterosexuellen und lesbischen Migrantinnen aufzuzeigen. Die Grundlage bilden 26 Interviews, von denen nur ein Teil die Zielsetzung verfolgte, die – wie es einleitend heißt – »Gedankenlosigkeit« zu korrigieren, mit der zuvor Migrantinnenprojekte ignoriert wurden. In den übrigen Gesprächen werden ebenfalls vernachlässigte Initiativen deutscher Frauen vorgestellt. Zusammengenommen schlagen die mit Fotos und Dokumenten bereicherten Protokolle zwei Fliegen mit einer Klappe und spiegeln auch in Hinblick auf die eigene Arbeit das Nebeneinander von »mehrheitsdeutschen« und anderen Frauenzusammenschlüssen.

Unabhängig von Nationalität und Hautfarbe kommen vor allem Vertreterinnen der gebildeten Mittelschicht zu Wort, die vorrangig über Ziel und Arbeitsweise ihrer Institution oder Gruppe berichten. Eva Stegmann, in den siebziger Jahren Organisatorin von Abtreibungsfahrten nach Holland, gehört ebenso dazu wie Dr. Lale Akgün, Leiterin des Landeszentrums für Zuwanderung in NRW. Zu erfahren ist, warum Regine Thoeren einen Sexshop für Frauen und Mary-Lou U. Hardillo-Werning die Organisierung der philippinischen Frauen betreibt. Es werden Haus- und Karrierefrauen vorgestellt, körper- und politikbetonte Aktivistinnen, junge und alte Streiterinnen, deren Kultur jenseits des Herkunftslandes sowohl Überschneidungen als auch Differenzen aufweist. Doch welche Hindernisse und Möglichkeiten sich daraus ergeben, was die eine über die andere denkt, bleibt unausgesprochen. Lediglich das Schlußkapitel liefert hier einige analytische Hinweise. Sie mit Leben zu füllen bleibt der Leserin und ihrer Vorstellungskraft überlassen.

Konkret 02/03, S. 47

Marc Fabian Erdl

Buch des Monats

Michael Wildt: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes. Hamburger Edition, Hamburg 2002, 964 Seiten, 40 Euro

Normalerweise sollte man um Analysen, die den Begriff »Generation« im methodischen Besteckkasten haben, einen Bogen machen. Michael Wildts Buch ist eine Ausnahme. Sowohl analytisch als auch in dem schlüssigen Arrangement des Materials hat der Historiker Maßstäbe gesetzt.

Einer der Ausgangspunkte von Wildts Überlegungen zur eliminatorischen Praxis des »Dritten Reichs« ist der Umstand, daß man weder mit einer auf Hitler und seine engsten Mitarbeiter zugeschnittenen Analyse des deutschen Vernichtungswillens noch mit einer auf die technokratische Bürokratie fixierten Optik bisher weitergekommen ist. Die unterschiedlichen Tätergruppen, die das »Dritte Reich« hervorgebracht haben, erfordern nach seiner Auffassung einen differenzierten Zugang. Aus diesen Erwägungen heraus entwickelt Wildt die Prognose: »Nicht die Annahme eines dominanten Tätertypus wird den Weg der künftigen Forschung weisen als vielmehr die Analyse des Zusammenhangs verschiedener Akteure und Institutionen, von intentionalem Vernichtungswillen und strukturellen Bedingungen, von Ideologie und Funktion, individuellem Vorsatz und situativer Gewaltdynamik.«

Das hier formulierte Arbeitsprogramm scheint dröge Wissenschaftsprosa anzukündigen, aber Wildts Konkretisierung ist glänzend gelungen. Mit stupender Konsequenz und Akribie verringert Wildt das von ihm diagnostizierte analytische Defizit. Der Autor beschreibt mit dem Führungskorps des 1939 gegründeten Reichssicherheitshauptamtes einen Tätertypus, der in der Tat über den oft fragwürdigen Generationenbegriff erfaßt werden kann. Und Wildt ist zuzustimmen: In die gängigen Täterbilder passen diese jungen Männer nicht hinein. Wildt verfolgt die Karrieren und Taten von mehr als 200 Führungsmitgliedern des RSHA, oft bis in die Nachkriegszeit. Zumeist zu ihrem eigenen Kummer zu jung, um noch aktiv am Ersten Weltkrieg beteiligt gewesen zu sein, hatten sie eine Weltanschauung entwickelt, die von einer fanatischen Demokratiefeindlichkeit und einem anti-intellektualistischen Tatwillen geprägt war. Gleichwohl hatten die meisten von ihnen Abitur, viele hatten studiert (oft Jura oder Geisteswissenschaften), nicht wenige waren promoviert worden.

Die Verknüpfung von akademisch-elitärem Selbstbewußtsein, völkischem, oft antisemitischem Irrationalismus und Handlungsorientierung war ein explosiver Mix. »Deshalb waren diese Männer ihrem Selbstverständnis nach keine Schreibtischtäter, ihr Anspruch auf Führerschaft begründete sich nicht durch einen Federstrich.« Die von vielen akademischen Lehrern geförderte Fixierung dieser Generation auf die Rolle eines Führers in einer Volksgemeinschaft bereitete ebenfalls den Boden für die Folgezeit. Denn das Verhältnis von Universität und Praxis war für diese Gruppe prekär. Zwar galt die Faustregel »Führertum ist angeboren«, andererseits aber, so die Wunschvorstellung, sollte die akademische Ausbildung dieses Potential entfalten, jenseits von Kenntnissen und Wissen: »Glaube, Willen, Tatkraft – und Erfolg waren die Kennzeichen eines Führers, nicht Moralität und Humanität seiner Ziele.« Das in dem Wechselspiel von akademischer Qualifikation und Aktionsgeilheit entstandene Profil dieser Generation benötigte noch einen gesellschaftlichen Rahmen, um zur »kritischen Masse« zu werden. Den bot das »Dritte Reich« mit seinen Institutionen, denen »nicht Beschränkung, sondern die Entgrenzung innewohnte«.

Mit »Institution« ist neben »Weltanschauung« und »Generation« der dritte Schlüsselbegriff dieser Studie genannt. Denn wie kaum eine andere Institution steht die Genese des polizeiähnlichen RSHAs für die schrittweise Loslösung der nationalsozialistischen Exekutivgewalt aus – und sei es nur fadenscheinigen – rechtlichen Zusammenhängen. Wildt sieht in dieser, mit allerlei Kompetenzerweiterungen einhergehenden, Entgrenzung den Versuch der Nationalsozialisten, eine »neue Staatlichkeit zu institutionalisieren«. Die Ambitionen der beschriebenen Generation konnten im Prozeß der Loslösung Befriedigung erfahren, verstand sich das RSHA doch als »kämpfende Verwaltung«. Nicht zuletzt die gegebenen Karrierechancen in einer derart entfesselten Institution eröffneten einen »Aufstiegs- und Machthorizont«, der die u.a. von Carl Schmitts und Hans Freyers amoralischer Tat- und Unbedingtheitsprosa Verblödeten an das Ziel ihrer Wünsche brachte.

Der Krieg schließlich ließ bei den im RSHA zu sich selbst gekommenen Akteuren die letzten Dämme brechen und leitete eine weitere Radikalisierung ein. Wildt verdeutlicht: »Die Massenmordpraxis in Polen im Herbst 1939 stellte den Gründungsakt des RSHA dar.« In der Sowjetunion schließlich wurde von Einsatzleitern vor Ort entschieden, wer und wie ermordet wurde. Es gab weniger Befehle aus Berlin als vielmehr eine Ermächtigung der Beteiligten, das zu tun, was man weltanschaulich für angemessen hielt. Die Resultate waren entsprechend.

Das Buch hat zu Recht Furore gemacht. Es ist verblüffend, daß Wildt das hier aufbereitete Material überhaupt noch plausibel hat ordnen können, noch dazu weitestgehend lesbar, wenn auch keineswegs mit Genuß – aber das ist ja wohl auch nicht der Sinn einer solchen Arbeit. Die vielleicht staunenswerteste Leistung des Verfassers ist der fortwährende Wechsel von narrativen und analytischen Passagen, von biographischem Zugriff und Gesellschaftsgeschichte. Ohne

Psychologisiererei beschreibt Wildt sehr detailliert den Selbstverwirklichungsprozeß einer akademischen Schicht, die einen das Fürchten lehrt.

Angesichts der von Wildt vorgeführten deprimierenden Nachkriegsgeschichte muß man sich fragen, ob seine Einschätzung des bundesrepublikanischen Rechtstaates nicht zu optimistisch ist. Wildt sieht die überlebenden Mitglieder der »Generation des Unbedingten« in der Nachkriegszeit zwar keineswegs geläutert, aber dennoch weitestgehend kaltgestellt – spätestens in den sechziger Jahren, in denen »die Zeit der ignoranten Sicherheit« für die ehemaligen Angehörigen des RSHA »definitiv zu Ende« war, obwohl ein Großteil unangetastet weiter vor sich hin lebte und oft zu bürgerlicher Prosperität und erschreckender Wohlanständigkeit gelangte. Rechtlich war ihnen oft kaum etwas anzuhaben. Daraus leitet Wildt den folgenden, möglicherweise etwas frivolen Gedanken ab: »Nicht die Frage der Kontinuität ... stellt daher das Problem einer politischen Geschichtsschreibung dar. Die weitaus größere wissenschaftliche Herausforderung liegt in der Diskontinuität, nämlich in der Frage, wie diese Gesellschaft trotz dieser Bürde demokratisch werden konnte.«

Hier hätte sich vielleicht dann doch die etwas anders akzentuierte Frage angeboten, was es wohl mit einer Demokratie auf sich hat, die willens und fähig war, diese Generation von Massenmördern mit offenen Armen zu integrieren.

Konkret 02/03, S. 48

Martin Büsser

Amputierte Wahrnehmung

Nichts als Bilder hinter den Bildern? Die Berliner Akademie der Künste zeigt eine Retrospektive der Körper- und Medienkünstlerin Valie Export.

Es gibt Künstler, deren Werk in der allgemeinen Rezeption auf nur wenige Bilder und Schlagwörter beschränkt wird, ganz so, als wären sie nur kurz einmal aufgetaucht, hätten zur passenden Zeit für einen großen Knall gesorgt und wären daraufhin wieder verschwunden. So ist auch Valie Export lange Zeit betrachtet worden. In Anthologien zur Kunst der sechziger Jahre ist immer wieder dasselbe Bild von ihr zu sehen, ein Foto aus ihrer 1969er Aktion »Genitalpanik«: Halb wütend, halb anklagend blickt die Künstlerin mit zerzauster Prä-Punk-Frisur in die Kamera, ein Maschinengewehr in den Händen, während ein großes Loch in den engen Jeans den Blick auf ihr Geschlecht freigibt. Das Schlagwort hierzu – radikaler Feminismus – war schnell gefunden und machte es leicht, auch die wenigen anderen ihrer Endsechziger-Aktionen, die hin und wieder noch in Rückschauen erwähnt werden, pauschal einzuordnen. Dazu gehört die Performance »Tapp und Tastkino« von 1968, bei der sich die Künstlerin eine selbstgebastelte Styroporbox vor die Brust schnallte, die es dem Publikum ermöglichte, in den »Kinoraum« einzudringen und ihre Brust zu befühlen. Eine andere bekannte und seinerzeit berüchtigte Aktion war »Aus der Mappe der Hundigkeit«, ebenfalls von 1968: Valie Export spazierte mit einem auf allen Vieren kriechenden, an eine Hundeleine geschnallten Peter Weibel – heute Leiter des ZMK in Karlsruhe – durch die Stadt, auf den erhaltenen Fotos sichtlich über die Aktion und die Reaktionen der Passanten amüsiert.

Weil der ihr zugestandene Nachruhm meist auf diese drei Aktionen beschränkt bleibt, fällt es leicht, ihren Beitrag zur jüngeren Kunstgeschichte auf ein sehr zeitgebundenes Agit-Prop zu verkürzen, dem zudem jene körperlich konfrontative Direktheit anhaftet, die heute gerne als überzogene Authentizitätsgeste abgetan wird. Ist Valie Export also bloß ein Fall für Randnoten, ein kurzer, heftiger, wenn auch unter Gender-Gesichtspunkten notwendiger Nachhall des Wiener Aktionismus gewesen?

Das Gegenteil ist der Fall: Während der einstige Weggefährte Hermann Nitsch immer stärker ins Mystisch-Verquaste abgedriftet ist und seine Orgien mit Richard Wagners Vorstellung vom Gesamtkunstwerk vergleicht, Otto Mühl dagegen die »Performance« auf Verführung Minderjähriger ausgeweitet hat, hat Valie Export den Weg einer kritischen, reflektierten und keineswegs egomanischen Kunst nicht verlassen. Jetzt erst findet dieser lange Atem eine Würdigung: Im Passagen-Verlag ist mit *Bild-Risse* von Roswitha Mueller Ende 2002 eine erste große, textreiche Monographie erschienen, mit »Mediale Anagramme« folgt seit Anfang des Jahres eine nach Themenkomplexen geordnete Retrospektive in der Berliner Akademie der Künste.

In diesem Rückblick wird deutlich, daß Valie Exports Arbeiten keineswegs Relikte einer auf verknappte Utopien zielenden »Spontankunst« sind, sondern eine politische Dimension besitzen, die vieles von dem vorweggenommen hat, was der Kunstbetrieb gerne als Novum der letzten zehn bis fünfzehn Jahre ausgibt. Dazu gehört die Beschäftigung mit Geschlechter- und Identitätspolitik, mit der medialen Vermittlung von Körperbildern, mit der vermeintlichen Objektivität der Fotografie, aber auch mit der Repräsentation von Machtverhältnissen in allen visuellen Bereichen von Malerei bis Architektur. Valie Exports »Medienkunst als angewandte Gesellschaftskritik« (Vorwort im Katalog zur Berliner Ausstellung) zielt nicht nur darauf, unsere Wahrnehmungsmuster in Frage zu stellen, sondern demonstriert dabei immer auch ein Wechselspiel: Wir sind nicht einfach nur die Produkte der Bilder, die wir konsumieren, sondern die Bilder selbst folgen ganz den Grenzen unserer Denk- und Verhaltensweisen.

Valie Exports Medienkritik dechiffriert nicht einfach nur, wie Medien manipulieren und damit beispielsweise gängige Männer- und Frauenbilder fortschreiben, sondern zeigt im Foucaultschen Sinne, daß die Medien selbst immer nur den Horizont abbilden können, der auch die historischen Grenzen des jeweiligen Denkens bestimmt. Lange also bevor es im Kunstdiskurs nicht nur zur Mode, sondern zur Manie geworden ist, Werke mit Zitaten von Foucault, Lacan und Deleuze zu unterfüttern, hat Valie Export nach Wegen gesucht, Theoretisches in ihrem Werk auf möglichst sinnlich faßbare Weise zu verarbeiten – »nicht andere darüber schreiben und es mühsam herauslesen lassen«, wie sie selbst sagt, »sondern zeigen, daß die Theorie in die Arbeit ganz offenkundig eingeflossen ist«.

Die Berliner Ausstellung macht die Vielseitigkeit des Exportschen Werks deutlich. Abgesehen vom Medium Malerei, das die Künstlerin für sich als nicht mehr zeitgemäß abgelehnt hat, reicht das Spektrum von Aktionen über analoge und digital nachbearbeitete Fotografie bis zu Installationen und Filmen. Obwohl ihre neueren Werke nicht mehr die provokante Intention der frühen Jahre aufweisen, gehen ihre Inhalte und Verfahrensweisen auf die Ende der Sechziger entschiedene »Wahl der Waffen« zurück. Dies war die Zeit der verwirrend schnell entstandenen Kleinstbewegungen von Fluxus bis Happening, Body Art und Concept Art, Expanded Cinema, Eat Art und dergleichen mehr. Der erweiterte Kunstbegriff wollte nicht nur die bereits von der klassischen Avantgarde angegriffene Grenze zwischen Kunst und Leben niederreißen, sondern, so Export, »die amputierte Wahrnehmung« der Menschen bewußt machen. Auf die allen Medien grundsätzlich

unterstellte »strukturelle Gewalt« reagierten einige Künstler/innen mit Konzepten, die ihrerseits im Sinne einer mimetischen Aneignung mit Gewalt spielten. Valie Export arbeitete 1969 beispielsweise an »Proselyt«, einem Filmentwurf, der das Kinopublikum einer Retinalstrahlung aussetzen sollte, die jene Netzhautschicht zerstört, die für das Farbsehen verantwortlich ist. Nach Verlassen des Filmes hätte der Zuschauer die Realität also im wörtlichen Sinne schwarz auf weiß vor Augen gehabt.

Der aggressive »Tabula Rasa«-Gestus jener Tage hat zwar den Namen Valie Export bekannt gemacht – Dokumente aus dieser Zeit gibt es jedoch nur wenige. In Berlin sind viele dieser Aktionen nur noch über Fotos vertreten, die alles andere als künstlerischen Charakter besitzen, sondern von meist zufällig anwesenden Amateuren gemacht wurden. »Ich selbst habe damals alle Dokumente weggeworfen«, erzählt Export lachend, »habe nicht an den Kunstmarkt gedacht, denn dort wollte ja keiner von uns enden.«

Noch in den siebziger Jahren entstand eine gewissermaßen ikonoklastische Serie, die Parallelen zwischen bildender Kunst und Werbung zog: Weibliche Modelle nehmen auf Fotos die Posen von Frauen auf historischen Gemälden ein und werden den Vorlagen von Michelangelo bis Botticelli direkt gegenübergestellt. Die Dopplung zeigt nicht nur, daß auch die bildende Kunst permanent Verhaltensmuster geprägt und damit Stereotypen hervorgebracht hat, sondern spielt darüber hinaus mit der Frage nach Authentizität: In diesem Fall stellt das Medium Fotografie, das gemeinhin als objektiv betrachtet wird, Gemälde nach, was eine Reihung von Posen ergibt, die alles »Echte« und »Natürliche« in die Schranken des Tradierten und Eingelernten verweisen. Im Gegensatz zu essentialistischen Strömungen innerhalb des Feminismus wird »das Weibliche« hier als mediales und also soziales Konstrukt in Frage gestellt.

Eine andere in Berlin gezeigte Installation, die nach »dem Echten« hinter den Bildern fragt, besteht aus 25 Monitoren, die alle leicht asynchron die Bewegung einer Nähnadel zeigen. Die vorindustrielle Maschine – mit weiblicher Arbeit assoziiert – korrespondiert mit dem Prozeß elektromagnetischer Technik: eine Videoaufzeichnung besteht aus 25 Bildern pro Sekunde. Der alte, maschinelle und visuell nachvollziehbare Arbeitsprozeß wird hier als Mittel eingesetzt, um das zu visualisieren, was uns an technischen Vorgängen der neuen Medien verborgen bleibt und zum Gemeinplatz vom »Verschwinden der Arbeit« geführt hat. Die Verheißung vom Ende einer als Last empfundenen Arbeit erscheint dabei ebenso illusionär wie der Glaube daran, daß sich die Frau längst der ihr zugewiesenen Rolle entledigt habe.

Der Begriff »Medienkunst« ist zur Modebezeichnung geworden, mit deren Hilfe sich jeder flackernde Bildschirm und Computer im Museum aufwerten läßt, ohne daß die Frage gestellt wird, ob Aufwand oder Wahl der Mittel in einem sinnvollen Verhältnis zur damit verbundenen Aussage stehen. Bei Valie Export gingen Medienkunst und Medienkritik allerdings schon früh über die Beschränkung auf Film und Video hinaus. Die zeitgenössische Kunst bildet für sie keinen Standpunkt, von dem aus sich souverän über andere Medien richten ließe, sondern erscheint selbst als Teil der mythenproduzierenden Bilder. Das erklärt auch ihr Mißtrauen gegenüber dem Gestus des Authentischen, der vielen Grenzüberschreitungen der Sechziger innewohnte: Gegen den Künstler als Schamanen und gegen die Aktionskunst als rituelle Rückkehr ins »eigentliche Leben« hat Valie Export, die mit bürgerlichem Namen Waltraud Höllinger heißt, 1967 einen Kunstnamen angenommen, der das Artifizielle und Inszenierte ihrer Arbeit betont. Kunst sucht da nicht nach dem »richtigen Leben im falschen«, sondern bescheidet sich damit, auf die Bedingungen hinzuweisen, die zur ständigen Reproduktion des Falschen führen.

Beim Gang durch die Berliner Ausstellung fällt auf, daß Export permanent ihr Äußeres wechselte, also gerade nicht als Künstlerpersönlichkeit zur Ikone werden wollte. Zeitgleich mit Cindy Sherman weisen ihre inszenierten Selbstportraits darauf hin, daß die Kunstschaffende nicht nur Subjekt, sondern auch Produkt der eigenen Arbeit ist. Insofern gibt die Tatsache ihrem Lebenswerk eine ironische Wendung, daß der Kunstbetrieb immer wieder mit denselben Bildern an Valie Export erinnert und sie so wider Willen zur – handelbaren – Ikone hat werden lassen: Der Markt, aber auch die Geschichtsschreibung arbeiten an genau der Mythenbildung, um deren Aufdeckung Valie Export sich Zeit ihres Lebens bemüht hat.

Die Ausstellung »Mediale Anagramme« von Valie Export läuft noch bis 9. März in der Berliner Akademie der Künste (dienstags bis sonntags 11 bis 20 Uhr).

Roswitha Mueller: *Valie Export. Bild-Risse.* Passagen-Verlag, Wien 2002, 261 Seiten, 42 Euro

---

Martin Büsser schrieb in KONKRET 1/03 über »Das Lied der Moorsoldaten«

Konkret 02/03, S. 50

Heinz Seyfarth

Der Stier als Klassiker

Im populären Verständnis bislang unterbelichtet, in einer Hamburger Ausstellung nun gut ausgeleuchtet: Picassos Verhältnis zum Mythos.

Kein Künstler des 20. Jahrhunderts ist bekannter, keiner breiter publiziert und ausgestellt worden. Doch Picasso zieht immer wieder, auch in deutschen Ausstellungshäusern. Das Kölner Museum Ludwig zeigte letztes Jahr »526 mal Picasso«, die Chemnitzer Kunstsammlungen erregten jüngst mit einer großen Schau Aufsehen, die sich den Frauen im Leben Picassos widmete. Und das neu eröffnete Bucerius Kunst Forum in Hamburg setzt gleich zu Beginn auf »Picasso und die Mythen«. Manchen Kritikern reichte hier schon die Ankündigung, um einen risikolosen, konservativen Populismus zu prognostizieren.

Überraschende und neue Themen sind tatsächlich nicht das Programm des von der »Zeit«-Stiftung ins Leben gerufenen Hauses, das sich eher dem Klassischen verschrieben hat und dieses auch in der Picasso-Schau betont. Die Inspiration durch antike Mythen und die klassische mediterrane Kultur, auf der neben dem Einfluß afrikanischer Skulpturen auf Picassos Werk der Schwerpunkt der Hamburger Ausstellung liegt, interessiert sich weniger für den formzerstörerischen Avantgardisten als für seine Verbindung zur Tradition. Picassos kontinuierliches Interesse an historischen Mythen ist zwar von Kunsthistorikern vielfach untersucht worden, spielt aber für den populären Mythos Picasso, der ihn als unermüdlich und unermüdbar Schaffenden, auch sexuell unersättlichen Maniac sieht, keine große Rolle. Klassizistische Gelassenheit, obwohl eine immer wiederkehrende Komponente in Picassos Werk, paßt nicht zum Prototyp des modernen Künstlers, der formale Konflikte zuspitzt und nicht den harmonischen Ausgleich sucht.

In Hamburg dominiert jedoch das letztere; auch was die künstlerischen Techniken betrifft, sind in der quantitativ angenehm überschaubaren Ausstellung die Akzente etwas anders gesetzt als zum Beispiel in der im Januar zu Ende gegangenen großen Chemnitzer Schau. Dort gelang es, hochkarätige Gemälde aus aller Welt zusammenzubringen, auf denen Picasso die verschiedenen Frauen in seinem Leben ins Bild setzte. In Hamburg hingegen sind weniger die Gemälde als die Skulpturen und Keramiken die Höhepunkte. Picassos Werken gegenübergestellt sind zahlreiche historische Vergleichsbeispiele, sowohl aus der Welt der Antike mit dem Höhepunkt griechischer Vasenmalerei als auch aus der iberischen Tradition, deren Einfluß vor allem auf Picassos Keramik nicht ganz so geläufig ist. Die gezeigten Marmor- und Tonidole, teils aus Picassos eigener Sammlung, reichen bis ins dreizehnte vorchristliche Jahrtausend zurück. Gesichter und Tiere, manchmal als Malerei auf dem Gefäß, werden selbst zum Gefäß, das Gefäß wird zum Kopf, zur Figur, zum Tier und wiederum bemalt: Daraus wird bei Picasso eine Einheit von Malerei und Skulptur.

Kleine stabähnliche Figuren, geschnitzt oder in Bronze gegossen, leben von Anregungen aus dem Etruskischen und dem Iberischen. Gleichzeitig weisen sie voraus auf die dürren, langgestreckten Bronzefiguren Alberto Giacomettis.

Zu den bisher nie gezeigten Werken gehört der Mitte der fünfziger Jahre entstandene »Aulos-Spieler« aus Picassos Garten, eingeritzt in eine Gipsplatte, deren Form mit den Umrissen der Figur identisch ist. Dieses Werk strahlt die gleiche apollinische, mediterrane Heiterkeit aus, die schon Picassos erste große klassizistische Phase in den zwanziger Jahren mit ihren wuchtig-voluminösen Frauenfiguren prägte. 1923 erklärte Picasso: »Die Kunst der Griechen, der Ägypter, der anderen großen Maler aus allen Zeiten ist keine Kunst der Vergangenheit, vielleicht ist sie heute lebendiger denn je.«

Die wichtigste von Picassos mythischen Inspirationsquellen ist Kreta mit seinem Labyrinth und dem Minotaurus, den ein Stier mit einer Königstochter gezeugt hat. Von ihm bis zum spanischen Stier reicht Picassos Identifikationsspiel, das nicht im Spielerischen verharrt, sondern in archaischen Vitalitätsausbrüchen das dionysische Griechenland übersteigt.

Auf einigen grafischen Blättern erschreckt der vergewaltigende Minotaurus. Wenn er hingegen als erblindetes Untier, von einem Kind geführt, dargestellt ist, weckt er Mitleid. Der Stier wird zum Spiegel, in dem Picasso seine eigene Männlichkeit reflektiert, im Spektrum zwischen Macho-Attitüde und dem Eingeständnis von Schwäche und Verletzlichkeit, vor allem im Alterswerk.

Picassos wohl ungewöhnlichste Variation des Stierthemas ist die Kombination von Fahrradsattel und -lenker, 1942 »erfunden«. Man könnte an eine Parodie von Marcel Duchamps berühmtem, auf einen Küchenhocker montiertem Fahrrad-Rad denken, aber das Werk schließt auch an die Gegenstandsmetamorphosen an, die in der Malerei Picassos Beitrag zur surrealistischen Kunst kennzeichnen.

Von realistischer bis surrealistischer Wiedergabe reichen die in Hamburg gezeigten Darstellungen von Dora Maar. Die politisch engagierte Fotografin aus dem Kreis der Surrealisten war von 1936 bis 1944 Picassos Geliebte. Trotz der stilistischen Unterschiede gibt es eindeutige individualisierende Kennzeichen für Dora Maar. Ihre Physiognomie und ihre Hüte sind verformt zu Ausdruckszeichen ihrer vitalen Exzentrik, aber auch der Seelenzustände Picassos, kulminierend in der »Weinenden Frau« von 1937. Nicht das berühmte Gemälde ist in Hamburg zu sehen, sondern eine große Radierung, die

denselben Titel trägt und künstlerisch ebenso eindringlich ist. Dora Maar, die der spanischen Sprache mächtig war, teilte Picassos persönliche Betroffenheit über den spanischen Bürgerkrieg, die Bombardierung der Stadt Guernica und die deutsche Besetzung Frankreichs. Sie war das Modell für die Frau mit der Lampe auf Picassos Guernica-Bild.

Einige Werke aus dem Nachlaß von Dora Maar, die 1997 starb, sind in der Hamburger Ausstellung zu sehen. Dazu gehört ein Armreif aus Elfenbein, auf den Picasso ihr Porträt eingravierte. Hier ist Dora in Picassos Selbstidentifikation mit dem Minotaurus einbezogen, der neben ihr zu sehen ist. Ohren und Hörner weisen Dora als seine Gefährtin aus.

Die Katalogbearbeiterin Ortrud Westheider vertritt die Ansicht, Picasso habe grundsätzlich »bestimmten Individuen bestimmte Stilformen« zugeschrieben. In der Tat lassen kantige Formen auf Dora Maar schließen, runde auf Picassos gleichzeitige, weniger intellektuelle und exzentrische Geliebte Marie-Therèse Walter. Westheider entdeckt die runden Schwingungen, die als »Kürzel« für Marie-Therèse Walter fungieren, jedoch auch bei Aktdarstellungen, für die Marie-Therèse nicht Vorbild gewesen sein konnte. Auch den Körper seiner zweiten Frau Jacqueline Roche, die sich ihm als Aktmodell verweigerte, hat Picasso später in ähnlichen Kürzeln nackt dargestellt.

Daß die Identifizierung des jeweiligen »Modells« mitunter problematisch ist, wurde auch in der Chemnitzer Ausstellung deutlich, die versuchte, möglichst viele »Modelle« zu identifizieren und der intellektuellen Bedeutung der verschiedenen Frauen für Picassos Leben und Werk stärker Kontur zu verleihen. Überzeugend wurde in Chemnitz immerhin die gängige Meinung widerlegt, der Einfluß der Frauen auf Picassos Schaffen habe vor allem darin bestanden, daß er sich für jeden neuen Stil eine passende Geliebte gesucht habe.

Stile wechselten bei Picasso nicht nur phasenweise einander ab, sondern er wechselte auch synchron zwischen verschiedensten Darstellungstechniken. So können verschiedene Inspirationsquellen gleichzeitig zum Tragen kommen, neben griechischen oder afrikanischen Skulpturen auch kunsthistorische Vorbilder, was Irving Lavins Katalogbeitrag am Beispiel der »Demoiselles d'Avignon« von 1907 aufzeigt. Zu den Vorlagen, die Picasso für die Figuren dieses neben »Guernica« wohl bekanntesten Bildes verwendete, gehörten unter anderem Proportionsstudien aus Albrecht Dürers Dresdner Skizzenbuch. Einem anderen deutschen Renaissancekünstler, Lucas Cranach, gilt die nächste Ausstellung des Bucerius Kunst Forums. Wie Picasso beschäftigt sich Cranach mit den antiken Mythen. »Venus und Amor« ist nur eines von mehreren Cranach-Motiven, denen Picasso phantasievolle Variationen widmete.

»Picasso und die Mythen« läuft noch bis zum 16. März. Der 264 Seiten starke Katalog kostet 19,50 Euro.

Der empfehlenswerte Katalog der Kunstsammlungen Chemnitz zur Ausstellung »Picasso und die Frauen« (412 Seiten) kostet 25 Euro.

Heinz Seyfarth, Oberstudienrat a.D., arbeitet als Kunstvermittler in Hamburg

Konkret 02/03, S. 52

Ulipan Chrysostomos von Knüllwald-Holbein

Blühende Euphenyme

Weibliche Ästhetik, Schönheit in unschönen Zeiten – exklusive Privatparadiese 33 internationaler Künstlerinnen.

Wie schön, daß in diesem Makrokosmos aus Benzinkriegen (= Ölkriegen, na gut: Verteidigungskriegen), Milliardenlöchern, Trash-Deponien, Serien-Bungalows, durchzogen von 1.000 Kilometer langen Autostaus, immer wieder bedrohte Mini-Oasen eingesprengt ruhen: Mikrokosmen und Hoffnungsinseln. Zumindest Erholungsparks. Und Fußgängerzonen von fragwürdiger Floristik-Center-Ästhetik.

Wie schade, daß die oft so hilflosen Versuche meist weiblicher Naturverbundenheit zu jenen liebevoll gestalteten Vorgärten Frau Saubermanns führen, und ihren Geranienbalkonkästen, Kübelpflanzen, Krüppelkoniferen: gutgemeinte Schandflecke neben der bezaubernden Schwerelosigkeit handverlesen auserwählter, hocherlauchter Vorzeigegärten weltberühmter Kunstmalerinnen.

In einem geschmackvoll dargebotenen Prachtband entblättert sich eine schöne Welt nach der anderen. Nicht zu verwechseln mit heiler Welt, entlarvbarem Gemüt à la Gartenlaube, oder »Fährt der alte Lord fort, fährt er nur im Ford fort«, geschweige Alm-Liesels Herrengut. Sondern zweckfrei wie edelste Damaszener-Rosen, die fast schon den naturidentischen Duft hochkarätigsten Rosenparfüms unsagbar authentisch hinbekommen, handelt es sich um Fotoansichten, omnipräsentabel durchwebt von Stilwille, auch Jugendstil-Kompatibilität.

Weit und breit kein Zentimeter Unschönes. Sogar die Autorin fügt sich, klangvoll tätig gewesen bei »Vogue«, »Marie Claire« und »Cosmopolitan«, schöner als alle Avon-Beraterinnen und fast jede Gesundheitsmagazin-Moderatorin, in die Welt ihrer schönen Welten ein, so stilbewußt wie nahtlos. Selbst die Fotografinnen dürfen nicht einfach bloß Gabi Müller heißen, sondern klingen aufgestylt: Corinne Korda und Carina Landau, mit C wie Charlotte Seeling, ausgeschnitten aus Elite-Akademie für Schönheitskorrekturen, Bildende Künste und Glamour-Kolportage, adligem Heimatroman und »Frau im Spiegel«.

Farblich nur noch getopped von noch langstielig ästhetizistischeren Champagner-Niveaunamen wie Chatarine Warren und Xenia Hausher (»Ich bin gespannt, wohin die Reise führt«), bis hinauf zu Allison Armour-Wilsons, Tess Anna Hoare (»Ich liebe das Machen – das Ergebnis interessiert mich nicht mehr«) und Anna von Wesendonck-Pechmann, nochmal übergipfelt von Dominique Lafourcade. Die es in summa trotz Tagescreme nicht in jedem Fall hinkriegen, mit ihren illustren Exotica Schritt zu halten. Schöne Gärten fast genauso schöner Menschen.

Und wie die Selbstaussagen der am blumenähnlichsten heißenden Masterinnen of Fine Arts – »Ich will ganz aus der Fantasie arbeiten« (Yasmin Brandolini d'Adda) oder »Ich geh, wohin das Leben mich trägt« (Sylvie Fleury) – mit »ich« anfangen, so beginnen ihre blühenden Euphenyme nach Möglichkeit gleichfalls mit C: Claire Basler, Chrissie Pearcey, Chatarine Willis. Colette- oder Coco-Chanel-Syndrom? »Ich habe alles auf mich zukommen lassen« (Isabella Ducrot). »Ich hoffe, daß mein Garten andere inspiriert« (Brigitte de la Rochefoucauld). »Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt« (Goethe). Was sich aber nur rechnet, wenn hohe Auflagen erzielt werden, also alle Durchschnittsschreber- und HobbygärtnerInnen, die in solch seligen Gefilden der Überzüchtung nie rumstiefeln dürften, auf jeden Fall anbeißen.

Selbst wo der Hofgärtner nicht pünktlich mähte oder nachschnitt, also der Geist englischer Gärten zu walten scheint, dominiert der vor- und nachrousseausche Geist eher französelnder Gartenkunst. Was die Hochglanz-Harmonie gestört hätte, zwischen Body-Styling und Gardinenschneidern, oder auf Weniger-Schönes hingedeutet, oder gar auf Ästhetik des Häßlichen, wurde draußengelassen, stillschweigend. Keinem Landschaftsgestalter, Lebensgefährten oder Finanzier wurde gesagt: »Bitte recht freundlich«, sondern immer nur: »Raus aus dem Bild!« Nirgendwo ein Kamaraschwenk, der 50 Zentimeter neben Gartenmobiliar und Interieur einen diskreten Seitenblick auf Wirtschaftstrakt, Stromzähler, Doggenzwinger geworfen hätte, auf sanitäre Anlagen, Heizungskeller oder die alarmanlagenüberwachte Toreinfahrt plus Hausgarage, Stellplätze, oder die Einzäunung all dieses opulenten Privatbesitzes.

Man ahnt hinter kostbaren Einheiraten ausgeblendete Backstorys. Und hinter makellosen Nahaufnahmen dubios durchmischte Gesamtanblicke. Allenfalls hat mal eine Malerin Jeans an oder heißt naturbelassen Ursula Tiefengruber. Nicht alle dieser Gärten sind, statt Gärten, Parks. Manche sind nur halb so vornehm, wodurch sich ihre Schönheit zum Glück keineswegs halbiert. Und umgekehrt: Wohnsitze mutierten zu Residenzen. Jericho-Rosen, Dilettantinnen und Documenta-Ausstellerinnen begnügen sich, Delikatessen und Dekorateusen zu sein. Ein Duft paritätischer Rosamunde Pilcher und Lady Di (statt Peter Greenaway oder Rudolf Borchardt) flattert – »seit sie ihren Traum vom Rosengarten umsetzen konnte« – unfreiwillig über die gartengestalterisch vorbehandelten, fotografitätisch nachbehandelten Ideal-Rabatten.

Jeder Rundgang eine Vernissage, Matinee, five-o'clock-tea Finissage. Nicht vorhandene Hausdiener bewirten fehlende Gäste: Architekten, Schauspielerinnen, Manager. Eskamotierte Landschaftsgestalter brauchen zwischen unnötigen Geräteschuppen null nichtexistenten Wegerich ausjäten. Diese Kunstgärten schweben außerhalb von Zeit und Welt, fern normalsterblicher Verkehrsanbindung. Hier wird nicht gebruncht, gemulcht, geerntet, gelebt, geknipst, kompostiert und kontempliert, hier wird ausgeleuchtet, zelebriert, kredenzt, diniert, repräsentiert, renaturiert, wasserstoffperoxidblondiert.

Produkte von Sonnenstaat- und Paradiessehnsucht auch diese Gärten. Aber kaum steht man drin, in den schönsten Farbaufnahmen von ihnen, sehnt die staunend beglückte Seele, alias: schöne Seele, mitten im Blumenarrangement manch einer Villa Magica sich nach Pestwurz, der hier kynisch, ketzerisch, schelmisch (keine Angst: nicht so aggressiv wie damals die Türken in die Donau-Vorstadtgärten von Wien) durch die akkuraten, nein: mit höchster Akuratesse durchdeklinierten Rasenflächen bräche. Muß ja nicht gleich Heracleum mantegazzianum oder Hochwasser sein. »Eine Frau, die nicht häßlich sein kann, ist nicht schön« (Francois de La Rochefoucauld).

Aber dafür ist tatsächlich alles sehr, sehr schön. Natur und Kunst haben sich hier gefunden, ehe sie sich zu fliehen schienen. Andererseits begnügen sich viele der herrlichen Fotos nicht nur damit, Faszinosum zu sein, nicht nur formal und stilvoll schön, sondern tatsächlich ganz einfach schön. Wirklich sehr schön. Geradezu wunderschön. Alter Baumbestand. Wertbeständig. Preisverdächtige Creationen auf dem Laufsteg ihrer eigenen hyperoptimalen Hypersimulation, inclusive ungewollter Überlappungs-Koinzidenzen mit dem neuen Katalog aus dem Hause Gärtner Pötschke. Alle High-Society-Konnotationen und Kosmetik-Assoziationen abgerechnet – von zeitloser Schönheit. Que jolie! Amabile! Con amore! Aber nicht bloß beautiful, bellissimo, meraviglioso! Sondern incredible deliziös! Himmlisch! Heaven on Earth! Ultimativ schön. Traumhaft schön. Schöner als schön.

Was will man mehr? Hoffentlich nicht bloß bildschön und »nichts als schön«?!? Was könnte man mehr wollen? Was wäre schöner als Schönheit? Das Ganze? »Jeder Engel ist schrecklich« – zauberhafte Poesie. Diese vollkommenen Gärten hingegen sind – ohne den Umweg, schrecklich sein zu können – gleichfalls reine Poesie. »Die Hortensien lassen in müder Pracht ihre schweren Häupter hängen« – Georg Trakl oder Charlotte Seeling? So oder so: Können gute Menschen Kunstwerke schaffen? Sein oder Design? 400 v. Chr.: »Wahre Worte sind nicht schön. Schöne Worte sind nicht wahr.« Schöne Gärten guter Menschen. Andererseits: Wenn Gott überall ist, und wo sollte er sonst sein, dann dürfte das Flair floristisch hoch- und höchstkultivierter Kalenderkunst kein Hinderungsgrund sein für heilige Haine, Geomantie, grüngoldnen Panpsychismus und die Aura säuselnder, atmender Dryaden, Sylphen ... Baumseelen ... Elementargeister.

Zu befürchten allenfalls, daß das Naturell von Upperclass-Ehegatten, genau wie das der anderen Tüv- und ADAC-Dumpfis, eher mit Hardware verwandt sein und bleiben dürfte als mit Kunst und Gartenkunst. Man zeigt ihnen das schönste Semiramis-Eden, sie aber können mal wieder ihre Gefühle nicht so richtig zeigen und denken nur an ihre Bohrmaschine. Immerhin um ihrer Muse ein paar Löcher zu bohren (Kletterhilfe für Efeu). Statt feinsinnig, impressionabel bis histrionisch auszuflippen im Angesicht unübertrefflich kunstreicher, lichtdurchfluteter Gartenpracht, müssen sie florale Euphorie simulieren, mehr oder minder, um ebenfalls als halbwegs empfindsam, weich und human zu gelten. Ob ihnen dies – bei aller Unfeminität – gelingen mag?

Charlotte Seeling: *Der Garten der Künstlerin. 33 Porträts.* Gerstenberg, Hildesheim 2002, 200 Seiten, 49,90 Euro

---

Ulipan Chrysostomos von Knüllwald-Holbein veröffentlichte zuletzt u. a. die Doppelporträts »Ungleiche Zwillinge« (Radius Verlag)

Konkret 02/03, S. 54

Dietrich Kuhlbrodt

FilmTheater

Faites vos jeux

Regie: Karsten Weber/Filmgruppe Chaos; mit Rudi Carell, Hanns-Martin Schleyer; BRD 2002 (Filmgruppe Chaos); 90 Minuten; ab 4. Februar in Programmkinos (siehe Termine)

Wenn ich in Berlin in der S-Bahn sitze und sehen will, ob die beiden Hälften vom brandneuen Hauptbahnhof zusammengewachsen sind, ist das Bild unklar, weil eine Handschrift dazwischen ist: Die Scheiben sind zerkratzt. Klar ist dagegen, daß jemand, den ich nicht kenne, meine Perspektive gestaltet. Ein Chaot? Ein Künstler? Beides trifft zu, wenn man es mit der Kieler Filmgruppe Chaos, der Akas-Crew aus Bremen (»Alles könnte anders sein«) und der Copyright Violation Squad zu tun hat. Was zerkratzt ist, das sind in »Faites vos jeux« jetzt nicht die Scheiben der S 8 in Berlin, sondern das auf Super 8 transferierte digitale Material von 18 Film- und Musikgruppen aus aller Welt, downgeloaded. Gesehen haben sich die Gruppen nicht, wohl aber haben sie gechattet, einige jedenfalls, und dann machen die Kieler Scratcher Karsten Weber und Martina Stache Schluß mit TV, Video und Internet: Das erbeutete Material – von Home Movie, Hollywood, Bollywood zu Werbeclip, Künstlervideo und »Tagesschau« – ist jetzt gekennzeichnet, gern auch in Milch getaucht, Grafitti draufgesetzt, die Chaos-Marke. Der abendlange, unterhaltsame Film hat im altmodischen Kino seinen Platz, und im *tag* am Tag drauf. Wir sind also grade nicht auf dem Neuen Markt.

Sieht so die »Globalisierung von unten« aus? Die doch sonst so klare Filmemulsion ist mit Schmirgelpapier, Locher, Säure und Skalpell beschädigt, sorry: gestaltet worden. Das waren Experimentaltechniken der siebziger Jahre gewesen. Sie haben heute ihren Nutzen, wenn jemand dran geht, sich die Bilder, die weltweit umherfluten, zu eigen zu machen. Von den Siebzigern (Rudi Carell in der TV-Show, Hanns-Martin Schleyer in der Gefangenschaft) bis zu den globalrepräsativen WTC-Towers: Das Roulette der Materialkompilation und Filmbearbeitung ist geglückt. Das Spiel ist aus. »Faites vos jeux« ist da: frech, jung, schön. Mir hat’s gefallen. Allerdings werden die Chaotenkünstler von den Ordnungsmächten was zu hören kriegen. Ist der Unterhaltungsfilm-von-unten diskursiv abgesichert? Ästhetisch innovativ? Politisch zureichend artikuliert? Hat sich da wer überhaupt um Urheberrechte geschert?

Könnte sein, daß früher oder später jemand den großen Hammer rausholt. – So geht’s, wenn es die pure Wut und die grandiose Unbedenklichkeit sind, mit denen der Chaot, der Künstler ist, seinen *tag* und seine Duftmarke setzt und zwischen Grünau und Nordbahnhof die Scheiben der S 8 zerkratzt.

Konkret 02/03, S. 54

Jan Pehrke

FilmTheater

Die Liebhaberinnen

Regie: Martin Oelbermann; Dramaturgie: Rita Thiele; mit Claudia Burckhardt, Anke Hartwig, Eva Spott; Aufführungen noch bis zum Sommer im Düsseldorfer Schauspielhaus

»Zuerst muß ich mir einen Status erarbeiten!« trichtert sich eine Figur in dem Theaterstück *Die Liebhaberinnen* nach dem gleichnamigen Elfriede-Jelinek-Roman von 1975 ein, das zur Zeit im Düsseldorfer Schauspielhaus zu sehen ist. Ähnlich selbstverloren fleht eine Heiratswütige ihren Auserwählten an: »Gib mir deinen Namen!« Individuelles haftet diesen österreichischen Dorfmenschen kaum an. Die Frauen werden Verkäuferinnen oder – wenn's hoch kommt – Schneiderinnen, hoffen auf eine gute Partie und lassen sich ihre Träume von Kino und Heftchenromanen soufflieren. Die Männer haben außer Sex und »Auto, Motor, Sport« nicht viel im Sinn. Folgerichtig stellen die Schauspieler diese Abziehbilder nicht dar, sondern vor. Sie sprechen in Anführungszeichen, wenn sie das kleinbürgerliche »Comme il faut« nicht gleich unisono im Chor herunterbeten, ein Stilmittel, das Elfriede Jelinek in ihren späteren Stücken selbst gern angewandt hat. Geheiratet wird auch kollektiv, weshalb Regisseur Martin Oelbermann die vier Frauen und drei Männer zum feierlichen Anlaß einer Doppel-Vermählung in zwei riesige Einheitskostüme zwängt. Nur zum Schluß verflüchtigt sich die formatierte Gemeinschaftssprache zu einem Stimmengewirr.

Schmissig und einfallsreich haben Regisseur und Dramaturgin den Roman bearbeitet und auf die Bühne gebracht. Auch der Rat der Autorin an die Theatermacher, ihre Texte einmal musikalischer, als Klangkörper, aufzufassen, hat Gehör gefunden. Trotzdem erscheinen die Notizen aus der österreichischen Provinz mittlerweile antiquiert. Frauen zerren ihre Männer schon lange nicht mehr aus den Wirtsstuben nach Hause, und Peter Alexanders Lieder sind mittlerweile auch verklungen. Aber nicht nur die Zeit fordert ihren Tribut. Jelineks hammerharte, apodiktische Sätze schaffen so klare Verhältnisse, daß man unwillkürlich in Opposition zu dieser Art von Opposition geht. Ihre auch das »Sportstück« heimsuchenden Idealtypen der Konformität lösen denselben Reflex aus: Gar so trivial und unkomplex geht es im Kapitalismus dann doch nicht zu. Im Zeitalter des Pluralismus stellt sich der Konsens dialektischer her. Noam Chomsky hat das erfaßt, als er von der »Herde unabhängiger Geister« sprach. Und diese Herde blökt nicht mehr im Chor. Jedes Schäflein gibt ein Solokonzert, das sich allerdings genauso anhört wie das aller anderen.

Konkret 02/03, S. 54

Meike Röhrig

FilmTheater

Weißer Oleander

Regie: Peter Kosminsky; mit Michelle Pfeiffer, Alison Lohmann; Australien/Hongkong 2002 (Tobis); 110 Minuten; ab 6. Februar im Kino

Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Ein Gebot, das immer wieder Auslöser blutiger Kriege war. Wie schmerzlich es ist, wenn derselbe Absolutheitsanspruch die Beziehung zwischen Eltern und Kindern beherrscht, muß die 15jährige Astrid am eigenen Leib erfahren. »Ich lebte in ihrem Schatten«, beschreibt sie zu Beginn des Films das Verhältnis zu ihrer Mutter (Michelle Pfeiffer als grausame Göttin). Abgöttisch hängt die Tochter an der kapriziösen Künstlerin, der Vernissagen wichtiger sind als Elternabende. Astrid verehrt, imitiert und fürchtet ihre Mutter. Denn wehe dem, der ihr die Anbetung verweigert. Der Geliebte der Mutter büßt seine Trennung von ihr mit dem Leben: Sie vergiftet ihn mit dem Blütensaft des weißen Oleanders, einem Gewächs – Achtung Symbolik! – so schön und gefährlich wie sie selbst. Als die Mutter ins Gefängnis muß, beginnt für Astrid eine Odyssee durch zahllose Pflegefamilien und Heime.

Der britische Regisseur Peter Kosminsky hat die Romanvorlage von Janet Fitch unprätentiös und ohne Effekthascherei verfilmt. Die Kamera nimmt oft den Blickwinkel des Mädchens ein. Der bewußte Einsatz von Musik und Handkamera schafft eine realistische Atmosphäre und verhindert, daß die Story ins Kitschige abgleitet. Und er zeigt, daß Regisseur Kosminsky sein Handwerk beim Dokumentarfilm gelernt hat. »Weißer Oleander« ist seine erste Kinoproduktion. Die gut gemeinte Werktreue führt allerdings dazu, daß er möglichst viele Stationen der Buchvorlage hastig abarbeiten will und sich in Episoden verbeißt, deren Sinn für den Zuschauer unverständlich bleibt.

Trotzdem wird Astrids Weg überzeugend nachgezeichnet: Vom Ebenbild der Mutter verwandelt sie sich in die Doppelgängerin ihrer Pflegemütter. Eine – wenn auch fragile – Selbstfindung gelingt ihr erst, als sie ihre besitzergreifende Über-Mutter, die noch aus der Haft heraus das Leben der Tochter manipuliert, entthront.

Konkret 02/03, S. 55

Frauke Döhring

Film des Monats

Good bye Lenin

Regie: Wolfgang Becker; mit Daniel Brühl, Katrin Saß; BRD 2003 (X-Verleih); 120 Minuten; ab 13. Februar im Kino

Sommer 1990. Im Osten Deutschland feiert der Kapitalismus seinen Siegeszug. D-Mark und McDonalds, Bananen und BMW erledigen in Windeseile 40 Jahre Sozialismus. Einzig in Ostberlin, im Schlafzimmer einer 79 qm-Plattenbau-Wohnung, ist alles ganz anders. Hier läßt Alex (Daniel Brühl), Sohn einer engagierten DDR-Bürgerin (Katrin Saß), das untergegangene Land wieder auferstehen. Mit Resopalmöbeln und Spreewaldgurken, mit Leninbüste und vergilbter Mustertapete, mit alten und bald auch selbst gefertigten Videoausgaben der »Aktuellen Kamera«. Nicht aus freien Stücken; ihn treibt die Angst, seine Mutter könnte sterben. Sie hat den Fall der Mauer nicht miterlebt, lag nach einem Herzinfarkt acht Monate im Koma. Nach ihrem Erwachen muß neue Aufregung um jeden Preis vermieden werden – was bleibt, als ihr vorzuspielen, nichts habe sich verändert? Es sei alles so wie immer, oder wenigstens: fast wie immer ...

Ein hinreißender Plot, den sich das Autorenduo Bernd Lichtenfeld und Wolfgang Becker für Beckers neuen Film ausgedacht hat. Die Realität wird umgedeutet, weil es um Leben und Tod geht – das erinnert zumindest von fern an Benignis »Das Leben ist schön«, hat hier freilich eine extrem skurrile Färbung. Vor allem bietet der Film die Gelegenheit, sich noch einmal in die Atmosphäre von Honeckers Arbeiter- und Bauernstaat hineinzubegeben.

Es gibt keinen Filmemacher in Deutschland, der mit soviel Liebe zum Detail arbeitet wie Wolfgang Becker. Schon in »Kinderspiele« (1993), dem Drama einer Kindheit, meinte man, den Mief der sechziger Jahre förmlich im Kino zu riechen. Dann folgte 1997 »Das Leben ist eine Baustelle«, der Film zum Lebensgefühl der Neunziger in Berlin. Ein Gespür für Atmosphäre, dafür, wie das Politische und das Private ineinander greifen – das prägt die Handschrift des Regisseurs.

1994 hatte er mit den Kollegen Tom Tykwer, Dani Levy und dem Produzenten Stefan Arndt die nun auch international anerkannte X-Film-Produktion gegründet. Anders als seine Kollegen läßt sich Becker allerdings unverschämt viel Zeit für seine Filme. Fünf Jahre hat es diesmal gedauert – aber dafür ist seine Regie schon in den ersten Sekunden zu erkennen. An dieser Re-Inszenierung der DDR-Verhältnisse stimmt einfach alles, vom Resopaltisch bis zum VEB-Getränkekombinat Leipzig. Und Becker versteht es, das Absurde der Situation bis ins Groteske auszureizen. Wenn etwa Alex seiner Mutter, die plötzlich Appetit auf Spreewaldgurken verspürt, den Wunsch erfüllen möchte und feststellen muß, daß in den Supermarktregalen zwar x Sorten Gurken im Glas stehen, aber alle aus Holland kommen. Irgendwann geht er dazu über, Marmelade, Gurken und anderes in alte, vom Müll aufgelesene Gläser umzufüllen. Bizarr und traurig zugleich ist das. Weil man immer weiß, daß er dies im Wettlauf tut gegen Krankheit und Tod.

Zum Glück bricht der Film jede »DDR-Nostalgie«. Er hält die Balance zwischen Tragik und Komik, inszeniert ein Spiel zwischen Trauer und Groteske. Natürlich wirkt das alles im Rückblick entsetzlich lächerlich und piefig. Man schwankt als Zuschauer zwischen Lachen und Weinen, wenn bei der Geburtstagsfeier für die im Bett liegende Mutter zwei Knaben in Pionierkostüm ein Lied der Heimat vortragen – heimlich gesponsert von Alex und der D-Mark. Aber auch in diesen Szenen kippt das Geschehen nicht ab in Klamauk. Becker lacht nicht über die, die nichts zu lachen hatten. Ein paar einmontierte dokumentarische Bilder zum 40. Geburtstag der DDR genügen, um die innere und äußere Klemme des Systems lebendig werden zu lassen: die alten Herren des ZK, die Uniformen, die Parolen, die absurde offizielle Sprache. Und schließlich wird die Dimension der deutschen Zweistaatlichkeit gespiegelt in der Geschichte von Alex' Familie.

Lügen und Geheimnisse: Der Vater war nach einem Kongreß im Westen untergetaucht. Die Mutter blieb mit den Kindern im Osten und kompensierte die Trennung der Familie mit gesellschaftlichem Engagement. Das sind die Fakten – was dies an seelischen Verletzungen bei Eltern und Kindern hinterlassen hat, schimmert nun durch. Becker erzählt diese Geschichte zum Glück ganz selbstverständlich und nüchtern. Gerade deshalb entsteht eine bewegende Szene, die fast ohne Dialog auskommt, als sich Vater und Sohn nach Jahren wieder begegnen. Burghart Klaußner, der den prügelnden Vater in »Kinderspiele« gab, ist hier als Vater das Gegenteil, behutsam und zurückgenommen in einer Nebenrolle.

Lügen und Geheimnisse: Der Titel des Mike-Leigh-Films könnte auch über Beckers Film stehen. Schon weil er sich am britischen Cinema eines Leigh, Ken Loach oder auch Stephen Frears orientiert. Bei ihm tauchen Menschen auf, die man im deutschen Kino sonst kaum sieht. Ganz normale Menschen eben, die gegen die Arbeitslosigkeit kämpfen und gegen die Tücken des Alltags, Menschen auf der Suche nach ein wenig Glück in unsicherer Zeit. Für solche Figuren braucht es gute Schauspieler, und die hat der Regisseur gefunden: Daniel Brühl und Katrin Saß, Florian Lukas in seinen herrlichen Auftritten als Nachrichtensprecher der »Aktuellen Kamera«, um nur einige zu nennen.

Ist »Good bye Lenin« nun der lang erwartete Film zum Fall der Mauer? Das ist vielleicht gar nicht die Frage. Wichtiger scheint, daß hier jemand ein subversives Gedankenspiel wagt: Die DDR, wie sie hier für eine einzige todkranke Zuschauerin inszeniert wird, entpuppt sich nämlich zunehmend als eine ganz andere als die, die es 40 Jahre lang tatsächlich gab. Im Schlafzimmer von Alex' Mutter entsteht eine zwar kreuzbiedere, absurde, aber doch auch irgendwie in ihrer Langsamkeit liebenswerte Welt. Wäre die DDR so gewesen – wäre die Geschichte dann anders verlaufen? Denn daß sie etwas verloren haben, das merken die Ostler schnell. So entwirft der Film auch die Utopie eines ganz anderen Geschichtsverlaufs. Freilich: So naiv und nur aufs Private bezogen diese Utopie auf den ersten Blick daher kommt – so wenig eindeutig ist sie dann doch. Denn dazu sind die Figuren zu sehr gebrochen und vielschichtig. Wenn sich am Ende rausstellt, daß selbst die Mutter gar nicht die überzeugte DDR-Bürgerin war, die sie vorgab zu sein, dann ist das die logische Konsequenz einer ganz und gar absurden politischen Situation.

Mit »Good bye Lenin« zeigt sich Wolfgang Becker erneut als ein Künstler, der deutsche Geschichten erzählen und sie gleichzeitig in einen universellen Rahmen stellen kann. In der vielleicht überraschendsten Szene von »Good bye Lenin« zitiert er Theo Angelopoulos, Federico Fellini und Francis Ford Coppola. Gleichzeitig. Becker kann sich das leisten.

Konkret 02/03, S. 56

Georg Seeßlen

Ein Western auf dem Mars

Martin Scorseses □ Gangs of New York□ beschreibt eine gesellschaftliche Ordnung, die sich durch ihre eigenen Gesetze zerstört.

Es ist ein gern vergessenes Stück der amerikanischen Geschichte, an das Scorsese erinnert, ein Stück der Geschichte New Yorks und einer Gesellschaft, die sich gern als kultureller und sozialer Schmelztiegel begreift und in Wirklichkeit doch immer nur der Hexenkessel war, den Scorsese in den meisten seiner Filme beschrieben hat. Er hat für seinen neuen Film eine detailversessene Quelle benutzt, das gleichnamige Buch von Herbert Asbury aus dem Jahr 1928, das die Bandenkriege um 1863 beschreibt – und damit ein Stück aus dem Unterbewußtsein der Stadt.

Auf ihrem Weg nach Amerika mußten die Einwanderer durch die Hölle von Five Points, wo sich die ersten weißen Amerikaner mit barbarischer Gewalt gegen die Neuankömmlinge wehrten. Und während Präsident Lincoln seinen Krieg gegen den Sklavenhalter-Süden führte, wurden die Ghetto-Bewohner zwangsweise zum Militärdienst gepreßt. Der Hafen, eine ausgesprochen sarkastische Einstellung bei Scorsese, ist ein Menschenumschlagplatz: Massen von armen Einwanderern kommen mit einem Schiff an, mit dem nächsten fahren sie an die Front, und ein anderes bringt sie in ihren Särgen zurück. Nur die Reichen können sich freikaufen. Gegen diese Zwangsrekrutierung kommt es zu einem Aufstand, der mit der ganzen Macht des Staatsapparats, unter Einsatz des Militärs gegen die eigene Bevölkerung, niedergeschlagen wird. Die Beseitigung der Trümmer, in die man dabei einen Teil der Stadt legte, werden als Maßnahme der Modernisierung und Urbanisierung inszeniert. So wird, Schicht für Schicht, Amerika zu Amerika. Aber das ist schon nicht mehr Teil dieser Erzählung von den »Gangs of New York«.

Amerika ist für viele Europäer eine Verheißung. Aber mit wenigen Einstellungen macht Scorsese klar: Amerika ist ein Schock, eine Schule der Gewalt und der Korruption, und die Mafia ist offensichtlich nicht, wie es offiziell heißt, so etwas wie ein Parasit, der die frühe urbane Gesellschaft der Neuen Welt als unangenehme Begleiterscheinung der Einwandererströme befallen hat, sondern die Grundbedingung ihrer Entstehung, die Grundbedingung der neuen Form des Kapitalismus. Die Herrschaftsform, von der »Gangs of New York« handelt, ist eine Herrschaft im Ghetto, die sich mit der Herrschaft von Geld und Politik arrangiert. Es herrscht ein rassistischer Krieg zwischen den »Natives«, den protestantischen Amerikanern aus England, Holland und Deutschland, und den neuen Einwanderern: den katholischen Iren zuerst, später den Italienern und Spaniern.

Wir befinden uns in unterirdischen Gängen und Höhlen, die sich die irischen Einwanderer in die Felsen gegraben haben. Die Menschen sind in Lumpen gewandet; Hunderte statten sich mit primitiven Waffen aus. Als einen Western, der auf dem Mars spielt, hat Scorsese einmal seine Idee zu diesem Film bezeichnet, und im Blick auf den Kampfplatz verstehen wir, was er damit gemeint haben könnte. Es ist eine archaische Mischung aus mittelalterlichem Dorf und modernem Slum, eine Zone des Elends.

Die »Native Americans« zelebrieren einen bizarren Kult des Patriotismus: die amerikanischen Symbole sind für sie allein maßgebend. Die Iren mit ihren katholischen Ritualen erscheinen ihnen als Affront gegenüber den Freiheiten, denen ihre Väter Blut und Leben geopfert hatten. Die Frage ist, ob der Natives-Anführer Bill the Butcher selber an seine rassistische Ideologie glaubt, oder ob sie ihm nur Instrument seiner Herrschaft ist. Die Frage, so sagt Scorseses Film, ist so einfach nicht zu beantworten.

Aber die neuen Bürger waren auch eine Manövriermasse in den Machtkämpfen der Stadt. William Marcy »Boss« Tweed (Jim Broadbent), der Herrscher in Tammany Hall, der Machtbasis der Demokratischen Partei und ihrer käuflichen Politik, versuchte die Emigranten auf seine Seite zu ziehen, indem er sie mit dem Nötigsten versorgte. Die einen werden zu Schlachtvieh, die anderen zu Stimmvieh. Tweeds Verständnis von Demokratie ist einfach: »Nicht die Wahlzettel machen die Wahl aus, sondern die Zähler. Also zählt weiter.« (Bei dieser Szene nicht an Florida und Bush junior zu denken, fällt zumindest amerikanischen Zuschauern schwer.) Aber Tweed spielt ein riskantes Spiel zwischen den Fronten. In einer Szene sehen wir, wie sich die verschiedenen politischen Kräfte darauf einigen, daß vier Männer öffentlich aufgehängt werden in Paradise Square, und damit ist klar, welche Funktion die Todesstrafe hat. Scorseses Film zeigt nicht Geschichte, er sieht sie mit den Augen seiner Protagonisten, das heißt: mit geblendeten Augen. Denn was sie sehen, ist genug, um den Glauben an die Außenwelt zu verlieren, daher glauben sie an sich selbst. Diesen Fehler werden die Ghetto-Bewohner bis zu Scorseses »Mean Streets« wiederholen.

In den Höhlen unter den Häusern Manhattans also bereiten sich irische Einwanderer vor wie zu einer heiligen Handlung im Zeichen des toten Kaninchens. Ein Mann namens Priest Vallon (Liam Neeson) steht an der Spitze der Dead Rabbits. An der Hand führt er seinen kleinen Sohn Amsterdam, als er seine Leute zur Schlacht gegen die Männer von Bill the Butcher (Daniel Day-Lewis) führt.

Man kann es durchaus so sehen, wie uns spätere Einstellungen nahe legen werden: Bill the Butcher ist Gott und Teufel in Five Points, und Amsterdam Vallon (Leonardo DiCaprio) zugleich der Rebell, der Sohn und der Erlöser. Entsprechend zerrissen ist dieser Charakter. Es ist Haß, der ihn leitet, doch dann entsteht etwas, das mehr ist als nur die übliche Bewunderung für und Faszination durch den Feind, es liegt etwas von Liebe und Selbsterkenntnis darin. Darum wandelt sich seine Motivation, und DiCaprio macht das durch eine vergleichsweise einfache Verwandlung seines mimischen Grundcodes deutlich: Es ist nicht mehr der Grimm, der die Züge verdüstert und ihn zum Mord an diesem König der Unterwelt bestimmt, sondern ein historischer und moralischer Auftrag, das Wissen darum, daß nur durch diesen Mord ein anderes Leben möglich sein wird.

Aber im Augenblick ist das alles fern, eine Möglichkeit im Blick des kleinen Jungen, der seinen Vater mit den Seinen in den Kampf ziehen sieht. Es folgt eine gnadenlose Schlacht, deren Intensität an die Einstellungen im Boxring von »Raging Bull« erinnert. Der Zuschauer fürchtet um seine eigene Haut. Am Ende liegen zahlreiche Tote in Schlamm und Schnee, darunter auch Priest, dessen Tod durch Bill the Butcher den Kampf beendet hat. Amsterdam muß das schwere Sterben seines Vaters in sich aufsaugen, bis er von ihm durchdrungen ist, während der Blick des Metzgers auf ihm lastet. Das Sterben und das Sehen, wir kennen diese furchtbare Gleichung aus »Goodfellas«. Jetzt erst erfahren wir, wo und wann wir uns befinden: New York City 1846.

Amsterdam verschwindet in einem Waisenhaus-Gefängnis. Als er entlassen wird, ist er gerade zwanzig. Er kehrt zurück nach Five Points, denn er hat nur Rache im Sinn. Aber mittlerweile kontrolliert Bill nicht nur seine Native Americans, sondern auch die irischen Gangs, oder das, was von ihnen übrig geblieben ist. Five Points ist sein Königreich.

Bill erkennt sehr schnell in dem ruhigen, furchtlosen jungen Mann, der sich in einem Boxkampf bewährt, ein Gegenbild zu den Speichelleckern und Angsthasen, die ihn umgeben. So wird Amsterdam einer der Favoriten im engsten Umkreis von Bill the Butcher, bald so etwas wie ein Sohn – und wartet geduldig auf die Gelegenheit zum Mord. Die Figuren sind gestellt, die Tragödie kann ihren unruhigen Lauf nehmen. Aber statt sich, wie man erwartet, zuzuspitzen, fasert die Handlung nun aus, die Beziehungen werden komplizierter, die Handlungen fragwürdiger, kurze Wege werden lang, und enge Räume dehnen sich aus.

Jede neue Situation, in der sich Amsterdam bewährt, vertieft die eigenartige Vater/Sohn-Beziehung. Schließlich rettet Amsterdam Bill sogar vor der Kugel eines bürgerlichen Attentäters im Theater. Will er damit nur sicherstellen, daß er seine eigene Rache vollziehen kann, oder handelt er hier wie ein Sohn, der instinktiv den Vater schützt? So wie er am Beginn den Vater nicht schützen konnte, und als könnte er mit dieser Tat das Trauma der Untätigkeit und des Verlustes in der ersten Schlacht wiedergutmachen? Er scheint es selbst nicht zu wissen.

Bills Königreich ist aber nicht nur von innen und außen bedroht, sondern auch durch seinen Herrscher selbst. Wenn wir sehen, wie Bill mit seinen Messern spielt, immer nahe daran, sich zu verletzen, dann sehen wir auch, wie er mit seinem Königreich spielt, das aufgebaut ist auf der Angst, die er und seine Leute verbreiten, und auf der Angst, die ihn selber schüttelt. Er ist so wenig ein Monster wie Amsterdam ein strahlender Held. Es ist der intimste Moment des Films, in dem Bill Amsterdam zugleich sein eigenes wie das Wesen seiner Herrschaft erklärt. Bill the Butchers Rede von der Angst ist Summe (für Scorseses Arbeit) und Prophetie (für die amerikanische Geschichte durch Vietnam bis zum Wüstenkrieg und so weiter auf den Mars, wo der Angst-Western künftig spielen wird).

Noch bleibt die Rachegeschichte eher durch Suspense und eine Liebesgeschichte retardiert als durch eine Veränderung der Perspektiven. Denn seine Beziehung zu Jenny Everdeane (Cameron Diaz) kompliziert Amsterdams Mission noch. Eine Beziehung, die tief in die Scorseseschen Sexual- und Familien-Mythen führt, und doch nicht zu tief, daß wir nicht auch ein Modell der sexuellen Ökonomie einer terroristischen Herrschaft erkennen könnten. Jenny (der bekennende Brecht-Leser Scorsese wird sich auch bei diesem Namen etwas gedacht haben) führt selber eine Gang von Diebinnen. Sie bereichert sich nicht, um ihr Regime zu stärken, sie träumt davon, diese Hölle zu verlassen; sie will in den Westen (ein direkter Verweis auf die nächsten Kapitel in der amerikanischen Geschichte). Und sie ist die einzige, die sich um die Grenzen von Five Points nicht schert und ihre Diebeszüge in die Wohngegenden der Reichen ausdehnt.

Bis dahin ist der Film vielleicht eine Splatter-Version einer Dickens-Phantasie. Aber Bill the Butcher wächst über diese Form der sozialen Groteske hinaus. Näher an einer Verkörperung des Teufels war noch kein Scorsese-Charakter; er ist nicht nur Täter, sondern auch ein Philosoph des Bösen. Er ist ein Schlächter und zugleich ein Künstler.

Eine Brechtsche Parabel von der Herrschaft, eine Shakespearsche Tragödie und ein Dickensscher Blick auf Elendstypologien, die Illustration einer verdrängten Episode der Geschichte mit überdeutlichen Bezügen zur Gegenwart (merkwürdig, wie wenig die amerikanische Kritik davon sehen will) und schließlich: ein »Western auf dem Mars«. Das ist schon eine Menge an möglichen Lesarten für eine Filmgeschichte, die noch nicht einmal eine halbe Stunde alt ist.

Amsterdam folgt Jenny in die Straßen der Reichen, eine radikal andere Welt. Ein perfektes Mischbild aus Analyse und Biographie: »Die meisten Einwanderer«, erinnert sich Scorsese an seine Kindheit, »vegetierten am Rande des

Existenzminimums, wenige Straßen weiter aber präsentierte sich unvorstellbarer Luxus und Reichtum. Diese Gesellschaft, das begriff ich, war geteilt in zwei Klassen.« Sie war es vordem, und sie ist es immer noch.

Die erwähnte Szene, in der Bill Amsterdam seine Angst gesteht, zeigt ihn, in eine amerikanische Fahne gehüllt, neben dem Bett sitzend, in dem sich Amsterdam und Jenny gerade zum ersten Mal geliebt haben. Wir haben ein System des Films verstanden: Die einzelnen »Zellen« der Handlung erscheinen als Schlüssel zu den anderen, aber die Räume, die sie jeweils öffnen – Tragödie, Geschichte, Psychoanalyse undsoweiter – , führen immer wieder nur zu anderen, und am Ende dieses Films ist man hinausgestoßen in eine mythen- und also trostlose Welt der zynischen Faktizität der Macht. »Gangs of New York« ist nicht nur ein Film, den man unterschiedlich »lesen« kann, sondern jede Sequenz enthält eine eigene Leseanleitung. Am Ende erkennt man vielleicht, daß man keiner hat trauen dürfen. Aber dann ist es zu spät.

Amsterdam ist, mit einem ebenso grimmigen wie offenen Gesicht, eine Art unbeschriebenes Blatt, ein leeres Zentrum, das sich mit jeder Aktion füllt. Ein Oliver Twist, der von seiner toughen Jenny seine Lektionen erhält, noch mehr aber vom Objekt seines Hasses, Bill the Butcher. Der bringt ihm an einem toten Schwein bei, die richtigen Messerstiche zu setzen, um einen Gegner auf angemessene Weise zu töten. Fleisch ist das zentrale Bild, blutiges Fleisch.

Jenny, die selbstbestimmte Frau, ist schnell von Amsterdam abhängig geworden. Das »ödipale« Dreieck, das sie damit geöffnet hat, ist tödlich genug. Bill the Butcher kann wohl ihre relative Freiheit akzeptieren, nicht aber den anderen Mann. Die Vollendung dieser bizarren Familie, ihr Augenblick der Wahrheit, ist zugleich auch Ausgangspunkt des Zerfalls. Amsterdam wartet auf den Augenblick der Rache, Jenny will fort von hier, und Bill sehnt sich nach dem Ende der Angst. Scorsese zeigt diese Situation sehr einfach: Man sucht die Nähe des anderen, aber man sieht ihn nicht.

In einer wundervollen Inversion ist es Amsterdam, der in jenem Theater, auf dessen Bühne zuvor der »Befreier« Lincoln parodiert worden ist, seine Rache an Bill vollenden will. Der Mythos des Präsidentenmordes bekommt eine andere Lesart. Aber da hat Bill the Butcher längst von Amsterdams wahrer Identität erfahren und nimmt sich sein Opfer mit den Schlachtermessern vor.

Und doch kann er den Verräter Amsterdam nicht töten. Vielleicht braucht das terroristische System die Neuauflage des Kampfes. Amsterdam, halbtot, wird in den Katakomben wieder gesund gepflegt und zum Führer der sich neu formierenden Dead Rabbits, der Iren gegen die Natives. Die große Schlacht, mit der alles begann, muß noch einmal stattfinden, als ihre Revision, als das Ritornell des Rituals, das die terroristische Herrschaft der Angst benötigt. Haben wir über der Tragödie die Geschichte vergessen, über dem Eros die Materialität der Gewalt, über der Herrschaft der Angst die Herrschaft des Geldes? Nachträglich wird uns bewußt, daß Scorsese uns immer wieder darauf hingewiesen hat, wie wenig Five Points »die Welt« ist, und wer da hinein regiert und manipuliert. Aber Fleisch und Blut, Begierde und Angst haben uns eben abgelenkt.

Die scheinbar so klar gezogenen Grenzen zwischen dem Elend und der Gewalt in den Slums und dem Reichtum und der Sicherheit in Uptown New York brechen im Sommer 1863 zusammen. In New York kommt es zu einer vier Tage andauernden blutigen Revolte gegen die Privilegierung der Reichen, die schließlich durch massiven Militäreinsatz und den Beschuß des Viertels beendet wird. Die Einwohner von Five Points waren weit davon entfernt, sich für Lincolns Krieg einzusetzen. Der nächste rassistische Schub richtete sich vielmehr gegen die afroamerikanischen Sklaven, deren Befreiung dieser Krieg vorgeblich diente. Unter dem amerikanischen Bürgerkrieg liegen viele amerikanische Bürgerkriege.

Und kein Scorsese-Film hat so genau auf die Mechanik des Klassenkampfes geachtet: »Gangs of New York« ist eine Tragödie der Ohnmächtigen und eine Farce der Macht. Die Kanonenschüsse, mit denen am Ende einer Welt der Garaus gemacht wird, die sich ganz buchstäblich aus dem Schmutz der Straßen, den Erinnerungen und den Leidenschaften gebildet hat, diese Kanonschüsse sind in ihrer Wirkung vollkommen absurd gegenüber dem Geschehen, das sie zerstören. Nach den vielen Blutbädern, Morden und Intrigen reguliert die herrschende Klasse die Verhältnisse in einer vollkommen anderen »Sprache«. So blicken Amsterdam und Bill, im Schlamm vereint in ihrem letzten Kampf, auf den mannigfachen Tod, der von oben kommt, auf die Reihen der Soldaten, die ihr Massaker anrichten, ohne daß sich jemand wehren kann, auf eine Gewalt, die sie, die geborenen und verdammten Gewalttäter, nicht verstehen.

Wie die meisten der großen Filme Scorseses erzählt auch dieser zunächst eine überaus einfache Geschichte, deren Bedeutung sich erst in den Bildern offenbart. Diese Geschichte ist sich ihrer Herkunft aus den verschiedensten Traditionen des Erzählens so bewußt, daß sie sie beständig offenbart: die Beziehung zur Shakespearetragödie, zum amerikanischen Nationalepos, zum Western, zum Melodrama. Aber jeder dieser Hinweise ist auch trügerisch und verweist eher auf Brüche als auf funktionierende Traditionen. »Gangs of New York« ist auch ein großer Film übers Film-Erzählen.

Zweifellos spielt neben Tragödie, Farce, Parabel, Zeitbild und Psychodrama das Element der Verführung, die Faszination, die von dem »Faschisten« Bill the Butcher ausgeht, eine entscheidende Rolle. Sie aktualisiert auch eine Debatte um unser filmisches Empfinden: Ist ein Film über einen Rassisten nicht automatisch ein rassistischer Film? Einige Kritiker werfen dem Regisseur diese Faszination vor, andere phantasieren sich das zynische Ende zu einer Erlösung um (so als wollte der Film zeigen, was Amerika überwunden habe, und nicht das, was in ihm wirkt). Scorsese setzt seine Methoden der

Verfremdungen hintergründiger ein als gewohnt, und man mag darüber spekulieren, wie sehr dies eine absichtliche Provokation ist oder dem Umstand geschuldet, daß der Regisseur beim Kampf um den Endschnitt mit Miramax nicht jede Runde gewonnen hat. Verzichten wir auf eine Teilnahme an dem in den USA gepflegten Ratespiel, wie sehr wohl der Produzent Harvey Weinstein, ohne den ein Film wie dieser nicht auf den Markt gekommen wäre, ein Bill the Butcher und Martin Scorsese ein Amsterdam Vallon der Filmproduktion ist.

Der Text ist ein redaktionell bearbeiteter Auszug eines Kapitels aus Georg Seeßlens Buch □ Martin Scorsese□ , das zum Filmstart von □ Gangs of New York□ im Bertz-Verlag erscheint.

»Gangs of New York« wird am 15. Februar als Abschlußfilm der Berlinale gezeigt, ab 20. Februar startet er bundesweit in den Kinos.

Herbert Asburys Buch *Die Gangs von New York* ist bei Heyne erschienen.

Georg Seeßlen schrieb in KONKRET 12/02 über Kunst im Baumarkt

Konkret 02/03, S. 59

Oliver Maria Schmitt

Der Berufsärgerer

Chlodwig Poth, Zeichner, Schriftsteller und Mitbegründer der Neuen Frankfurter Schule, hat seine Autobiographie geschrieben.

Was macht einer, den das Augenlicht verläßt? Der mit Leib und Leben Zeichner ist, in dessen Adern seit seiner Geburt im Jahre 1930 Tusche fließt, und der nun, wegen eines erblichen Augenleidens, nicht mal mehr lesen kann? Er schreibt. Mühsam, mit Hand und Füller, in großen, wunderschön kalligraphierten Buchstaben, Blatt für Blatt, bis sein Zeichnerleben stapelweise vor ihm liegt.

Die Protagonisten der Neuen Frankfurter Schule, dieses Künstler- und Satirikerkreises um die Herren Gernhardt, Bernstein, Henscheid, Traxler etc., sind längst in die Phase ihrer Historisierung getreten: Zu F. K. Waechters 65. Geburtstag wurde im Frankfurter Caricatura-Museum gerade eine monumentale Retrospektive eröffnet, und Chlodwig Poth hat nun als erster seine Autobiographie vorgelegt. Weil er mit seinem traurigen Schicksal nicht länger hadern mochte: »Ist es nicht auch eine Fügung, daß ich heute nicht mehr lesen, aber noch schreiben kann? Würde dieses Buch sonst entstehen können?«

Kaum. Und da ich selbst in diesem Buch gelegentlich vorkommen darf, dies obendrein mit sehr schmeichelnden Apostrophierungen, werde ich natürlich den Teufel tun und Poths Selberlebensbeschreibung einer argwöhnisch prüfenden Betrachtung unterziehen. Nein, arglos bejubeln will ich die im übrigen auch schön mit Zeichnungen und Fotos ausstaffierte Autobiographie eines Mannes, der die Geschicke unseres Landes seit mindestens 1944 bis heute zeichnend, schreibend, malend und sonstwie kritisch kommentierend begleitet hat.

Nun erfährt man mehr über das Leben des Langstreckensatirikers. Wir dürfen dabeisein, wie der Dreizehnjährige aufgeklärt wird: »Der Opa in Leipzig ist Jude. Mutti ist demnach Halbjüdin und du bist Vierteljude.«

Was den Pimpf sofort auf die Palme bringt: »Fast sofort baute sich in mir ein empörter Stolz auf oder eine stolze Empörung. War ich nicht blond? Mein Haar war nicht strohblond, aber auch nicht braun. Und meine Augen waren blau. Mein Kopf war schmal und meine Stirn hoch wie bei den rassereinen ›Ariern‹, die in meinem Biologiebuch abgebildet waren.«

Während die alliierten Bomber über Berlin brummen, zeichnet Klein-Chlodwig seinen Alltag. Nachts, im Luftschutzkeller, reicht er stolz seine Zeichnungen herum. Auch ein NS-Führungsoffizier bekommt das Bild zu sehen, auf dem ein Parteifunktionär seinen verdutzten Volkssturmern erklärt, wie sie den herannahenden Russen den damals vor allem von Goebbels beschworenen »Wall aus Menschenleibern« entgegensetzen sollten: »Hier werden wir gegebenenfalls einen Wall von Menschenleibern bilden. Zuunterst legen sich Herr Meier, Herr Machulke und Herr Dittberner.« Was der Nazi gar nicht komisch findet und den vierzehnjährigen Jungsatiriker anherrscht, das Blatt schleunigst verschwinden zu lassen.

Immer wieder kontrastiert Poth die grassierenden Zeitläufte mit seinem persönlichen Werdegang als Zeichner, wann er wo welche Themen in welcher Technik zu Papier brachte und warum. Von den Anfängen bis heute. Und nicht selten staunt der alte über den jungen Poth: daß er sich als Dreikäsehoch ein Pseudonym namens »Clopoth« zulegte, daß er sich in der Schule Scherzbroschüren und Witzkataloge der Firma »Lächelpups und Co. KG« ausdachte: »Schon wieder so ein Name, der mir zutiefst peinlich ist ... War das meine Fäkalphase?« fragt er fassungslos und erspart sich und uns zum Glück tiefergehende Analysen.

Denn Lebensstoff zum Ausbreiten ist genug vorhanden: Die Gründungsgeschichte zweier Satiremagazine, »Pardon« und »Titanic«, will erzählt werden, ebenso die Tätigkeit als Krisenberichterstatter des vermeintlich »progressiven Alltags« der Post-68er – eine gleichnamige Stripserie verkaufte sich Mitte der Siebziger zu Hunderttausenden und wurde zu Poths größtem Bucherfolg. Historie und Haarwuchs werden kühn kurzgeschlossen: »An den Universitäten brachte die große Koalition die APO hervor, und als deren satirisches Sprachrohr verstanden wir uns. Ich ließ mir einen Bart wachsen.«

Den hat er Helmut Kohl bis heute voraus, aber wir erfahren noch mehr über des Zeichners lebenslange Beziehung zu »Birne« Kohl, mit dem Poth nicht nur durch den ähnlich einsilbigen Nachnamen verbunden ist: »Der gewaltige Mann ist genau einen Tag vor mir auf die Welt gekommen, weswegen ich ihm immer etwas mehr Zuneigung zuteil werden ließ, als er es verdient hätte.« Das nutzt Kohl aber nichts. Auch er kriegt, angelegentlich Poths verzweifelter Anrufung eines höheren Wesens, sein Fett weg: »Ihn segnest DU mit einer geradezu beleidigenden Strotzgesundheit und Beleibtheit, ihm, der ein Leben lang Brillenträger war, schenkst DU die Fähigkeit, auf seine alten Tage ohne Sehhilfe auszukommen. Was für eine bodenlose Ungerechtigkeit«, schimpft Poth und ist ganz in seinem Element.

Am stärksten nämlich ist Poth – und war es schon immer – wenn er sich ärgert. Als Satiriker sei man schließlich ein »Berufsärgerer«, teilte er gelegentlich mit, und diesen Beruf nimmt er ernst. Sei es in der nach Paprikachips muffelnden Straßenbahn, wo »Damen aus offensichtlich besseren Kreisen in aller Öffentlichkeit Stinkzeug in sich hineinmampfen«, sei es vor dem heimischen Fernseher in Sossenheim, wo Poth, der praktisch siebzig Jahre lang dem Jahrtausendwechsel

entgegengefiebert hat, an Silvester 1999 entsetzt »das übliche Geblödel und Gehampel« miterleben muß: »Mir wurde aus einem oberhessischen Nest berichtet, wo sich Durchschnittsdeppen als alte Germanen kostümiert hatten, die Humpen schwangen und Urlaute ausstießen, oder das, was sie dafür hielten. Ich sah einen Sänger eine Polonaise anführen – diesen fürchterlichen Mann, der uns seit Jahrzehnten seine Augen vorenthält und uns statt dessen mit einem kanariengelben Toupet zu entschädigen versucht – durch ein Gewühl von Halbglatzen, Prallkörpern, Schwellbusen und Smokingwänsten.«

Das liest man gerne. Gerne hätte man auch mehr über Poths Karriere als überzeugter Marihuanakonsument gelesen, mehr über seine Tätigkeit als Romancier und Schriftsteller. Gerade ist aber im heldenhaften Oktober Verlag zu Münster Chlodwig Poths bereits 1975 vorgelegter Kriminalroman *Kontaktperson* wieder erschienen, so daß der geneigte Leser mit der Geschichte um Kommissar Schygulla und dessen Bemühungen, in militanten Hausbesetzerkreisen Virenwirte auszumachen, eine weitere Facette des Pothschen Multitalents kennenlernen kann.

Wenn nun auch noch Poths schöner Liebes- und Beziehungsroman *Die Vereinigung von Körper und Geist mit Richards Hilfe* aus dem Jahr 1980 wieder aufgelegt wird, darin der Held verzweifelt versucht, die körperliche Vereinigung mit seiner Frau unter Zuhilfenahme von reichlich Haschisch und Richard-Wagner-Musik zum singulären Superorgasmus zu steigern, »ein Tripelorgasmus muß es werden, eigentlich sogar ein Quadroorgasmus, oder wie immer die rechte Bezeichnung dafür lauten möge« – dann kann die Poth-Forschung sich wieder auf profundes Quellenmaterial stürzen. Material aus einem rastlos und restlos umtriebigen Künstlerleben.

Dies hat Poth nun aufgeschrieben. Und verknüpft mit seiner jüngeren Passionsgeschichte, dem beständigen Nachlassen der Sehkraft. Was ihn, den Augenmenschen, den scharfen und unbestechlichen Beobachter unserer Republik, unvergleichlich hart trifft. Poth nimmt uns mit in seinen Patientenalltag, schildert die düsteren Wartezimmer der Koryphäen, das bange Warten auf Untersuchungsresultate, den vertrackten Umgang mit Seh- und Zeichenhilfen – und schließlich die Akzeptanz dieses Schicksals, dem wir alle doch auch etwas Gutes zu verdanken haben: dieses Buch.

Chlodwig Poth: *Aus dem Leben eines Taugewas. Erinnerungen*. Ullstein, München 2002, 320 Seiten, 22 Euro

Chlodwig Poth: *Kontaktperson. Kriminalroman.* Oktober Verlag, Münster 2002, 400 Seiten, 25 Euro

---

Oliver Maria Schmitt war Chefredakteur von »Titanic« und ist Autor des Buches »Die schärfsten Kritiker der Elche. Die Neue Frankfurter Schule in Wort, Bild und Schrift« (Alexander Fest)

Konkret 02/03, S. 60

Michael Rudolf

KEIN SCH□NER LAND - Glash□tter auf großer Fahrt

Auf der Suche nach Stadtfreuden setzen nicht wenige Bewohner des Erzgebirges leichtfertig ihr Leben aufs Spiel.

Wenn den Glashüttern die Decke auf den »Kopf« – wollen wir ihren Halspfropfen mal ungeprüft so nennen – wenn den Glashüttern also die Decke auf den Kopf fällt oder es essentielle Verrichtungen zu tätigen gibt, dann nehmen sie diesen Kopf zwischen die Ohren und reisen nach Dippoldiswalde. Das ist eine Stadt. Und sie ist weit weg.

Elftausend Meter. Glashütter sind das Denken in anderen Dimensionen gewohnt. Elftausend Meter! Unmöglich, das exakt nachzuzählen, aber kluge Leute von außerhalb haben die Distanz aufs genaueste vermessen und sie auf große gelbe Schilder geschrieben. Und was geschrieben steht, ist wahr. Das war schon immer so.

Das mit dem Nachzählen ist natürlich Quatsch und bringt ja nichts. Und wenn man Auto fährt, wie soll man da ...? Ist klar. Glashütter fahren nämlich Auto, beziehungsweise alle Glashütter sind privat motorisiert. Und damit ist die Reise eine Sache von Minuten.

Aber was kann nicht alles geschehen auf dieser Strecke. Gefahren lauern überall: dort eine schlimme Rechts- beziehungsweise Linkskurve, da ein zum Baum hochgewuchertes Straßenbegleitgrün, hier ein Ort namens Luchau oder Unterfrauendorf oder vielleicht auch Reinholdshain, dazwischen aggressive Schalentiere, auf denen man ausrutschen, sich die Reifen böse beschmieren kann und und und. Die meisten schaffen es, und erleichtert registrieren sie das landschaftlich reizvoll eingebettete Gewerbegebiet vor den Toren der mächtigen Stadt. Dann folgt nur noch eine Kreuzung und schwupp! steckt man drin im prallen Leben. Aber was für eine Kreuzung! Eine über die Europastraße E 55 Prag-Dresden, verziert mit beglasten Metallkästen, die abwechselnd rot, gelb oder grün funkeln. Die Glashütter freuen sich über das Farbenspiel und interpretieren es als Willkommensgruß und Ankündigung weiterer farbenfroher Freuden. Stadtfreuden.

Von diesen Stadtfreuden gibt es viel zu erzählen. Auf ihrer Jungfernfahrt nach Dippoldiswalde haben es sich die Glashütter zum Ritual gemacht, den im Morgentau seidig glänzenden Belag der E 55 zu berühren. Andächtig streichen sie mit den Fingern der rechten Hand über die Schwarzdecke. Vielleicht erhaschen sie eine Zigarettenkippe oder einen frisch ausgespuckten Kaugummi oder gebrauchte Kondommodelle, was eben so aus LKW-Fahrerhäuschen fliegt. Doch schon bald oder beim zweiten Besuch merken die Glashütter, daß man diese wertvollen Artikel auch frisch erwerben kann. In bunten Schachteln, die es am heimeligen Obertor-Grill gibt. Dann sparen sie sich das Lecken am kalten Asphalt und brausen bei einladendem Rot über den Kreuzungsbereich dem urbanen Leben zu.

Was da für ein Flanieren und Shoppen ist. Harmonisches Gespräch, spontane Paarungen, mal die Sau reinlassen – all das scheint hier möglich. Wenn man die Kreuzungsauslese überstanden hat.

Gleich hinterm Obertorplatz scheint der romantische Busbahnhof auf, in fröhlichem Weinrotfeldgrau gehalten. Überdacht trotzt er den Himmelswassern. Seitlich schimmert ein Arbeitsamt, gegenüber ein Haus, wo Versicherung drauf steht, und in der Mitte ist ein kioskähnlicher Kubus, in dem uns einige Damen unentwegt versichern, sie arbeiteten für das Wohl des öffentlichen Nahverkehrs. Was da für ein lustiges Verstecken ist, wenn die Glashütter Jugendlichen die öffentlichen Toiletten entdecken. Dort gibt es auch das begehrte Toilettenpapier auf Rollen – ein Sammelobjekt für jeden waschechten Glashütter und nützlich obendrein. Das haben sie im Fernsehen gesehen.

Die Busse sind fahrende Freilichtmuseen und erinnern an die Zeit vor der privaten Motorisierung, 1990. Heute dienen sie als Kulisse für anrührende Initiationsriten, wenn die Glashütter Eltern ihre Sprößlinge das erste Mal allein nach Dippoldiswalde reisen lassen, um die Geschlechtsreife der Buben und die Mannbarkeit der Mädel zu testen. Denn man gibt viel auf die Meinung der mondänen Dippser. Fünftausend Menschen können nicht irren.

Eine Art unerbittliche Bewährungsprobe ist es zudem. Was da für ein Bangen unter den Erziehungsberechtigten ist: Werden ihre Nachwüchsler das coole »Schlemmer-Eck« finden? Werden sie immer schön auf den Bürgersteigen bleiben, die sie kaum kennen können, weil sie in Glashütte ja nicht einmal heruntergeklappt werden? Was hat nicht die Stadtreinigung jeden Morgen an jämmerlich verhungerten oder erfrorenen Glashütter Minderjährigen wegzuputzen, die zwischen den schlagartig 18 Uhr hochklappenden Bürgersteigen überrascht und ohne Erbarmen eingeklemmt wurden. Die Übriggebliebenen aber, werden sie Drinky, den legendären Getränkehändler, unten an der Roten Weißeritz, finden, werden sie all die Toilettenpapierrollen unversehrt heim schleppen können? Ländlersorgen. Die Busfahrer schmunzeln nur.

Heimlich und für alle Fälle fahren die Eltern den Kindern nach. Hin und zurück. Dazwischen liegen süße Stunden der Betrachtung und Erkenntnis für die Erwachsenen. Katharina Löbe im majestätischen Haushaltswarengeschäft am Obertorplatz lockt: »Wir verpacken kostenlos ihre Ware als Geschenk.« Was bedeutet das? Das Toilettenpapier ist doch schon verpackt. Schräg, die Herrengasse zum Rathaus hinunter, leuchten Stadtbibliothek und Buchhandlung Bücherfreund.

Dort gibt es zwar kein Toilettenpapier, aber Ähnliches. Außerdem leiht man Toilettenpapier nicht aus, das kauft man, gleich von der Rolle. Soviel wissen die Glashütter.

Und sie wissen, daß auf dieser Gasse Musik & Jeans auf Kunden warten. Oder das Rewe mit seinen schier unermeßlichen Reichtümern an Pampers Baby Dry, Deutschen Suppenhühnern, Schweinekamm mit Knochen, saftig, weil durchwachsen, Landliebe Landkäse oder erlesenem Rosenthaler Merlot Kadarka. Biegen sie vorher rechts ab, zur Großen Wassergasse, finden sie ein reichhaltiges und sicher qualitativ hochwertiges Angebot an Tattoo und Piercing. Aber wozu braucht man das? Das wissen die Glashütter nicht.

So irren sie lieber über den brodelnden Markt. Dort reiht sich Geschäft an Geschäft, die Pelzmoden, das Rathaus, die Dönerbude, die Bistro Bar Pierrot, Apotheke, Lebensmittel, Fleischer, Lotto-Annahmestelle, die Sparkasse. Dazu ein babylonisches Stimmengewirr: Tschechisch, Sächsisch, Deutsch. Und die vielen Gassen: Marktgasse, Kirchgasse, Niedertorgasse. Was da für ein Grübeln ist. Gottchen, wohin zuerst? Und keiner, der hilft. Wenn jetzt noch die Dampflok der Weißeritztalbahn bedrohlich durch die Lüfte tutet, ist es um die ersten Glashütter geschehen. Keiner, der da gerne hinsieht.

Viele, die früher vielleicht mit einer gehörigen Portion Glück den Markt gemeistert hatten, zog es dann die schmale Badergasse rechts hinab zur Müllerschule, eigentlich Ingenieurschule für Lebensmittelindustrie Dippoldiswalde geheißen. Dort konnten sie kluge Leute beobachten, die studierten und bald, in alle Himmelsrichtungen der DDR verstreut, giftige aber nahrhafte Würste, Bonbons, Käse oder Biere herstellen würden. Heute residiert darin ein Zweig des Landratsamtes mit berufsberatenden Zielstellungen, und wer allzu neugierig ist, der wird vom sicher zu Beginn des Pleistozäns inthronisierten Hausmeister barsch mit harten Toilettenpapierrollen beworfen und verjagt.

So verschlägt es die Neugierigen schnell und unvermittelt in die Parksäle, eine Gaststätte, wo sie nahrhaftes Convenience-Food oder das köstliche Einsiedler Bier einkaufen können. Einige rechnen sich das als Glück an, denn ihre Landsmannschaften, die einen anderen Weg eingeschlagen und vielleicht beim Chinesen, beim Bahn Hotel oder der Saray Pizzabude Obdach gefunden haben, werden etwa zeitgleich mit Tatütata abgeholt. Die Alte Pforte, wo sie früher das fröhliche Hefeschneegestöber in den Gläsern voll ekligem Coschützer Pilsner studierten, gibt es ja längst nicht mehr, das exquisite Hotel am Schloß finden sie nicht, so gut verstecken es seine Betreiber selbst vor den Autochthonen in der Rosengasse, und der Weißeritzgarten Unter den Linden schließt seine Pforten vorsorglich tagsüber, wenn die Glashütter Troglodyten anreisen. So bleiben ihnen die mittelschweren Lebensmittelvergiftungen vom Dippser Fettbemmchen für 2.30 oder Schweinerückensteak »ou four« für 8.60 oder Lohgerbersteak für 7.95 und der kostenlose Ausflug in die Weltstadt Dresden zum kollektiven Magenauspumpen.

Wer hätte unter solchen Umständen Augen für das märchenhafte, mit Zuckerguß beworfene Schloß mit der hamsterbraunen Stadtkirche St. Lorenz daneben? Wer für die schier endlosen Parks in den Weißeritzniederungen mit ihrer einzigartigen Artenvielfalt an zerknautschten Energydrinkdosen? Na bitte.

Die Blicke schweifen ab und machen in der Ferne magisch Blaues aus. Das ist jetzt schon die vierte Farbe nach den Ampelfreuden. Und sie wird ausgeschickt von der furchteinflößenden Aral-Tankstelle, fast schon am Ende der Europaumgehungsstraße. Lebend und weitgehend unversehrt dorthin zu gelangen, das ist ein ehrgeiziges Ziel gerade für die unter Zwanzigjährigen. Und leicht ist es wahrlich nicht. Denn unterwegs stellen sich der Bau-Spezi, der Penny Markt, der Friedhof mit der Nikolaikirche, der Opel- und der VW-Vertragshändler in den Weg. Und wenn wir ehrlich sein sollen, so hat noch niemals ein Glashütter – gleich welchen Alters – die Aral-Tankstelle je erreicht.

Kein Wunder, daß sich Mythen um diesen magischen blauen Ort und die Stunden ranken, die dort angeblich ausgelassen verbracht würden. Erfrischungsgetränke mit unterschiedlichen Gewichtsanteilen Alkohol, eine Bifi, eine »Bild«, sogar Toilettenpapier in verschiedenen Härtegraden würden dort gereicht – wozu dann wieder heimfahren, so geht die aufgeregte Rede an Glashütter Obstkistentischen. Aber auch davon, daß Glashütter Teenager vom Tankstellenbetreiber mit Süßigkeiten geködert, hernach in der Behindertentoilette eingekerkert und an niederländische oder französische Brummifahrer verkauft würden. Wie gesagt, Gerüchte.

Gewiß kein Gerücht ist, daß sich die Glashütter im erwerbsfähigen Alter gern die Nasen an den Schaufensterscheiben vom Schlecker, von Menzer Kosmetik , dem Geschenke-, Deko- und Scherzartikel-Laden in der Freiberger Straße platt drücken. Zu Hause wachsen die Blumen in der Erde, hier, in der großen Stadt, wachsen die Blumen in einem geheimnisvollen Geschäft: Blumenhaus Endler. Was da für ein Sehen und Staunen ist. Die Riesenpyramide am Lohgerbermuseum wiederum lädt zur Besinnung auf die wesentlichen Dinge des Daseins ein, den Dippser Wochenmarkt, zum Beispiel, der mittwochs und freitags gehalten wird, ausgerechnet den Tagen, wo keine Glashütter Busse nach Dippoldiswalde fahren. Das emsig-gelbe Paketauto, das freundlich-grüne Polizeiauto, das lustig-rote Feuerwehrauto mit den blinkenden blauen Lampen oben drauf – kaum halten sie ein in der Anmut ihrer Bewegung. Eine kunterbunte Allegorie auf das ewige Auf und Ab des Lebens. Eine kleine Welt der Wunder.

Den Rest erfahren die Glashütter Gäste aus der Zeitung, und erfahrungsgemäß werden die Eindrücke daheim stark übertrieben und ausgeschmückt oder in entschieden unsachliche Kausalketten beerdigt, vor allem weil nur die Hälfte der Reisenden den heimischen Koben je wieder erreicht. Die Aral-Tankstelle erwähnten wir schon, die farbenprächtigen Ampelereignisse. Wäre da noch die berühmte Malter-Talsperre, von deren Ufern man vor der »Jahrhundertflut« wie durch ein Wunder ungehindert ins Wasser springen konnte. Da machte Ertrinken Freude. Klar, daß die Besucher rege von diesem Suizidsonderangebot Gebrauch machten und höchstwahrscheinlich mit aufgequollenem Toilettenpapier den Talsperrenabfluß verstopften.

Das ist jetzt alles futsch dort unten. Also bleiben sie einfach nur vor dem Haus in der Schuhgasse Nummer 2 stehen, an welchem geschrieben steht: »Gedenke an den Abend des 14. März 1840«. Das machen sie dann auch ehrfürchtig, denn was geschrieben steht, ist wahrhaftig. Und so stehen sie vermutlich bis in alle Ewigkeit und gedenken. Mit roten, plattgedrückten Nasen, grün und blau geknufft von Dippoldiswalder Passanten, denen sie nur im Weg stehen, und auch ein bißchen gelb vor Neid auf die große Stadt. Wenn ihnen nicht vorher die gesamte Wolkendecke des Osterzgebirges auf den Kopf gefallen ist.

Lesen Sie in der nächsten Folge: □ Planet der Affen□ , ein Tryptichon von Frank Schäfer

---

Von *Michael Rudolf* ist gerade der Roman »Morgenbillich. Die Wahrheit über Holger Sudau« (Oktober Verlag) erschienen

Konkret 02/03, S. 62

Thomas Behlert

Melodie & Rhythmus

Felix Klopotek: How they do it. Free Jazz, Improvisation und Niemandsmusik. Ventil, Mainz 2002, 224 Seiten 13,90 Euro

»Der Free Jazz gewinnt seine Intensität vor allem aus dem Moment der Überraschung.« Mit solcherlei Merksätzen versucht der *Reclam-Jazzführer,* die Art von Musik, um die es hier gehen soll, zu erklären. John Coltrane, Ornette Coleman und Cecil Taylor gelten dem Standardnachschlagewerk als Begründer des Free Jazz. Felix Klopotek belehrt uns eines Besseren, denn er weiß, daß bereits 1960 das Quartett des Altsaxophonisten Ornette Coleman in New York einfiel und es die alten Bebober am liebsten von der Bühne des Five Spot Cafes geprügelt hätten. Für alle war es Katzenmusik, doch trotzdem für einen Moment unheimlich hip. Der Saxophongigant John Coltrane kam damit zunächst nicht klar, er wurde durch die tonal und rhythmisch nicht mehr fixierte Improvisationsweise Colemans in eine Schaffenskrise gestürzt. Er rappelte sich auf und versuchte selbst Free Jazz zu spielen. Da er alles recht clever anstellte, avancierte er zum Mentor der Free-Jazz-Bewegung.

Klopoteks Buch, das kein systematisches Lehrbuch ist, sondern eine Aufsatzsammlung aus teilweise bereits veröffentlichten Texten, beschreibt den Werdegang des Free Jazz, wie er aus Amerika langsam nach Deutschland gelangt und dort von Peter Brötzmann dankbar aufgenommen wird. Der Autor stellt die neu entstandenen Richtungen und die wichtigsten Künstler vor, erläutert die Verbindung zum Rock und zur aktuellen elektronische Musik, die Töne Töne sein läßt. Den Geräuschemachern von Mouse on Mars setzt er nebenbei ein textliches Denkmal. Besonders erwähnt sei, neben einem Interview mit Klaus Theweleit über seine Free-Jazz-Band BST, Klopoteks Beschäftigung mit der Gitarrenrenaissance der neunziger Jahre. Er erklärt die Welt von Derek Bailey, dessen Ideal eine Musizierweise ist, die keinen Stil, kein Regelwerk, keine Referenzen kennt und so Kommunikation erst ermöglicht. Auch Eugene Chadbourne wird genannt, der sein Niemandsland jenseits von Tonarten und Skalen ansiedelt.

Für Normalrocker und Dudelfunkhörer ist das Buch *How they do it* kaum geeignet, sie bleiben lieber bei ihren Leisten und gönnen sich einen neuen Bildband über das letzte Konzert der Rolling Stones.

Konkret 02/03, S. 62

Ale□ ander Kasbohm

Melodie & Rh□ thmus

Charlie Haden with Michael Brecker: American Dreams. Verve/Universal

Was bringt Charlie Haden dazu, oberflächlichen Schönklang als »American Dreams« zu veröffentlichen? Während dieses Amerika seine letzten Träume von Freiheit austräumt und aggressiv auf einen Krieg drängt? Charlie Haden, der 1970 mit dem Liberation Music Orchestra auf den Vietnamkrieg mit einem inspirierten Avantgardewerk reagierte?

Eine Platte, die, wie diese, allgemein verrissen wird, kann eigentlich so schlecht nicht sein. Aber welches Ziel verfolgt Haden? Das Cover zeigt eine heruntergekommene Telefonbox, irgendwo in der amerikanischen Ebene. Die Typographie erinnert an amerikanische Wohnmobile, an Softrock und Mainstreamjazz-Platten aus der zweiten Hälfte der Siebziger. Auch die Musik führt direkt in diese Periode, bevor Reagan und Thatcher die Welt über die Klippe traten. Alles sehr stromlinienförmig und leicht kitschig. Wenig revolutionär, aber nachvollziehbar. Die Streicherarrangements, Brad Mehldaus Piano, die Angstlosigkeit vor Klischees und der Kitsch im Dienste des Inhaltes könnten funktionieren, wenn da nicht Michael Brecker wäre. Er zerbläst alle eventuell vorhandenen Ansätze zu einem schwer erträglichen Daddeljazz. Zu viele Noten, mein lieber Brecker. Zu gesichtslos.

Brecker ist die Fleischwerdung der achtziger Jahre, deplaziert in diesem Siebziger-Biotop. Sein seelenloses Getröte ist die Jazzvorstellung eines abgeschmackten Achtziger-Jahre-Films, von einem Ex-Werbefilmer mit großem Budget und kleiner Inspiration gedreht. Jazz hieß für solche Leute Rauch im Gegenlicht, das durch halbgeöffnete Jalousien seine hellen Streifen auf die leeren Stühle und Tische eines verlassenen Clubs in den frühen Morgenstunden wirft. Jazz für Ahnungslose, die mißverstandene Oberflächen abgreifen, ohne zu wissen, worum es geht. Im Hinterzimmer steht Brecker vor seinem eigenen Sonnenuntergang. Doch der ist nur die orangerote Fototapete eines Palmenstrandes, und Brecker dudelt, bis klebriger Ahornsirup aus seinem Instrument quillt und sich eine schwer erträgliche, unnatürliche Süße über alles legt, was sich in Hörweite befindet.

Charlie Haden ist immer noch ein großer Bassist, Brad Mehldau vielversprechend, aber wenn ein Konzept hinter dieser Platte steht, dann trägt es nicht, und um ohne Konzept zu bestehen, ist sie zu belanglos. Dieses Album funktioniert nicht. Nicht einmal wenn man sich Mühe gibt, es zu verstehen.

Konkret 02/03, S. 62

Michael Saager

Melodie & Rhythmus

V-Twin: The Blues Is A Minefield. Domino/Zomba

Der Blues der Gegenwart hat ein ausgesprochenes Imageproblem. Wenigstens sofern er sich artig in die traditionellen Blueskoordinaten fügt, was er nur zu gern tut. Dann spielen ihn Musiker mit so phantasievollen Namen wie The Blues Revival Band. Menschen, die »zum Bleistift« und »Tschüssikowski!« sagen und allmonatlich mit verschwörerischer Miene die beknackte Anekdote von Robert Johnson und dem Teufel in die Gegend raunen. Reine Schmerzenssache, dieser Blues, denkbar klischeebeladen und zumeist furchterregend einfallsfrei. Aber es geht ja auch anders. Jon Spencer Blues Explosion und Royal Trux haben das mehr als einmal gezeigt. Letztere versahen ihren Entwurf von Blues mit den eigensinnigen Gesten einer hübsch glaubwürdigen Abgefucktheit: Blues als Evangelium der Zerdehnung und des Schmutzes, als coole Inszenierung von White Trash.

Nicht Post-Neo-Punk oder Neo-Post-Wave, sondern gegen alle Hype-Tendenzen des Jahres 2002 ein Blues-Album machen, mit anderen Mitteln versteht sich und vor allem: cool as fuck – das wollten die vier Glasgower von V-Twin. Daß ihnen das mit »The Blues Is A Minefield« so überzeugend gelingen würde, haben sie wahrscheinlich selbst nicht erwartet. Geholfen hat ihnen ihre heilsame Kaltschnäuzigkeit, der mangelnde Respekt vor der traditionellen Form. Blues gerät ihnen zu einer schillernden Ansammlung hochsympathischer Übertreibungen, zu einer wildwuchernden Zitatenhalde mit einem Überschuß an Querverweisen zu anderen Genres: Junkrock, Punk, Psychedelia, Jazz, Metal, Rock’n’Roll, Elektronika – willkommen im postmodernen (No-)Blues-Wirrwarr!

»The Blues Is A Minefield« affiziert die Sinne, bringt die Beine auf Trab und macht unter Umständen schwer süchtig (nach zwei Tagen kannte ich das Album beinahe besser als mich selbst). Was auch an der großartigen Entertainer-Stimme Jason McPhails liegen mag. McPhail hört sich an wie ein blutjunger Mick Jagger, von religiösen Verheißungen, Voodooekstase und Opiumvisionen singend. V-Twin haben eine Menge verstanden. Zum Beispiel, daß Aerosmith auf ihre bescheuerte Art immer schon saulustig waren; was John Coltrane und Pharoah Sanders untrennbar zusammenschweißt; daß man Dr. John und Neil Michael Hagerty (Royal Trux) einfach gern haben muß; wie ausgezeichnet sich die fundamentale Stoik einer Drummachine macht. Und schließlich: Willst du den Bluesfreund von nebenan richtig quälen, so bereite ihm eine elektronische Hölle aus wildestem Gequietsche und nervenzausendem Herumgezirpe.

Konkret 02/03, S. 63

Martin Büsser

Platte des Monats

Helmut Lachenmann: Das Mädchen mit den Schwefelhölzern

Musik mit Bildern. Staatsoper Stuttgart, Lothar Zagrosek. Doppel-CD. Kairos/Helikon Harmonia Mundi

Die Neue Musik hat in den letzten Jahren sehr viel vom Ruf ihrer Unnahbarkeit verloren. Eine junge Generation geht mit dem musikalischen Erbe unbekümmert um, ignoriert akademische Debatten und entdeckt für sich ganz andere Aspekte – Intensität, Sound, Neugierde gegenüber dem Ungewohnten. Mitte der Neunziger beispielsweise erlebte ich mit, wie der DJ in einem Berliner Club zwischen zwei Techno-Sets ein zwanzigminütiges Stück von Ligeti durchlaufen ließ. Wenige Jahre später nahm die Postpunk-Band Sonic Youth eine Doppel-LP mit Kompositionen zeitgenössischer Komponisten von Christian Wolff bis James Tenney auf.

Diese Aneignung und Neukontextualisierung mag von akademischer Seite mit Mißtrauen betrachtet werden, letztlich jedoch richtete sie das Augenmerk auf Aspekte innerhalb der Neuen Musik, die in der bloß materialimmanenten Diskussion seit geraumer Zeit unterzugehen drohen: Die Geschichte der Neuen Musik ist mit dem Begriff der Kunstautonomie alleine nicht zu fassen; immer wieder ging die Suche nach neuen Klangsprachen einher mit politischen Visionen. Anders gesagt: Nimmt man Komponisten wie Luigi Nono oder John Cage beim Wort, dann ist ihre Musik gerade nicht darauf angelegt, ein bloß eingeweihtes Publikum von Spezialisten zu erreichen, sondern sie »gehört« allen.

Genau dieses Problem, daß der inhaltliche Anspruch letztlich doch mit einer sperrigen Klangsprache formuliert wird, die eine breitere Rezeption verhindert, hat auch Helmut Lachenmanns »Mädchen mit den Schwefelhölzern«. Ligeti im Club – das funktioniert insofern, als daß zahlreiche Kompositionen von Ligeti sehr soundorientiert sind. Lachenmann dagegen verweigert sich solch »schwebenden« Passagen; komponieren bedeutet ihm nach eigener Aussage »nicht nur nicht ›zusammensetzen‹, sondern schon eher ›auseinandernehmen‹«, also jeden einzelnen Ton gleichberechtigt wirken zu lassen. Das führt nicht, wie es in einer dpa-Mitteilung hieß, zu »Antimusik«, sondern im Gegenteil zu einem streng analytischen Komponieren, das die »Bedingungen des musikalischen Materials« (Lachenmann) stets hörbar mitreflektiert.

Was das bedeutet und warum Lachenmann aufgrund dieser Schönberg verpflichteten Tradition als besonders schwierig gilt, läßt sich an seinem Singspiel »Das Mädchen mit den Schwefelhölzern« besonders gut festmachen. Der Text basiert auf einem Märchen von Hans Christian Andersen und erzählt von einem Mädchen, das in der winterlichen Kälte zu erfrieren droht. Bereits zu Beginn ist das Stück als Dekomposition behaglicher Weihnachtsidylle gestaltet: Gesang und Orchester umspielen einander, machen Armut, Kälte und Todesangst klanglich durch kaum vernehmbare, leise sägende Töne hörbar, die bizarr von verfremdeten Weihnachtsmelodien (»O du fröhliche«) konterkariert werden.

Bereits hier kündigt sich eine politische Komponente an, die schließlich in einen Text von Gudrun Ensslin mündet. Deren 1975 niedergeschriebene Gedanken über die Stellung des Revolutionärs in der Gesellschaft korrespondieren mit der Situation des Mädchens, das mit seinen Schwefelhölzern verzweifelt Licht und Wärme in eine feindliche Umgebung bringen will: »ihre kriminalität, ihr wahnsinn, ihr tod ist ausdruck der rebellion der zertrümmerten subjekte gegen ihre zertrümmerung, nicht ding, sondern mensch.« Lachenmann, der mit Gudrun Ensslin in einem Haus aufwuchs, kommentiert diese Passage: »Gudrun Ensslin hat in ihrer Stammheimer Gefängniszelle einen Brief geschrieben, dessen Sprache teilweise häßlich, gewalttätig, in seinem Schlußabschnitt aber von ergreifender Schönheit ist – schön, weil genau benennend – , so daß ich darin nicht nur einfach die entfesselte Gewaltbereitschaft und seelische Kaputtheit sehe, sondern auch ihre Liebe zum an der Gesellschaft zerbrechenden Individuum.«

»Das Mädchen mit den Schwefelhölzern« ist jedoch weit von agitatorischer Musik entfernt. Während es den Instrumentalisten Fähigkeiten abverlangt, die sich auf keinem Konservatorium lernen lassen – etwa das Zersägen von Styropor – , sind auch die Singstimmen aufgelöst, Sprache zerfällt in bloße Laute: Ohne Beiheft ist ein Großteil des Textes nicht verstehbar. Lachenmann mißtraut jeglicher Eindeutigkeit, musikalisch wie inhaltlich, wenn auch seine Analogie zwischen Märchen und politischer Geschichte der BRD eine Lesart zuläßt, die den RAF-Terrorismus als »Spiel mit dem Feuer« und aufklärerischen »Schrei nach Licht« zugleich erscheinen läßt: »Der Neujahrsmorgen ging über der kleinen Leiche auf«, endet das Stück, »die mit Streichhölzern dasaß, wovon eine ganze Schachtel verbrannt war. Sie hat sich wärmen wollen, sagt man.« Geblieben ist die Kälte.

Die bemerkenswerte CD-Aufnahme, bereits mit dem »Preis der deutschen Schallplattenkritik« ausgezeichnet, macht mit aller Fragilität und pathosfreien Klangsprache – in einer Passage werden verschiedene Finale der klassischen Musik mit ihren heftigen Orchesterschlägen collagiert und damit auch ihrer Monumentalität beraubt – deutlich, daß es Lachenmann weniger um Antworten als um Fragen geht. Das »Schwierige« an seiner Musik besteht letztlich darin, daß er die emotionale Wirkung von Musik mitreflektiert und ihren einfachen Lösungen mißtraut. Mit dem Lukács-Vorsatz, den »ganzen Menschen« erfassen zu wollen, erklärt Lachenmann, warum er einfachen Lösungen mißtraut, warum komponieren

also ein Prozeß ist, der Widersprüche und Ambivalenzen nicht glattbügeln, sondern herausarbeiten sollte – wie die Auseinandersetzung mit der jüngeren deutschen Geschichte. Lachenmann ist kein Komponist, der mit der Komplexität seiner Musik kokettiert, sondern einer, dem ebenfalls daran gelegen ist, daß die Menschen den falschen Respekt vor der Neuen Musik verlieren und ihr unvoreingenommen zuhören: »Was ich will, ist immer dasselbe: eine Musik, die mitzuvollziehen nicht eine Frage privilegierter intellektueller Vorbildung ist.«

Als Sonic Youth die Neue Musik aus dem Geist des Punk heraus für sich entdeckten, ging es ihnen darum, zu zeigen, daß sich kultureller Widerstand der verschiedensten Formen bedienen kann und doch stets dieselben Ziele fokussiert. Ähnlich, verblüffend einfach, bringt es auch Lachenmann auf den Punkt: »Kunst als vorweggenommene Freiheit in einer Zeit der Unfreiheit.«

Konkret 02/03, S. 64

Magnus Klaue

Heute abend: Adam Schaf

Warum Georg Kreislers „Lied vom Ende" mit Tim Fischer am Berliner Ensemble leider nur ein Vergnügen ist.

1971 schrieb Georg Kreisler für seine damalige Frau Topsy Küppers ein Musical mit dem Titel »Heute abend: Lola Blau«. Darin werden Lieder zu einer Handlung verknüpft, die Kreislers Erfahrungen als jüdischer Exilant in den Vereinigten Staaten sowie seine Verzweiflung über das Fortleben das Nazismus nach 1945 zum Ausdruck bringt. Zugleich ist das Stück eine Reflexion von Kreislers eigenem Schaffensprozeß. Seine »seltsamen Gesänge«, oft als schwarzhumoriges Geplänkel oder wienerische Melancholie mißverstanden, führt er in »Lola Blau« auf den historischen Zusammenhang zurück, von dem sie sich nur um den Preis der Banalisierung lösen lassen: auf die Erfahrung von Antisemitismus und Vertreibung. »Zu leise für mich« etwa ist keine pauschale Klage über die Distanz zwischen Künstler und Rezipient, sondern formuliert die Furcht, der historische Gehalt der Chansons drohe ignoriert zu werden von einem Publikum, das sie als »literarisches Kabarett« goutiert. Und das Lied »Der Herr ist mir fremd« rechnet nicht einfach mit Menschen ab, die bedenkenlos ihre Freunde verraten, sondern erkennt in der alltäglichen Duckmäuserei die Disposition zum Nazi-Mitläufertum.

»Lola Blau« formuliert also so etwas wie eine immanente Poetik von Kreislers Œuvre. Die Titelheldin, eine populäre Kleinkunst-Diseuse im Wien der dreißiger Jahre, kümmert sich nicht um Politik und hat nur ihre Theaterkarriere im Blick, während sich Verwandte und Freunde bereits auf die Emigration vorbereiten. Erst als sie gezwungen wird, das Land zu verlassen, entwickelt sie sich zu einem politisch denkenden und handelnden Menschen. In ihr kritisiert Kreisler nicht zuletzt die Arglosigkeit vieler deutsch-jüdischer Unterhaltungskünstler, die noch in den dreißiger Jahren zu ihrer »Heimat« standen, weil sie sich nicht vorstellen mochten, daß es »so schlimm« kommen würde. Er zeigt aber auch, wie Lola Blau sich allmählich der »Verantwortung für die Worte« bewußt wird und aus ihrer Kunst, die zuvor nur gefällig sein wollte, eine Waffe macht. Im Wien der Nachkriegszeit verweigert sie die Kooperation mit den falschen Freunden von einst und tritt nur noch in kleinen Cabarets auf, weil sie dort die Lieder singen kann, »die ich auf einer großen Bühne nicht singen dürfte«.

Mehr als dreißig Jahre nach der Uraufführung von »Lola Blau« präsentiert sich Tim Fischer mit einem neuen Kreisler-Stück auf einer großen Bühne, im Berliner Ensemble. Es heißt »Adam Schaf hat Angst« und trägt den Untertitel »Das Lied vom Ende«. Adam Schaf hat wenig mit Lola Blau gemein. Wer dieser Mann ist, der sich für irgendeinen Auftritt an irgendeinem Theater vorbereitet und Bruchstücke seines Lebens Revue passieren läßt, bleibt unklar. Handelt es sich um einen abgehalfterten Unterhaltungskünstler, eine tragikomische Figur in der Nachfolge von Thomas Bernhards »Theatermacher«? Und was ist das für eine Angst, die ihn laut Titel umtreibt? Ist auch Adam Schaf ein Jude? Das Lied »Weg zur Arbeit«, das den unheimlichen Alltag im Deutschland der sechziger Jahre aus dem Blickwinkel eines zurückgekehrten jüdischen Emigranten schildert, scheint darauf hinzudeuten. Doch während sich die Chansons in »Lola Blau« konsequent aus den Stationen im Lebensweg der Protagonistin entwickeln und jedes Lied als Reflexion einer spezifischen historischen Erfahrung erscheint, fungiert die Handlung in »Adam Schaf« lediglich als Kitt, der die Songs zusammenhalten soll. Insofern ist die Ankündigung eines »neuen« Kreisler-Stücks, mit der Peymanns Haus für den Abend wirbt, eher ein Werbegag.

Nun ist gegen einen Kreisler-Liederabend mit Tim Fischer nichts einzuwenden. Schon in mehreren Solo-Programmen hat der Berliner Chansonnier gezeigt, daß er Kreislers Stücke mit jener Mischung aus Sarkasmus und Melancholie interpretieren kann, die nötig ist, um ihnen Kontur zu verleihen. Aber bedarf es dafür der großspurigen Ankündigung einer »Uraufführung«, die schon deshalb nicht wirklich eine ist, weil ausschließlich alte Lieder gesungen werden? Auch die Idee, den notorischen Exzentriker Werner Schroeter als Regisseur zu verpflichten, erscheint putzig angesichts der Tatsache, daß der einzige erkennbare Regieeinfall des Abends darin besteht, hin und wieder zwei Boxer auf der Bühne gegeneinander antreten zu lassen (was laut »Tagesspiegel« symbolisieren soll, daß das Leben ein Kampf ist). Außerdem gibt es noch eine Theater-Aufseherin (Steffi Kühnert), mit der Adam Schaf sich manchmal unterhalten darf. Ambivalenzen, Konflikte und dramatische Spannung entstehen dadurch nicht.

All das wäre leicht zu verkraften, wirkte die verblüffend läppische Rahmenhandlung nicht ihrerseits auf die Lieder zurück. Deren historischer Gehalt, in »Lola Blau« durch den erzählerischen Rahmen explizit gemacht, wird zugunsten einer Art Nummern-Revue ausgeblendet. Dem kommt die Textauswahl entgegen. Avancierte, »schwierige« Kreisler-Stücke wie die surrealen Phantasien »Wenn ihr lachen wollt« oder »Wenn die Mädchen nackt sind« werden systematisch beiseite gelassen, statt dessen stehen eher traditionelle Kabarettsongs wie »Bundeskanzler Irgendwer« oder »Sie sind so mies« im Mittelpunkt, die auf mitunter populistische Art die Partei des »kleinen Mannes« gegenüber jenen ergreifen, die »ihre Macht bewachen«, weil sie »es zu was gebracht« haben. Und auch diese Lieder hat Kreisler für den Fischer-Abend überarbeitet bzw. verschlimmbessert.

Welchen Sinn macht es, in »Sie sind so mies«, einer Mitte der siebziger Jahre geschriebenen Polemik gegen die Arroganz der Mächtigen, die Namen von Onassis und Nixon durch Bill Gates und Saddam Hussein zu ersetzen? Wer derlei Aktualisierungen als Verständnishilfe benötigt, dem ist sowieso nicht zu helfen. Solche Veränderungen, von denen der Abend noch einige mehr bietet, leisten entgegen ihrer Absicht der Enthistorisierung Vorschub, indem sie die Lieder wie Schablonen behandeln, die sich der jeweils aktuellen politischen Situation nach Belieben anpassen lassen.

Überdies sollten manche doppelbödige Songs offenbar durch Überarbeitung verständlicher gemacht werden, was dazu führt, daß Kreisler-typische, skurrile Metaphern durch Wendungen ersetzt werden, die an »Scheibenwischer« denken lassen. Im Lied »Mit dem Rücken gegen die Wand« weicht die großartige, an George Grosz erinnernde Formulierung »die Politiker tragen Zylinder überm Hirn« der stammtischkompatiblen Phrase »die Politiker tragen das Parteibuch im Gepäck«. Auch »Was tut man, um zu sein«, eine makabre Hymne auf die Konkurrenzgesellschaft, wird in einer entschärften Version präsentiert, die grotesk-befremdlichen Bilder des Originals sind abgemildert.

Naturgemäß – das Gespann Kreisler/Fischer bürgt dafür – ist der Abend trotzdem sehr vergnüglich. Wer Kreislers Originalalben kennt, dem drängt sich aber doch die Frage auf, ob hier nicht einer grundlos an der Aktualität seiner eigenen Arbeiten zweifelt. Die Tendenz zu halbherzigen, der Tagespolitik geschuldeten Textnachbesserungen, die in Kreislers jüngsten CDs »Fürchten wir das beste« und »Lieder gegen fast alles« noch deutlicher wird, deutet darauf hin. Dabei haben Kreislers Chansons stets gerade dort, wo sie sich poetisch und musikalisch jeder tagespolitischen Verwendung entziehen, den größten politischen Gebrauchswert.

Allen, die sich die Laune trotzdem nicht verderben lassen wollen, sei empfohlen, sich vor dem Besuch im Berliner Ensemble die unsäglichen Kreisler-Interpretationen des Mario Adorf anzuhören. Verglichen damit, ist Tim Fischer selbst in eher schwachen Momenten großartig.

□ *Adam Schaf hat Angst□ l□ uft noch bis □um Sommer im Berliner Ensemble, siehe www.berliner-ensemble.de*

Magnus Klaue schrieb in KONKRET 1/03 über Deutschland als »Opfer des Bombenkriegs«

Konkret 02/03, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

»Durchgeknallt im Tropenwald« –

Synopsis von Fritz Strohecker

Nicht zu fassen! Humboldo ist durchgeknallt! Durchgeknallt im Tropenwald. Er hat der Kooperative »Esperanza« den Krieg erklärt. So richtig mit allem Brimborium! In einer Uniform mit großen Orden. »Hiermit erkläre ich euch da drüben den Krieg!« hat er über den Urwaldfluß gebrüllt und mit der Faust gedroht. Seine Männer mußten die zwei kleinen Böllerkanonen abfeuern. Ein Höllenlärm. Humboldo behauptet immer, daß er vom großen Amazonasforscher von Humboldt abstamme. Schließlich heißt er wie der deutsche Naturforscher: Humboldo. Aber nicht nur er, sondern auch das Land ringsum, der Fluß, das Städtchen. Und auf diese Namensgleichheit gründet er den zweifelhaften Anspruch auf ein riesiges Areal im Umkreis von 100 Kilometern. Natürlich geht es ihm jetzt um den Wald der Kooperative. Er will ihn roden lassen. Seine Viehweiden vergrößern. Aber da stößt er auf den erbitterten Widerstand der Leute von der Esperanza-Farm. Dieser Urwald ist ihr Eigentum und muß unangetastet bleiben. Er bildet ihre Lebensgrundlage. Eine alte Schamanin macht ihnen Mut: Urwald und Tiere werden euch im Kampf helfen. Chico, der Chef der Kooperative, und seine Mitstreiter lassen sich nicht einschüchtern. mit phantasievollen, witzigen Aktionen vertreiben sie vorerst Humboldos Holzfäller-Gang. Aber ganz ernst können die Farmer den Großgrundbesitzer nicht nehmen. Er ist ein bißchen »gaga«, ein wenig verrückt. In einer bunten Operettenuniform rast er im Jeep durch die Straßen des kleinen Urwaldstädtchens. Das Vergnügungsetablissement Kathedrale – Freudentempel der ganzen Region – ist sein Hauptquartier. Dennoch: Humboldo ist zu allem fähig. Die Farmer rechnen mit dem Schlimmsten. Sechs Frauen aus Hamburg-Altona auf dem Weg nach Westafrika. Die Trommelgruppe »Trude träumt von Afrika« wurde zu einem Festival eingeladen. Durch eine Verwechslung landet sie überraschenderweise im amazonischen Tropenwald. So geraten die Trommeltruden in den Krieg zwischen Humboldo und der Kooperative Esperanza. In diese Auseinandersetzung verschlägt es auch den jungen kauzigen Eisfabrikanten Charly Heiss. Auf der Suche nach immer neuen exquisiten Aromen für seine Eiskreationen ist er in Amazonien gelandet. Im Urwald der Kooperative soll ein Kraut mit besonderer Wirkung wachsen, ein immergrünes Kraut der Liebe, eine Pflanze mit Viagra-Effekt. Charly Heiss trifft auf Naturforscher Franziskus Stark. Ihm gelingt es, das Geheimnis der Liebespflanze zu lüften. Diese sensationelle Entdeckung hilft, den Krieg zwischen Humboldo und der Kooperative friedlich zu beenden. Hilfreich ist auch seine Begeisterung für den europäischen Adel. Für Blaublütiges würde Humboldo durchs Feuer gehen. Schließlich ist er einer von ihnen, so glaubt er wenigstens. Und als er erfährt, daß Trommeltrude Alma eigentlich Gräfin Knatschbeutel heißt, gibt es für ihn kein Halten mehr. Leidenschaft überwältigt den hartgesottenen Waldfrevler. Er entbrennt in feuriger Liebe zu Alma. Liebe also läutert selbst den schlimmsten Sünder. Humboldo wird hoffentlich nie erfahren, daß die Verwandlung von Alma Schulze in Gräfin Knatschbeutel eine bedauerliche, aber notwendige Täuschung war. Eine kleine List für den Frieden im Tropenwald. Make love, not war!

Filmfonds Nord GMBH & Co. KG in Verbindung mit Aktion Amazonas e. V. (Indioland in Indiohand), Quickborn, Fax 04106/809 468

Lieber Fritz Strohecker! Merci für die Zusendung Ihres Verkaufsprospektes zur Finanzierung des Films »Durchgeknallt im Tropenwald«. Klasse, daß Sie, anders als unlängst die Brauerei Krombacher und der ihr Günther Jauch, dem Regenwald nicht bierernst, sondern lachenmachend, nämlich mit einer von Ihnen als »rabenschwarz« kategorisierten Komödie unter die Äste greifen. Ich hoffe, daß Sie von den 7.500 Kommanditistenanteilen zu je 500 Euro (Gesamtzeichnungssumme 3,75 Mio.) schon einen schönen Batzen losgeworden sind, damit, unter Ihrer Regie, in Brasilien im April diesen Jahres die erste Klappe geschlagen werden kann. Ihre Renditerechnung läßt ja eines jeden Investors Zunge schnalzen: Mit einer Million Kinobesuchern rechnen Sie und mithin mit 0,75 Mio. aus dem Kartenverkauf. Die TV-Vermarktung (»immerhin gibt es allein in Europa mehr als 300 Fernsehstationen«) soll 2,5 Mio. bringen, die Erträge aus DVD und Video veranschlagen Sie mit runden 5 Mio., weil (ganz schön schlau!): » Von einer DVD mit dem Spielfilm ›Durchgeknallt im Tropenwald‹, der die emotionale Seite der Tropenwaldzerstörung sichtbar macht, werden auch ein Dokumentarbericht mit Hintergrundinformationen, Faktensammlungen, Augenzeugenberichten, Landkarten usw. abrufbar sein; eine solche Kombination aus Fiktion, Fakten und Werbung ist besonders interessant für jene Firmen, die sich dem Umweltgedanken verpflichtet fühlen und ihre Kunden entsprechend informieren wollen, wie etwa die Versandhäuser Otto, Panda, DW, Dritte-Welt-Läden, Reiseunternehmen für Sanften Tourismus, Transfair usw., aber auch für Baumärkte, die Produkte aus Tropenholz mit FSC-Siegel verkaufen wie etwa Obi, Praktiker, Bahr etc.« Beim Direktmarketing über Internet und »in Kooperation mit Firmen, die für die Präsentation ihrer Umweltaktivitäten eine geeignete Plattform brauchen (z.B. Mercedes, VW, Banken, Versicherungen)« veranschlagen Sie 3,75 Mio., dazu noch 0,5 Mio. für die Fonds-Auswertungs-

und Nebenrechte (Musik, Bildausschnitt). In der »Erlösprognose I« verheißen Sie dem Anleger (auf fünf Jahre) satte 12 Prozent, in der EP II immerhin noch 5 Prozent, da Sie aber keiner vom Stamm der Haffas, sondern aus ehrlichem Tropenholz geschnitzt sind, verschweigen Sie auch nicht die Folgen eines worst case. Ach, lieber Fritz, wie gerne würde ich in Ihren Fonds einschießen wollen, indes mich molestiert zur Zeit der Kostenvoranschlag für die Sanierung meines Altbaus im bayrischen Wildenroth über die Maßen. Aber wie wär's mit mir als darstellerischer Kommanditist? Ich könnte Ihnen den Naturforscher Franziskus Stark spielen. Set-Erfahrung (z.B. als Amtstierarzt Dr. Rufus Binder in der ZDF-Serie »Tierarzt Dr. Engel«) brächte ich mit. Lassen Sie hören, ob ...

Mit freundlichem Gruß Ihr H. T.

Der Verkaufsprospekt gibt bekannt:

Das Projekt »Sanfte Nutzung« der Amazonas Aktion e. V. soll Tropenwald-Kooperativen in die Lage versetzen, mit kleiner, lokal angepaßter Technologie, eigenverantwortlich vor Ort Produkte von guter Qualität herzustellen. So könnten sie z.B. eine neuartige Wechselschirmleuchte produzieren, deren Schirm aus ganz normalen Papierfotos besteht. Der Clou ist, daß die Fotos austauschbar sind. Ein variabeler Leuchtkörper, für kreative gestalterische Ideen besonders geeignet. Diese innovative Lampe ist noch nicht im Handel. Sie wird als Wechselschirmleuchte »Tropic Light« angeboten. Sie ist patentrechtlich geschützt. Aus Tropenholz mit Öko-Gütesiegel hergestellt, könnte sie ein »leuchtendes Vorbild« für Produkte aus nachhaltiger Tropenforstwirtschaft sein.

Konkret 02/03, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Er läßt noch die umtriebigsten Menschenrechtsschlawiner, die Blüms, Schwarz-Schillings und Neudecks, blaß aussehen: Tilman Zülch, »Generalsekretär« der »Gesellschaft für bedrohte Völker«, die als humanitärer Tante-Emma-Laden mit einem kleinen Sortiment Aborigines angefangen hatte und später durch den Erwerb der Rechte auf vergewaltigte Musliminnen zu großer Blüte kam. Die Mitwirkung von Zülchs völkischer Gesellschaft an einer Veranstaltung zu den »Genoziden« von »Treblinka« und »Djenin«, bei der den »kollektiven Triebmomenten nachgespürt« werden sollte, war hier vor einigen Monaten so kommentiert worden:

Treblinka und Djenin – in dieser Reihe fehlen zwei Abgründe des (Un-)Menschseins, deren kollektiven Triebmomenten unbedingt nachgespürt gehört: erstens der Genozid an der sudetendeutschen Landsmannschaft und zweitens das Massaker an Jürgen Möllemann oder Westerwelles Blutrausch.

Doch was vermag der Polemiker vor der gnadenlosen Konsequenz deutscher Menschenrechtler? Nichts:

Der Generalsekretär der Gesellschaft für bedrohte Völker, Tilman Zülch (63), erhält den diesjährigen Menschenrechtspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft.

Den dem »Oscar« nachempfundenen »Konrad«, benannt nach Konrad Henlein, dem Nationalheiligen der Sudetendeutschen.

Der Versprecher ist der Vater des Gedankens, auch im Deutschlandfunk, dessen Nachrichtensendung am 14. Januar um 18 Uhr mit der Meldung verblüffte:

Der Holtzbrinck-Verlag hat eine Ministererlaubnis beantragt, um trotz des Verbots durch das Bundeskriminalamt die »Berliner Zeitung« erwerben zu können.

Ein Hoffnungsfunken der Art, von der Ernst Bloch bei seiner Gastvorlesung im Audimax der Universität Tübingen, Sommersemester 1960, zu mir sprach. Den Titel werde ich nie vergessen: »Zur Ontologie des Noch-nicht-Seins«. Ob unsere Enkel es noch erleben dürfen, daß Geschäfte mit bedrucktem Papier einmal vom Bundeskriminalamt geregelt werden?

Kleine Sprachlehre für einen Literaturpapst, der über einen Dichter schreibt:

Der wichtigste Grund seines Scheiterns ist nirgends anderswo zu suchen ...

Möglich war »nicht anderswo«, richtig wäre »nirgendwo anders« gewesen. Aber wie ein anderer Gescheiterter sagte: Es gibt kein richtiges Wort in einem falschen Gedanken.

Die »Frankfurter Allgemeine« macht sich einen weiteren lustigen Sonntag:

Mainz hat ein speziell deutsches Problem. Carl Zuckmayer war es, Kardinal Lehmann ist es noch – Ehrenbürger von Mainz. Leider auch Adolf Hitler ... Das ist die Last der Geschichte, die in Deutschland zu immer neuen Gesten zwingt. Im Mainzer Rathaus werden also die Stadträte beschließen, daß es ihnen und ihrer Stadt leid tut, daß vor 69 Jahren ein paar Radikalinskis auf die Irrsinnsidee gekommen sind, den Verbrecher Adolf Hitler ...

Vielleicht wirklich komisch, daß die Stadträte sich von ihrem Ehrenbürger nicht am 9. Mai 1945 abgewandt haben und auch der Mainzer Korrespondent der Zeitung für Deutschland, der doch an vielen Tagen nichts Besseres zu tun gehabt haben wird, 57 Jahre vergehen ließ, bis ihn der Fall, der ihn nie interessiert hat, nicht mehr interessierte. Komischer der

Einfall, die Leser der »Frankfurter Zeitung« und späteren Abonnenten der »FAZ«, die 1933 Adolf Hitler nicht nur zum Ehrenbürger von Mainz erwählt haben, ein paar Radikalinskis zu nennen. Eine Irrsinnsidee.

Thomas Schmid, vom autonomen Anhänger der Roten Armee Fraktion, vom Pflasterstrand und von der Mülltrennung zum Bewunderer der »milden Klugheit« des Silvio Berlusconi gereift, wundert sich über den Wankelmut fremder Stämme:

Italien ist unberechenbar.

Hier spricht der Kenner. Er löst schwierigste Probleme. Wie oft habe ich mich gefragt: Was macht den Westen aus? Ich hätte nicht mich fragen sollen, sondern den Schmid:

Beides macht den Westen aus: die Gewißheit, daß es Situationen geben kann, in denen zum Mittel des Krieges gegriffen werden muß – was nichts anderes heißt, als daß es nicht human wäre, in jedem Fall den Krieg dem Nichtkrieg vorzuziehen; und in jeder konkreten Situation der unbezähmbare Zweifel, ob es richtig ist, den Krieg zu wählen. Nur beide Seiten zusammen machen das westliche Modell aus.

Es wäre einfach nicht human gewesen, dem Indochinakrieg, dem Kongokrieg, dem Algerienkrieg, dem Vietnamkrieg, dem Grenadakrieg, dem Falklandkrieg, dem Jugoslawienkrieg den Nichtkrieg vorzuziehen. Es mußte zum Krieg gegriffen werden. Zwar gab es in jeder Situation unbezähmbare Zweifel, ob man nicht doch die Charlys und andere Kanaken am Leben lassen sollte – am Ende siegte die Humanität, das westliche Modell. Sagt Schmid, eins seiner unzähligen Models.

»**B**ild« fragt:

Wie erkenne ich, ob ich China-Zähne im Mund habe?

Zahnbülste wild gelb.

Im Wahlkampf hatte die SPD plakatiert:

Ich wähle Doris' ihren Mann seine Partei.

Die süßeste Versuchung, seit es »Frau Schwarzer ihr Haus seine Lieblingswurst« gibt, und hätten die Genossen den Apostroph hinterm Doris weggelassen, wäre ich ihr wohl erlegen.

Hugo Müller-Vogg, wegen zu naßforscher Aussprache aus dem Herausgeberkreis der »FAZ« entlassen, gibt bei »Bild« Nachhilfe in Gemeinschaftskunde:

Denkt Schröder weiterhin nur an die Wähler, richtet er ungeheuren außenpolitischen Schaden an. Handelt er dagegen im Interesse des Landes, bekommt er Schwierigkeiten mit den eigenen Anhängern.

Dem Land nutzt, wenn der Gewählte verhindert, was die Wähler wollen. Wer tut, was die Wähler wollen, schadet dem Land. Das ist Demokratie: hier alle Staatsgewalt, dort Volk, aus. Geht doch.

In der »Zeitschrift für kritische Theorie« schreibt Katja Diefenbach, erneut unter ihrem slowenischen Pseudonym »Slavoj Zizek«, aber, damit es nicht alle gleich merken, auf englisch:

When, exactly, can a people be said to be happy? In a country like Czechoslowakia in the late 1970s and 1980s, people in a way effectivly WERE happy: three fundamental conditions of happiness were fulfilled there. First: Their material needs were basically satisfied – not TOO satisfied, since the excess of consumption can in itself generate unhappiness. It is good to experience a brief shortage of some goods on the market from time to time (no coffee for a couple of days, then no beef, then no TV sets): these brief periods of shortage functioned as exceptions which reminded people that they should be glad that the goods were generally available – if everything is available all the time, people take this availability as an evident

fact of life and do not longer appreciate their luck.

Die Begründer dieser kritischen Theorie heißen Hedwig Courths-Mahler, Rainer Maria Rilke (»Armut ist ein großer Glanz aus Innen«) und Joseph Ratzinger. Pfarrer, Professoren, Politiker haben sie verbreitet, angefeindet von einer kleinen Schar Ungläubiger, die in der Reklame für den heilsamen Verzicht nichts sahen als ein »metaphysisches Winterhilfswerk«. Sie sind, wie dieser Adorno, in der Redaktion der Zeitschrift für die kritische Theorie des segensreichen Mangels vergessen. Sehr zu Recht.